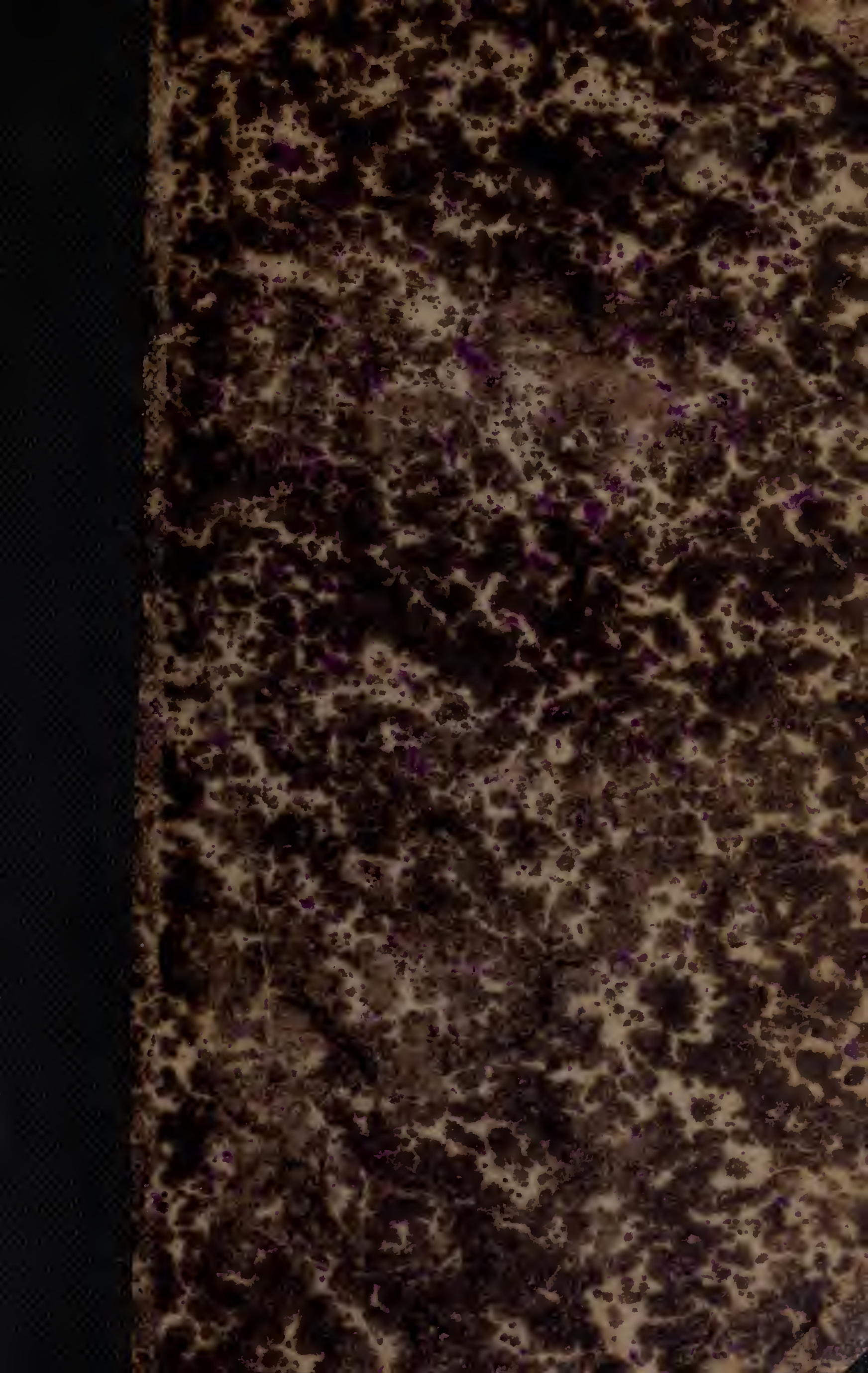
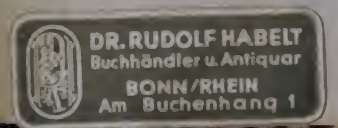
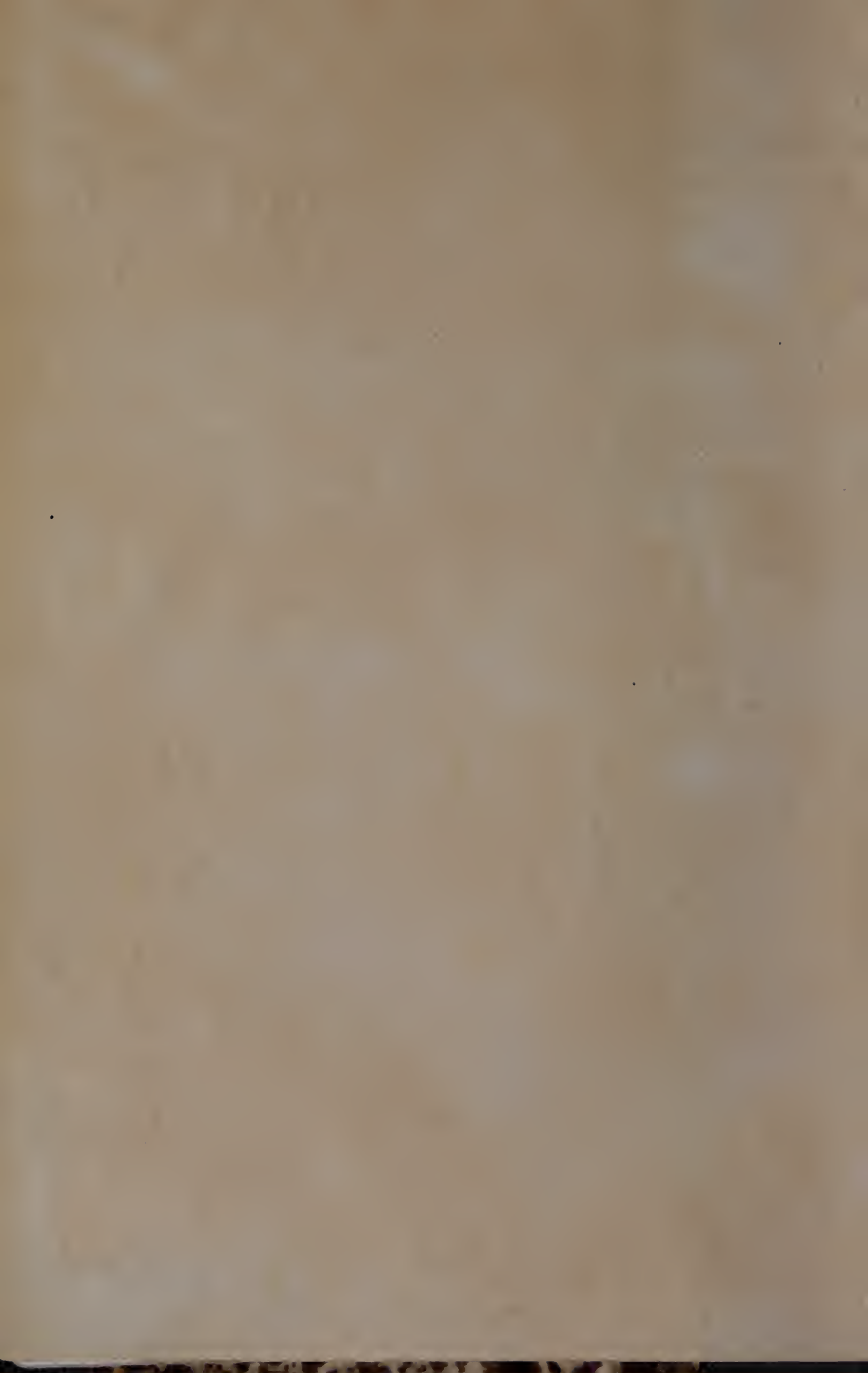






Griechische Reiseskizzen.

„Wie dem auch sein mag, so mag einem Jeden die Art und Weise, Kunstwerke aufzunehmen, völlig überlassen bleiben. Mir ward bei diesem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Anschauung Dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des klassischen Bodens nennen dürfte. Ich nenne dies die sinnlich geistige Ueberzeugung, daß hier das Große war, ist und sein wird. Daß das Größte und Herrlichste vergeht, liegt in der Natur der Zeit und der gegeneinander unbedingt wirkenden sittlichen und physischen Elemente. Wir konnten in allgemeinster Betrachtung nicht traurig an dem Zerstörten vorübergehen, vielmehr hatten wir uns zu freuen, daß so viel erhalten, so viel wieder hergestellt war."

Goethe in der Italienischen Reise.

Griechische Reiseskizzen.

Von

Hermann Hettner.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1853.

Athen.



Inhalt.

I. Athen.

II. Peloponnes und Nordgriechenland.

Die Ankunft.

Athen, 2. April 1852.

Unser erstes Ziel haben wir erreicht; wir befinden uns seit gestern früh in Athen.

Das Schiff war Abends von der Insel Syra abgegangen, und wir näherten uns bereits der attischen Ebene, als uns des Morgens unser Reisediener Dimitri weckte. Wir stiegen auf das Verdeck; es war auf der Höhe der phalerischen Bucht. Welch' ein Blick! — ich werde ihn nie vergessen. Zur Seite liegen die weltberühmten Inseln Aegina und Salamis; und drüben auf dem Festlande steigt der mächtige Pentelikon auf, seine Arme über das Thal weit ausbreitend, gleich als wolle er es unter seinen Schutz nehmen, und an diesen schließt sich der langhingestreckte Hymettus und der einsame, feingezeichnete Bergkegel des Lykabettus; und endlich, für den ungeduldigen Reisenden fast allzuspät, tritt immer deutlicher und deutlicher auch der Hügel der Akropolis hervor, mit den weithinschimmernden Säulen des Parthenon, der Propyläen und des kleinen Niketempels.

Wir landeten im Piräus, dem Seehafen von Athen. Es giebt wohl nirgends ein so günstiges, von allen Seiten geschlossenes Hafenbassin, als dieses; der alte Themistokles, der die Seemacht der Athener begründete, wußte sehr wohl, was er wollte, als er den Athenern anrieth, ihre hauptsächlichste Stärke im Piräus zu suchen.

Während unser Diener beschäftigt war, unsere Sachen an's Land zu bringen, ergötzte ich mich an den malerischen Gruppen von Griechen und Griechinnen, die rings um mich herum auf dem Verdeck lagerten. Wunderbar schön sind die Männer. Das schwarzgelockte Haupt ist mit einem knapp anschließenden rothen Feß bedeckt. Stechende Augen, schwarzbrauner Teint, die Nase lang, aber leise gebogen, das Kinn spitz, aber kräftig vortretend. Der Nacken ist frei. Nur ein schmaler weißer Kragen legt sich über das rothe oder blaue Camisol, dessen freischwebende Aermel die zierliche Bewegung der Arme begleiten. Auf der Brust liegt das weiße, fein geglättete Hemd. Und von den Hüften schwebt durch einen farbigen Gürtel zusammengehalten bis zum Knie die weiße, faltenreiche Fustanella, ein hemdartiger Ueberrock, der der ganzen Gestalt eine feine, wenn auch zuweilen fast weibische Zierlichkeit giebt. Unter den Knieen sind die Beine in knappe, scharlachrothe oder blaue, mit blauen Quasten und Stickereien gezierte Gamaschen geknöpft, und die Füße sind mit zierlichen Schnabelschuhen oder Sandalen bekleidet. Ein Mantel von zottigem Ziegenfell mit frei schwebenden Aermeln, oder bei

Vornehmen, ein blauer Paletot mit rothem Kragen dient in der strengeren Jahreszeit als Ueberwurf.

Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man die Laute, die uns bisher nur aus Homer und Thucydides bekannt waren, hier als lebende Sprache von den gewöhnlichsten Leuten sprechen hört; und als ich gestern in Syra den Speisezettel zur Hand nahm und auch dieser in griechischen Worten und Lettern geschrieben war, da, muß ich gestehen, war mir einen Augenblick ganz verzaubert zu Muthe. Es war mir, als sei das alte Wundervolk, das uns wie ein halbverklungenes Märchen in der Phantasie lebt, wieder auferstanden, und es hätte mich gar nicht gewundert, wenn Sokrates gekommen wäre, das Haupt bekränzt, und hätte uns zu einem platonischen Gastmahl geladen. Denn in Wahrheit, mögen nun diese Neugriechen die wahren Abkömmlinge der Altgriechen sein, oder mag noch so viel slavisches Blut in ihren Adern fließen, diese Menschen — die Männer vornehmlich — wissen sich mit einem Adel und mit einem Schwunge zu tragen und zu bewegen, daß uns die ganze Plastik der alten Kunst aus diesen Gestalten lebendig zur Seele spricht. Ich sah gestern auf der Straße in Syra einen griechischen Palikarenhäuptling und einen vornehmen Mann aus Sparta mit einander Arm in Arm auf- und abspazieren; diese gingen so stolz und ihrer Schönheit so selbstbewußt, daß ich mich gar nicht satt an ihnen sehen konnte; sie gemahnten mich wie verkommene Nachkömmlinge alter Königsgeschlechter, die selbst im Bettlermantel noch immer

die alte Würde zu wahren wissen. Merkwürdig ist es, daß die Frauen, wenigstens die städtischen, in ihrer Kleidung fast ganz modernisirt sind. Das giebt ihnen bei ihrem braunschwarzen Teint und ihrem üppigen Haarwuchs ein entsetzlich saloppes Ansehen. Schöne Griechinnen konnte ich bis jetzt nur wenig entdecken. Sie verblühen alle sehr schnell, und das mag wohl daher kommen, daß sie meist, ebenso wie die Frauen in Sicilien, ihre Kinder bis in das dritte und vierte Jahr hinein stillen.

Das kleine Städtchen des Piräus, flach in der Ebene gelegen, ist ganz modern gebaut mit modernen Kaffeehäusern und Kaufmannsspeichern. Obgleich es in den letzten Jahren sehr an Ausdehnung zugenommen hat, hat es doch noch lange nicht den Umfang der alten Hafenstadt. Das obere Ende der Bucht, wo die Sage die Gebeine des Themistokles ruhen läßt, ist sumpfig und fieberhaft.

Aber für dies Mal halten wir uns nicht lange im Piräus auf, es drängt uns nach Athen. Wir fahren vorüber an den Ueberresten der „langen Mauer“, wir fahren über den Kephissos durch die letzten Ausläufer des heiligen Olivenhains. Die Straße ist so angelegt, daß man fortwährend die Akropolis von Athen im Angesicht hat. Diese Fahrt dauert etwa eine Stunde. Endlich sind wir in der Nähe der Stadt. Zur Rechten zwischen dem Hügel der Akropolis und der Straße, auf der wir uns befinden, liegt der alte Theseustempel, mit

seinen goldbraunen Säulen und Wänden uns in der leuchtenden Morgensonne wie zum freundlichen Gruße entgegenstrahlend.

Die neue Stadt hat keine Ringmauern, keine Thore. Man fährt durch die Hauptstraße, die Straße des Hermes. Der erste Eindruck der Stadt war verstimmend und wohl geeignet, alle träumerischen Illusionen von einem raschen Aufblühen des neuen Griechenlands zu zerstören. Die Häuser sind sehr eng und niedrig, meist einstöckig, zum größten Theil ohne Fenster; hölzerne Laden schließen bei schlechtem Wetter und in der Nacht die Oeffnungen, die als Fenster dienen. Die Straßen, selbst die Hauptstraße, sind ganz entsetzlich schmutzig, denn sie sind alle ungepflastert. Es überfiel mich eine namenlose Trauer. Ich dachte an Rom. Rom ist auch nicht mehr so groß, wie seine große Vergangenheit; aber es hat ein glanzvolles Mittelalter, und auch jetzt steht es im Wesentlichen mit der ganzen europäischen Bildung auf gleicher Höhe. Wie ganz anders hier! Griechenland nahm einen Aufschwung zur Zeit seines ruhmreichen Befreiungskrieges; aber dieser Aufschwung ist verpufft. Das ganze Land ist zu arm, als daß es sich durch sich selbst erhalten, geschweige denn aufblühen könnte. Der Grieche ist betriebsam, ja er ist so fleißig, daß ich nie einen ähnlichen Fleiß in Italien gesehen habe. Aber alle diese Anstrengungen sind vergeblich, wenn Griechenland sich nicht reicher bevölkert und durch die zunehmende Bevölkerung die reichen Schätze des Landes und die schönen Hafenplätze der Küsten besser benutzen

kann. Es ist unsäglich niederdrückend, wenn man überall die ärgste Barbarei sieht, und darauf das ganze moderne Baiernthum aufgepfropft. Wilde Gesichter in bairischer Uniform; und eine Wachparadenmusik, die mit ihren neuesten Opernmelodieen ihr Schönes in Berlin und Potsdam hat, in Athen aber geradezu empörend ist.

Wir wohnen hier im Hotel d'Orient, einem ganz rheinisch-fashionable eingerichteten Gasthof. Und damit Du siehst, in welchem Sinne die atheniſchen Gastwirthe die europäischen Sitten auffassen, will ich Dir sagen, daß wir in diesem in Pension sind und täglich acht Francs zahlen. Dafür haben wir ein Jeder ein ganz elegantes Zimmer mit vortrefflichen Betten, und Morgens um zehn Uhr nach englischer Weise ein Frühstück mit Thee, Eiern und Cotelетts; Nachmittags um sechs Uhr ein Mittagsmahl von sechs Gängen. Wir hätten uns billiger und einfacher eingerichtet, aber das geht hier nicht an. Ein bairischer Gastwirth, der sonst hier Wohnungen an Deutsche vermiethet, ist zufällig nicht anwesend. Und so giebt es jetzt hier nur zwei wohnliche Gasthöfe, und von diesen ist der unsrige der billigste. In Chambres garnies zu wohnen, hat man uns allgemein abgerathen. Dazu sind wir der Sprache nicht mächtig genug, und der Grieche ist zu betrügerisch, als daß wir uns ihm auf Discretion überlassen möchten. In unserem Gasthof wird vorwiegend italienisch gesprochen.

Sogleich nach der Ankunft gingen wir auf die Akropolis. Wie die Alten Athen Hellas in Hellas nannten, so ist die Akropolis Athen in Athen. Sie ist der Inbegriff alles Höchsten, was der menschliche Geist an Bau- und Bildwerken geschaffen hat, und sie ist dies heut um so mehr, da außer dem Theseustempel und dem zierlichen Mal des Lysikrates in der Stadt selbst keine ächt griechischen Bauwerke mehr erhalten sind.

Ich war seit Jahren vertraut mit allen Wunderwerken, die hier meiner warteten. Und dennoch! dennoch war mein Gefühl bei dem ersten Anschauen ein sehr getheiltes. Wir haben uns so sehr gewöhnt, bei dem erhabenen Namen der athenischen Akropolis immer nur an die großen Bauten und Bildwerke des Perikles und Phidias zu denken, daß wir darüber die Festungsmauern, die diese Bauten umgeben, in unserem Phantasiebilde fast gänzlich vergessen. Die meisten Abbildungen, die von der Akropolis im Umlauf sind, sind der landschaftlichen Wirkung halber immer nur von der Westseite aufgenommen. Dort freilich treten jene Festungswerke fast gänzlich zurück, und Tempel und Bildsäulen werden uns wie auf einem Präsentirteller entgegen getragen. Jedoch diesen freien Blick haben wir eben nur auf der Westseite, in der Nähe der Pnyx, die die Stätte der alten Volksversammlungen war, auf dem Nymphenhügel und auf der piräischen Straße. Und nun erzeugt sich für Den, der die Oertlichkeiten Athens nicht ganz genau kennt, gewöhnlich die Vorstellung, als thronten diese Tempel majestä-

tisch über der Stadt, Allen sichtbar und Allen eine eindringliche Mahnung an die Macht der Götter und an den Glanz der Stadt, die diesen Göttern solche prachtvolle Tempel geschaffen. Aber diese Vorstellung ist durchaus falsch. Von der Stadt aus erscheint die Akropolis nur als ein vorwiegend militärischer Bau; die Propyläen und der Niketempel sind ganz von den Festungsmauern verdeckt, und vom Parthenon und vom Erechtheion, das der Stadtseite zugekehrt ist, ragen nur der Dachstuhl und die oberen Enden ihrer Säulen kärglich herüber. So aber ist es nicht etwa blos heute; so war es auch im Alterthum. Freilich sind diese Mauern, wie sie jetzt dastehen, besonders in ihren oberen Theilen, erst aus dem Mittelalter und aus der Zeit der türkischen Herrschaft; aber einzelne Stücke, die unzweifelhaft alt sind, zeigen mit Sicherheit, daß diese Mauern auch im Alterthum mindestens ebenso hoch waren. Das neue Athen steht genau auf der Stelle des alten. Es ist gewiß, auch der Athener des Perikleischen Zeitalters sah nur von der Gegend der Pnyx und von den entfernteren Stadttheilen des äußeren Keramikos die strahlende Herrlichkeit seiner Tempel; in den belebtesten Gegenden des städtischen Verkehrs sah auch er Nichts, als diese äußeren Festungswerke.

Ich gestehe, daß mich dieser Eindruck zuerst überraschte; und es mag wohl nur wenige Reisende gegeben haben, die nicht in ähnlicher Weise hierin eine Art von Enttäuschung gefühlt hätten.

Der Hügel der Akropolis erhebt sich etwa 350 Fuß hoch am südlichen Ende der Stadt. In der ältesten Zeit war er die Stadt selbst; erst unter Theseus breiteten sich die Wohnungen am Fuße des Hügels aus, weshalb das spätere Athen auch die Stadt des Theseus genannt wurde. Auf der Nord-, Süd- und Ostseite steigt er mit steilen und unerklimmbaren Felswänden jäh empor. Nur gegen Westen ist er von dieser natürlichen Befestigung entblößt. Diese Westseite ist daher, wie heutzutage, so auch im ganzen Alterthume, immer der gewöhnliche Aufgang zur Akropolis gewesen. Jetzt ist der Eingang mit mittelalterlichen und türkischen Mauerwerken verbaut, und nur durch eine enge Seitenpforte gelangt man in das Innerste des Allerheiligsten. Wir gehen durch diese Pforte und wir stehen vor der großen und breiten Treppe, auf deren Höhe uns oben als ihr natürlicher Abschluß die Propyläen entgegentreten, das festliche Eingangsthor, das die Griechen des Perikleischen Zeitalters zur Betretung der Akropolis ladete. Diese Propyläen, in der Mitte das große Thor, von dem das Brandenburgische Thor in Berlin nur ein sehr schwaches Abbild giebt, und zur Seite die gewaltigen Seitenflügel, von denen, der künstlerischen und militärischen Doppelbestimmung der Akropolis entsprechend, der eine ein Waffenmagazin, der andere eine Pinakothek, d. h. eine Gemäldegalerie war, gehören zu den vollendetsten Bauten der vollendetsten Kunstblüthe. Aber die Säulen sind verstümmelt, das Dach zertrümmert; ein häßlicher mittelalterlicher Festungsthurm stört den einheitsvollen Eindruck; die Treppen sind in vereinzelte Bruch-

stücke auseinandergeschleudert. Und der durch die Bemühungen von Roß und Schaubert aus den alten Trümmern wieder aufgebaute zierliche Niketempel, der vor den Propyläen steht, dient nur dazu, uns das Gefühl recht lebhaft zu machen, was für eine unendliche Welt der Schönheit uns hier für immer verloren ist. Durch die Propyläen hindurch geht es nun an regellos aufeinandergeschichteten Bautrümmern vorüber zu dem Parthenon, dem schönsten und größten Tempel des Alterthums. Wohl erfüllen uns diese hochaufstrebenden Säulen und die Gesimse des Daches und der Decke durch ihre schönen Formen und Verhältnisse mit Bewunderung und Entzücken; aber auf den ersten Anblick vermag die Phantasie nicht, aus dieser gräßlichen Verstümmelung, der auch dieser Bau unterlegen ist, sich lebendig das Ganze wieder in seiner vollen Herrlichkeit herzustellen. Die Säulen, jetzt des Daches, der Deckenbalken und zum Theil der Kapitelle beraubt, ragen klagend in die blaue Luft hinein, und ringsherum liegen auf dem Boden des inneren Tempelraumes die schönsten Baustücke wüst durcheinander; ein schaudererregendes Schlachtfeld, auf dem die verstümmelten Leichen und Glieder nur Klage und Entsetzen erregen. Man mag diese Zertrümmerung noch so oft in Bildern und Büchern gesehen und gelesen haben; hier an Ort und Stelle wirkt sie in einer Weise ergreifend, wie ich es nimmer gedacht hätte. Die Phantasie arbeitet und arbeitet, diesen ersten niederschlagenden Eindruck zu überwinden; es gelingt ihr nicht. Sie erwartete Erhebung, sie findet nur Druck; sie erwartete Lösung von Räthseln, die sie bis dahin beschäftigt hatten, sie findet statt der Lösung nur

neue Räthsel und verzweifelt fast daran, hier jemals zur Klarheit und zum Genuß zu kommen. Kaum fand ich Stimmung, noch hinüber zu dem wunderbar zierlichen Erechtheion zu gehen. Die ionischen Säulen dieses Erechtheions sind so leicht und anmuthig, das Ganze so schlank und zierlich, in allen Einzelnheiten so durchgebildet und feingegliedert; und fragt man nun, wie die einzelnen Theile dieser zwei Zellen mit ihren doppelten Seitenflügeln unter sich zusammenhangen, so haben wir auch hier wieder nur Fragen, und Niemand weiß uns eine bestimmte Antwort zu geben.

Kurz, der erste Tag in Athen war für mich ein Tag der Qual. Nicht Aufklärung fand ich, sondern nur Verwirrung; nicht Genuß, nur Verstimmung. Und dazu lag ein trüber Scirocco am Himmel, so daß ich das schöne Blau des Meeres und die wunderschönen Formen der Berge und den ganzen Reiz der herrlichen attischen Ebene, die mich frühmorgens so unendlich entzückt hatte, mehr nur ahnen, als wirklich in mich aufnehmen konnte. Ich legte mich Abends tief verstimmt zu Bett, und es war ein Glück für mich, daß ich sehr ermüdet war, sonst hätte mich Verdruß und Mißmuth um allen Schlaf gebracht.

Glücklicherweise änderte sich heute früh dies Alles gänzlich. Ich machte zuerst einen Rundgang um die hauptsächlichsten Baudenkmale der Stadt. Darauf zog ich wieder hinauf nach der Akropolis. Wie viel klarer und genußreicher war mir

schon heute der Anblick. Die Aufgaben, die ich mir für meine hiesigen Studien zu stellen habe, traten mir bereits bestimmter in's Bewußtsein, und ich beschloß die heutige Wanderung mit dem Gefühl, daß ich für die kurze Zeit, die ich hier verweile, zwar ganz unendlich viel zu thun und zu lernen habe, aber daß, wenn man erst über den ersten Eindruck der uns hier entgegentretenden entsetzlichen Zerstörung hinüber ist, die Phantasie mit leichter Mühe schließlich ein lebendiges Bild von der ganzen Herrlichkeit dieser höchsten Kunstschöpfungen des menschlichen Geistes sich gewinnen kann.

K o l o n o s.

Athen, 3. April.

Ich habe heut einen sehr genußreichen Tag verlebt. Der Sommer ist jetzt hier eingezogen, der wärmste Sonnenschein liegt über Attika, die Gegend erscheint in ihrer ganzen zauberhaften Schönheit.

Wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, ohne Zweck und Ziel harmlos im Thale umher zu streifen. Oben der heitere blaue Himmel, auf der einen Seite die schönen Formen des Hymettus, und auf der anderen die vielverschlungenen Bergzüge des Parnes, dazwischen die unzähligen kleinen Hügel, die in der Nähe des Lykabettus und der Akropolis aus der Ebene wellenartig auftauchen, und dann am Ende des Thales das weite Meer, — wer könnte sich satt schauen an diesen Formen und Farben? —

Es war nicht zufällig, daß wir den Weg nach dem Olivenhain einschlugen, obgleich wir vorgestern schon bei unserer

Fahrt vom Piräus an diesem vorübergestreift waren. Er bot uns bei der zunehmenden Hitze in der baumlosen Gegend kühlenden Schatten. Wie still und friedlich war es hier! Nur hie und da ein einzelner Arbeiter, der seine Gemüsepflanzungen baute; dafür aber viel Nachtigallenschlag, denn die Nachtigallen scheinen diesen Hain heut noch gerade so zu lieben, wie im Alterthum. Wir gingen den mannichfachen Grabenwindungen nach, in denen die schweifenden Wässer des Kephissos, die *νομάδες κρῆναι Κηφισσοῦ*, wie sie bei Sophokles heißen, nach einer Art von kunstreichem Systeme die ganze Trift berieseln. Und der Gau von Kolonos, der schon im Alterthum durch seine Fruchtbarkeit und durch den üppigen Wuchs seiner Oelbäume und Platanen berühmt war, ist auch heute noch der fruchtbarste Theil der attischen Ebene. Sein saftiges Grün sticht wunderbar lieblich ab gegen die Kahlheit der übrigen Gegend.

Wir hatten uns in diesem Gewirre der Graben und Hecken verirrt, falls sich Jemand verirren kann, der sich keinen bestimmten Zielpunkt gesetzt hat. Es war uns daher eben recht, als wir dann unerwartet drei oder vier Häuser entdeckten, von denen wir sehr bald das eine als ein Ergastirion, d. h. als eine Schenke, erkannten. Die Bauart war, wie bei allen griechischen Hütten, möglichst ursprünglich. Vier Mauern, darüber ein leichtes Ziegeldach; eine Thür und einige mit Laden verschließbare Fenster — das ist Alles, was der ärmere Grieche von seiner Wohnung fordert. Keine Glasscheiben und kein Schornstein; keine Decke und keine Dielen; der Fußboden ist

einfach abgeplättet; in der Mitte aber oder an einer Seitenecke ist er mit zwei oder drei Steinen gepflastert, die einem fast ewig brennenden Feuer als Herd dienen. Hier in unserem Ergastirion war sogar noch eine Art Luxusbau. Im Hintergrunde erhob sich ein hölzerner Söller, zu dem eine Leiter hinaufführte. Dort war die Schlafstätte. Unter dem Söller aber lagen vier stattliche Fässer. Einige Männer saßen in landesüblich orientalischer Weise mit untergeschlagenen Beinen auf einem bunten Teppich, der über einen Theil des Fußbodens gebreitet war. Sie rauchten ihre Papiercigarren und schwatzten und waren froh, als der Wirth, der schon öfters mit Fremden verkehrt hatte, mit uns einige Worte italienisch und französisch radebrechte. Er lieferte ihnen durch das, was wir ihm von unserem Namen, Vaterland und Reisezweck sagten, willkommenen Stoff zu neuer Unterhaltung.

Der Wein lockte mich. Aber es erging mir auch hier, wie es mir bisher noch immer mit dem griechischen Wein ergangen ist. Er ist für mich fast ungenießbar; denn er ist stark mit Harz vermischt. Es ist sicher, daß die Alten gleichfalls diese Gewohnheit hatten; das lehrt uns schon der mit einem Pinienapfel gekrönte Thyrsus des Dionysos. Aber mein Gaumen ist nicht Alterthumsenthusiast genug, um sich dieserhalb zu bekehren.

Ich setzte mich in die Nähe der Thür. Draußen plätscherten kühlend die Wellen des Kephissos; vier schattige Silber-

pappeln standen am Ufer, und durch das sanfte Grün der Blätter hindurch blickte eine kleine Kapelle der heiligen Jungfrau, die von der griechischen Religion unter dem Namen der Panagia verehrt wird; und aus weiterer Ferne ragen die blauen Formen des Hymettus herüber.

Nachdem wir uns ausgeruht hatten und unsere Wanderung fortsetzten, kamen wir in wenig Minuten in einen schönen Cypressengarten. Durch alle Jahrhunderte hindurch hat sich die Ueberlieferung erhalten, daß dies der Platz der alten Akademie ist, und alle Nachrichten, die wir von der örtlichen Lage dieses berühmtesten Gymnasiums der Athener besitzen, bestätigen diese Kunde. Wo einst prächtige Heiligthümer standen, wo die schönste Blüthe der athenischen Jugend die angeborene Körperschönheit lustig durch gymnastische Uebungen stählte, und wo von den Lippen des Platon die höchste Weisheit der Griechen in lieblicher Rede ertönte, da ist jetzt nur ein einsames Landhaus, dessen Mauerwerke mit werthlosen Sculpturfragmenten geschmückt sind. Aber das dunkle Grün der melancholischen Cypressen und die lautlose Stille, die hier waltet, stimmt zu dem wehmüthigen Ernste, der uns überkommt, wenn wir hier unwillkürlich an den erschütternden Gegensatz des glänzenden Einst und des traurigen Jetzt denken müssen.

Wenn man aus dem Garten wieder in das offene Thal tritt, da erblickt man zwei Anhöhen, die, nicht weit von einander entfernt, eine jede sich etwa hundert Fuß über die Ebene

erheben. Die nördliche ist mit einer kleinen Kapelle geschmückt, die, wie mir ein vorübergehender Grieche sagte, dem heiligen Aemilian geweiht ist; die südliche, mehr der Stadt zugekehrte, trägt eine einfache Grabstele, die uns schon von Weitem mit dem blendenden Weiß ihres Marmors entgegenschimmert. Ich wußte, wer dort den ewigen Schlaf schläft. Ich bestieg den Hügel. Auf einer Basis von hymettischem Stein erheben sich drei Stufen aus pentelischem Marmor, und auf diese ist die Stele gestellt, die in griechischer Sprache die kurze Inschrift trägt: „Karl Otfried Müller. Er wurde geboren zu Brieg in Schlesien im Jahre 1797 und starb zu Athen den 20. Juli (1. August) 1840.“ Rings um die Stele herum, auf allen Seiten des Hügels, wachsen die rothblauen Blüthen des Asphodelos, jener altgriechischen Todtenblume, die Homer sogar in der Unterwelt blühen läßt.

Das ist wohl die schönste Grabstätte, die die Phantasie sich nur immer für diesen sinnigsten Alterthumskenner wünschen konnte. Dieser Hügel beherrscht die ganze attische Ebene. Gerade gegenüber liegt Athen und die Akropolis mit den emporragenden Säulen des Parthenon und des Erechtheion; zur Rechten der Parnes und Aegaleos, zur Linken der Pentelikon, Hymettus und Lykabettus; und über die Akropolis hinüber schweift der Blick auf das blaue Meer mit Aegina und Salamis. Dicht unter uns das schöne Grün der Akademie und des Olivenhaines, durch das die Silberwellen des Kephissos hindurchblitzen.

Es ist der alte Hippios Kolonos, der Schauplatz der schönsten Tragödie des Sophokles, des Oedipus auf Kolonos. Und als ich wohl länger als eine Stunde hier saß, auf den Marmorstufen von Otfried Müller's Grabmal, und meine Augen nicht müde wurden, immer und immer wieder in der herrlichen Landschaft umherzuschauen, da erklang fortwährend in meinem Innern jener unnachahmlich schöne Chorgesang, mit dem Sophokles seinen Geburtsort Kolonos verherrlichte. Jener Gesang hatte sich schon früh meinem Gedächtniß eingeprägt; aber noch nie fühlte ich ihn, so wie heute, in seiner ganzen tiefergreifenden Innigkeit.

Zur rosseprangenden Flur, o Freund,
Kamst Du, hier zu des Landes bestem Wohnsitz,
Dem glanzvollen Kolonos, wo
Häufig flatternd die Nachtigall
In helltönenden Lauten klagt
Aus den grünenden Schluchten,
Wo weinfarbiger Epheu rankt,
Tief im heiligen Laube des
Gottes, dem schattigen, früchtebeladenen,
Dem stillen, das kein Sturmwind
Bewegt, wo der begeisterte
Freudengott Dionysos stets hereinzieht,
Im Chor göttlicher Ammen schwärmend.

Hier im schönen Geringel blüht
Ewig unter des Himmels Thau Narkissos,
Der altheilige Kranz der zwei
Großen Göttinnen; golden glänzt
Krokos: nimmer versiegen die
Schlummerlosen Gewässer,
Die vom Strome Kephissos her
Irren; ewig von Tag zu Tag
Wallt er mit lauterem Regengusse durch
Der breiten Erde Fluren,
Das Land schnell zu befruchten, das
Auch die Chöre der Musen nie verschmähten,
Noch Kythere mit goldenen Zügeln.

Hier auch blüht ein Gewächs, wie im Gefild Asia's
keines,
Noch auf dorischer Flur, dort in dem weit
Prangenden Eilande des Pelops
Erwuchs; von selbst ohne Pflege keimt es,
Der Feindesspeere Schrecken, das
Gewaltig aufblüht in dieser Landschaft:
Mein sproßnährender, blauschimmernder Oelbaum,
Den kein bejahrter, kein junger Heerfürst
Je mit feindlicher Hand tilgend verheert,
Denn mit dem ewigen wachen Blick
Sehn Zeus Morias Augen ihn,
Und helläugig Athene.

Noch ein anderes Lob meiner Geburtserde, das beste,
Des großwaltenden Meergottes Geschenk,
Nenn' ich, des Landes edelste Gabe, —
Des Meeres Herrschaft, der Ross' und Füllen.
O Kronos Sohn, Du holst es ja
Zu diesem Preis, hehrer Gott Poseidon,
Der dem Rosse den wuthstillenden Zügel
Am ersten umwarf auf diesen Wegen.
Sieh, schnell rudernd, mit Macht nieder zum Meer
Hüpft in den Händen geschwungen das
Ruder, das Nereiden rings
Hundertfüßig umtanzen.

Das Anschauen dieser sagen- und liederberühmten Orte ist durchaus nicht blos der einfache Genuß landschaftlicher Schönheit; der Reiz liegt auch nicht allein in der sentimentalen Erinnerung, daß man hier auf einer Stelle steht, auf der einst die größten Männer des Alterthums, ein Sophokles und Platon gestanden; nein! man gewinnt in der That von der griechischen Sitte und Denkweise eine so lebendige Vorstellung, wie man diese daheim niemals durch das todte Bücherstudium gewinnen kann. Da sprechen unsere Aesthetiker immer davon, daß der Dichter sich vor der zeitlichen und örtlichen Nähe hüten müsse, daß diese der Idealisirung schwer zugänglich sei, daß der Dichter gut thue, wenn er den Leser oder Zuschauer in ferne Zeiten und Gegenden führe, denn dieser folge dann williger den Lockungen der dichterischen Erfindung. Aber wie

unwahr! Gerade aus der Verherrlichung der nächsten Nähe zog hier die Sophokleische Tragödie ihre gewaltigste Wirkung. Dieser Hain von Kolonos, den Sophokles so schön besingt, ist nicht eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Und wer ein noch schlagenderes Beispiel haben will, der braucht nur an die Eumeniden des Aeschylus zu denken. Auf der Akropolis war der Tempel der Athene, dicht darunter das Heiligthum der Eumeniden, und daneben der Areopag. Und Aeschylus setzt die Scene seiner Tragödie unmittelbar vor diesen Athenetempel, und am Schlusse des Stückes steigen die Athener herab und begleiten die Eumeniden in nächtlichem Fackelzuge singend in ihr Heiligthum, ja sogar der Grundgedanke der ganzen Dichtung ist wesentlich gar nichts Anderes, als die religiöse und dichterische Verherrlichung des altehrwürdigen Gerichtshofes, des Areopag, den der Dichter vor demokratischen Neuerungen wahren will und den er daher als von den Göttern selbst eingesetzt und beschützt darstellt. Das moderne Drama erlaubt sich höchstens in der Komödie diese örtliche und zeitliche Nähe des Inhalts. Die Athener aber fühlten auch im Ernst der Tragödie durch diese Nachbildung der nächsten Umgebung ihre Illusion nicht beeinträchtigt; im Gegentheil! — sie fühlten sich nur gehoben und gleichsam über sich selbst hinausgetragen, wenn von Dem, was sie alle Tage vor Augen hatten, der Dichter ihnen die ganze Tiefe der religiösen und poetischen Bedeutung offenbarte.

Die Stadt, die alte und die neue.

Athen, 4. April.

Athens landschaftliche Lage ist in der That wunderbar schön.

Du weißt, wie lieb mir die nächste Umgebung von Rom ist; drei glückliche Jahre meines Lebens wanderte ich fast täglich mit immer neuem Entzücken in der Campagna umher. Aber dennoch muß ich's sagen, die Umgebung von Athen ist viel schöner, als die Umgebung von Rom.

Einer der günstigsten Punkte, die ganze zauberhafte Landschaft zu überschauen, ist der Berg von Munychia. Er erhebt sich nicht weit vom Meere; zu seinen Füßen liegt der kleine Hafen, der mit ihm den gleichen Namen trägt. Dieser Berg beherrscht alle Häfen der piräischen Halbinsel. Thrasybul stürzte die dreißig Tyrannen, indem es ihm gelang, sich zum Herrn von Munychia zu machen. Und alle Belagerungen Athens von der Zeit Alexander's bis auf die neuesten Freiheits=

kriege herab beweisen hinlänglich, mit welchem Rechte schon unser alter Jugendfreund Cornelius Nepos behauptet, daß der Meister der Munychia auch immer der Meister von Athen sei.

Auf diesem Berge war ich heut. Ich fragte wenig nach den Ueberresten des Athenetempels und nach den Festungsmauern und nach den alten Zufluchtshöhlen, die sich hier noch finden. Diese Dinge sind nichtssagend und unbedeutend gegen die Fernsicht, die hier unserer wartet. Unter uns das sonnenwarme tiefblaue Meer mit den nahen Inseln Salamis und Aegina und den duftig violetten Felsen von Poros und Thermia. Weiter hinüber in wunderbarer Klarheit die unzähligen Buchten und Berge und Felsriffe des langhingezogenen Küstensaumes des Peloponnes. Und wenden wir uns dann nach der Landseite, da liegt die attische Ebene vor uns in einer Pracht und Schönheit, die würdig zu schildern nicht einmal die Form und die Farbe des Malers, geschweige denn das arme farb- und gestaltlose Wort der Sprache die Kraft hat. Diese weite Ebene erscheint fast wie ein regelmäßiger Halbkreis. Das zeigt sich besonders, wenn man nach der nördlichen Seite hinblickt, nach den Grenzgebirgen Böotiens. Der Kreis beginnt im Osten mit den hohen, ruhig und schwungvoll gezogenen Linien des Hymettus, er geht dann über in den mächtig aufsteigenden Pentelikon, biegt nördlich in die Rundung der attisch-böotischen Grenzberge des Parnes und läuft westlich in den Bergzug des Aegaleos aus, von dessen äußerster Spitze der übermüthige Xerxes der Schlacht von Salamis zu-

schaute. In der Ebene selbst aber erheben sich dann wieder kleinere Berge und Hügel. Der bedeutendste unter ihnen ist der kegelförmige, schlanke, oben mit einer kleinen Kapelle des heiligen Georg gekrönte Lykabettus, an dessen linke Seite sich eine sanfte Hügelreihe ansetzt, die sich dann bald in das Thal senkt, um nach kurzer Unterbrechung auf's Neue in den beiden Hügeln von Kolonos aufzutauchen. Und rechts vom Lykabettus, von diesem geschieden durch die breite Niederung, in der die Stadt liegt, steigen dann fünf andere vereinzelte Höhen auf; keine über vierhundert Fuß hoch; aber alle schön geformt, und — was ihnen den eigensten Reiz giebt — umweht von dem Zauberhauche der alten Geschichte und Sage. Es sind die Höhen des Museion, der Pnyx, des Areopag und der Akropolis, und als letzter Endpunkt der Nymphenhügel. Die Säulen der Akropolis strahlen im goldigsten Glanze herüber, die blitzenden Dächer der Stadt und die weißen Marmormassen des hohen Königspalastes bringen Leben und Bewegung in die stille Ruhe der Landschaft, und selbst da unten die silbergrauen Blätter des frischen Olivenhains, durch den die Wellen des Kephissos zuweilen hindurchblinken, bilden mit dem wechselvollen Spiel ihrer Farben einen wirksamen Mittelgrund, der sanft hinüberführt von der Bläue des Meeres zum Farbenglanze der Stadt und der Berge.

Die Landschaft von Athen ist eine plastische Landschaft. Plastisch auch in dem Sinne, daß sie nothwendig in den Bewohnern eine fest umrissene, plastische Anschauungsweise her-

vorrufen mußte. Auch das zweifelsüchtigste Gemüth muß es wohl endlich einsehen, wie innig der griechische Tempel und der romanische Baustyl und die Formengroßheit der italienischen Maler den breiten und ruhigen Formen der griechischen und italienischen Berge entsprechen; der gothische Dom aber und die eigensinnige, fast porträthafte Naturwirklichkeit der altdeutschen Maler den eigensinnigen Zacken und Spitzen der deutschen Landschaft. Die Höhen, die das Thal von Athen begrenzen, sind nicht so nahe, um den Blick zu erdrücken, und nicht so fern, um unbestimmt zu verschwimmen.

Ja wer es wüßte, wie dieses alte Athen aussah! Es hat doch einen eigenen Reiz, die Stätte genau zu kennen, auf der das bedeutendste Volk gelebt, sich gebildet, gedacht, gekämpft und geduldet hat.

Und doch wissen wir von der Gestalt der alten Stadt so gut wie gar nichts. Nicht einmal über den berühmtesten alten Stadttheil, über Lage und Umfang der Agora, konnte man sich bisher gehörig vereinigen. Es ist im Grunde genommen auch unnütz, diesen Dingen weiter nachzugehen. Hier können nur ausgedehnte Ausgrabungen endgültig entscheiden, und diese sind durch die Gründung des neuen Athen auf lange Zeit hin unmöglich geworden.

Die Alten bezeichnen Athen als die volkreichste Stadt von ganz Griechenland. Xenophon sagt in den Denkwürdigkeiten

des Sokrates (III, 5), Athen allein habe so viel freie Bürger wie ganz Böotien. Dennoch ist nach Böckh's und Leake's ausführlichen Untersuchungen die Einwohnerzahl Athens, die Sklaven mit eingeschlossen, schwerlich jemals über zweimalhunderttausend Seelen hinausgegangen.

Ueber den Umfang der Stadt haben wir nur sehr verworrene Nachrichten. Jedenfalls aber nahm sie, so weit man die Spuren der alten Mauern verfolgen kann, einen bedeutenden Raum ein. Thucydides sagt einmal, daß, würde einst die Stadt der Lacedämonier verödet und es blieben nur die Tempel und die Grundmauern der Häuser übrig, so würden bei den Nachkommen sich große Zweifel erheben, ob ihre Macht dem Rufe entsprochen habe; denn Sparta sei nicht zusammengebaut und habe keine kostbare Tempel und Anlagen, sondern sei nach althellenischer Weise dorfartig eingerichtet. Sollte aber, setzt er hinzu, die Athener das nämliche Schicksal treffen, so würde man aus dem äußeren Ansehen der Stadt schließen, sie sei doppelt so mächtig gewesen, als sie in der That ist.

Prachtvoll oder gar palastreich im Sinne der mittelalterlichen und modernen Städte war das alte Athen ganz gewiß nicht. Allerdings standen auf allen Straßen und Plätzen gewaltige Tempel, Heiligthümer, Säulenhallen, Statuen und Altäre; in der Nähe der Stadt waren schattige Haine und Spaziergänge, ja wir hören sogar von grünen Weiden und Platanen, mit denen der Markt bepflanzt war. Aber wie der

Bürger nur dem Staate gehörte und das Privatleben fast ganz und gar im Staatsleben aufging, so verbot auch die alte Sitte Glanz und Behaglichkeit der Privatwohnungen; der künstlerische Bau gehörte nur dem Tempel und den Staatsbauten. Die Häuser waren meist unansehnlich aus ungebrannten, an der Luft getrockneten Lehmziegeln gebaut und, wie die Häuser von Pompeji und Herkulanum, von geringem Umfang; im oberen Stockwerke hingen häufig auf die Straße Erker und Balkone herüber; und vorspringende Treppen und Geländer und Thüren, die nach außen geöffnet wurden, beengten die Straßen. „Die Häuser des Themistokles, Aristides, Miltiades und Cimon," sagt Demosthenes, „sehen nicht schöner aus als die eines Mannes vom großen Haufen; aber des Staates Gebäude und Anstalten sind so groß, daß sie von keinem Späteren übertroffen werden können." Erst in der Zeit des Perikles erhoben sich prächtigere Privathäuser, und später scheint allerdings der Häuserluxus immer mehr überhand genommen zu haben. Die Preise der Häuser, welche in den alten Schriftstellern vorkommen, gehen, nach Böckh's Angabe, von drei Minen (75 Thlr.) bis zu 120 Minen (3000 Thlr.), je nach der Größe, Lage und Beschaffenheit; Preise freilich, die wir erst dann richtig schätzen, wenn wir wissen, daß zur Zeit des Perikles eine Familie von vier Personen bei knappem Haushalt mit 120 Thlr. jährlich auskommen konnte. Das „Leben Griechenlands," das man früherhin dem Dikäarch zuschrieb, enthält eine Schilderung Athens. Die Straßen Athens, meint es, seien so krumm und eng, und die Häuser so klein und unbequem, daß

ein Fremder, der plötzlich in die Stadt versetzt würde, mit Recht zweifeln müßte, ob er in dem berühmten Athen sei. Aber es setzt hinzu: dieser Zweifel verschwinde, wenn er das Odeion sehe, „das prächtige, große und bewunderungswürdige Theater und den kostbaren, hochragenden, staunenswerthen Parthenon, der sich gerade über dem Theater erhebt und den Beschauer in großes Entzücken versetzt."

Was für entsetzliche Verwüstungen ergingen doch gerade über Athen! Man kann nicht ohne tiefste Erschütterung lesen, was Fallmerayer, dieser gründlichste Kenner des griechischen Mittelalters, in einer besonderen Abhandlung (Stuttgart 1835) über die Geschichte Athens zusammengestellt hat.

Die römischen Kaiser haben Athen aus Achtung vor seiner großen Vergangenheit immer mit der größten Auszeichnung behandelt. Athen behielt Glanz und Wohlstand, ja es erlebte unter Hadrian eine nicht zu verachtende Nachblüthe seiner alten Herrlichkeit. Aber Athen versank, als die Barbaren des Nordens, denen auch das römische Reich zum Opfer fiel, unaufhaltsam nach Griechenland vordrangen. Zuerst kamen die Scythen, in der Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Wie ein wilder Wettersturm rauschten sie rasch vorüber. Der Geschichtschreiber Dexippus, oder, wie Andere wollen, ein sonst unbekannter Feldherr Namens Kleodemus, schlug sie zurück. Eine alte, von Fallmerayer mitgetheilte Chronik will wissen, daß damals in Attika die Bäume ver=

brannt, die Häuser der Götter niedergerissen, und namentlich vom Tempel des olympischen Zeus sechs Säulen umgestürzt wurden. Sodann kommt am Schlusse des vierten Jahrhunderts der Gothenkönig Alarich, der große Zerstörer des griechischen Alterthums. Aber Alarich verfährt ziemlich glimpflich; er rückte schnell gegen den Peloponnes vor. Athen, obgleich nach dem Ausdruck des christlichen Bischofs Synesius der Haut eines verbrannten Opferthieres ähnlich, war am Anfang des fünften Jahrhunderts nichtsdestoweniger noch immer der Sitz und der Mittelpunkt aller damaligen Wissenschaft und Weisheit.

Athens letzte Stunde schlug in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, unter der Regierungszeit Justinian's I. Es war die Zeit jener großen Völkerwanderung, in der die Völker zwischen der Donau und dem baltischen Meere wie eine gewitterschwere Wolke sich über ganz Griechenland ergossen und im ganzen byzantinischen Reich, wie ein Zeitgenosse jener gräuelhaften Ereignisse sagt, keinen Landstrich, keinen Berg und keine Felsschlucht unverwüstet ließen. Damals wurde Athen von seinen Bewohnern verlassen, und Attika blieb beinah vier Jahrhunderte eine menschenleere Wüste. Die Athener flohen, wie einst ihre großen Vorfahren zur Zeit der Perserkriege, hinüber auf die Insel Salamis, wo sie sich Häuser und auch Kirchen bauten. Nur Wenige waren in der Akropolis und einige Andere in mehreren Thürmen der Stadt zurückgeblieben. Jeden Augenblick fielen Räuber aus dem Peloponnes ein, griffen die wenigen Zurückgebliebenen an, raubten

was sie fanden, und zogen sich dann wieder in die Gebirge zurück. Auf den menschenleeren Straßen wuchsen Bäume, und die ganze einst so herrliche Stadt wurde zuletzt ein Wald, ein Dickicht von Oelbäumen, in welches einmal, wahrscheinlich im Jahre 746, die Räuber Feuer anlegten. Dieser Brand verzehrte Alles, Bäume, Häuser und Alterthümer. Und zuguterletzt kam sogar noch ein Erdbrand hinzu, der die Weinberge am Piräus, die bis dahin die Athener von Salamis aus bebaut hatten, und den großen Olivenwald am Kephissos und alles Gehölz zwischen dem Hymettus und dem Meere vernichtete. Nur die Wellen, sagt klagend die alte Chronik, konnten der Wuth des Feuers Grenzen setzen. In diesem Zustande wurde Athen das byzantinische Sibirien. Wer am Hofe in Constantinopel in Ungnade fiel, wurde auf die athenische Akropolis verbannt.

Erst im ersten Drittel des zehnten Jahrhunderts tauchen wieder Nachrichten von einem neuen Athen auf. Aber die Bevölkerung war nur gering, obgleich sich die Bewohner von ganz Attika in die neue Ansiedelung zusammengedrängt hatten. So war die Lage Athens, als durch die Zertrümmerung des byzantinischen Reiches im Jahre 1204 Attika und Böotien einem burgundischen Baron, Otto von La Roche, als Beute anheimfielen. Drittehalbhundert Jahre blieb es unter der Herrschaft dieser Herzoge von Athen, die bald aus burgundischem, bald aus spanischem, bald aus florentinischem Geschlecht waren. Athen erblühte rasch; als Residenz wurde es

mit schönen Gebäuden geschmückt und bevölkerte sich mit einer großen Anzahl vornehmer französischer Familien aus Burgund, aus der Champagne und der Provence, mit spanischen aus Catalonien und den balearischen Inseln, mit italienischen aus Genua, Florenz, Neapel und Sicilien. Auf dem Lande erhoben sich Ritterburgen; die Feudalherrschaft mit allen ihren guten und bösen Eigenschaften wurde in Attika heimisch.

Im Jahre 1456 kam Athen in den Besitz der Türken. Zweimal, im Jahre 1464 und im Jahre 1687, versuchten die Venetianer es zu erobern. Vergeblich. In dieser letzten Belagerung war es, wo eine venetianische Bombe den Parthenon zerschmetterte und Athen wiederum völlig zerstört wurde. Drei Jahre lang blieb es verödet; die Bürger hatten sich auf Morea und die venetianischen Inseln zerstreut. Nach und nach kamen etwa siebzig griechische Haushaltungen und einige Türken in die verlassene Stadt zurück; zu diesen gesellten sich allmählich neue Ankömmlinge. Und dies ist dieselbe Bevölkerung, die im Wesentlichen unverändert blieb, bis im Jahre 1821 der griechische Befreiungskrieg ausbrach.

Ueberdenken wir diese entsetzlichen Wendungen im Schicksal des athenischen Bodens, wahrlich! da wundern wir uns nicht länger, daß nur so spärliche Denkmale der alten athenischen Herrlichkeit auf uns gekommen sind, sondern es dünkt uns fast unbegreiflich, wie überhaupt noch so viele dem allgemeinen Verderben entrinnen konnten.

Oben auf der Akropolis können wir uns aus den Trümmern der Perikleischen Bauten die verlorene Schönheit wie aus einem Palimpsest zwar mühsam, aber doch ziemlich verständlich herauslesen; hier unten aber in der Stadt selbst, von deren Bauten und Denkmalen doch sogar noch der alte Reisebeschreiber Pausanias zur Zeit der römischen Kaiser so Staunenswerthes zu berichten wußte, ist fast Alles von der alten Herrlichkeit spurlos verschwunden. Der schöne Theseustempel und das choragische Denkmal des Lysikrates, — das ist Alles, was aus der alten griechischen Zeit übrig ist. Ein kleiner ionischer Tempel, in Form und Anlage dem Niketempel sehr ähnlich, gewöhnlich der Tempel am Ilissus genannt, stand noch am Ende des vorigen Jahrhunderts aufrecht. Auch dieser ist jetzt völlig vernichtet. In den letzten Tagen sind Mauerreste aufgegraben worden, die vermuthlich dem Bouleuterion, dem alten Rathhause der Fünfhundert angehören. Aber diese Mauern sind ärmlich und unschön, und stammen unzweifelhaft erst aus einer späteren Zeit. Wahrscheinlich wurde das alte Bouleuterion ein Raub von Sulla's Verwüstungen.

Ungleich mehr Ueberreste sind aus der Zeit der Römer erhalten; besonders aus der Zeit Hadrian's, der in seiner Verehrung des griechischen Alterthums der größte Wohlthäter des späteren Athens ward.

Ich fühle keine Neigung in mir, Dir jetzt ausführlich den sogenannten Thurm der Winde oder die Stoa und das

Thor des Hadrian und das Theater des Herodes Atticus zu schildern. Es sind zum Theil gewaltige Werke. Aber angesichts der hohen Vollendung der Perikleischen Bauten wird man ungerecht gegen sie. Wer mag es mir verargen, wenn ich die kurze Zeit, die mir hier in Athen gegönnt ist, lieber Homer und Sophokles lese, als Virgil und Seneca?

Da drüben dicht unter dem östlichen Abhange der Akropolis steht der riesige Tempel des olympischen Zeus. Es war der größte Tempel des Alterthums; bereits Pisistratus hatte ihn begonnen, Hadrian aber erst vollendet. Noch sind sechzehn gewaltige Säulen erhalten, eine jede sechzig Fuß hoch und von einem Umfang, dessen Durchmesser mehr als sechs Fuß beträgt; oben sind sie gekrönt mit wunderbar reichen, fein profilirten korinthischen Kapitellen. Ich fühle es, fänden wir diese Säulen einsam für sich, durch keine anderen großen Eindrücke beeinträchtigt, wir würden weither zu ihnen wallfahrten und ihnen aus vollster Seele unsere gerechte Bewunderung zollen. Hier in Athen aber, durchdrungen von der einfachen Erhabenheit der höchsten Kunstblüthe, erwecken diese Säulen in uns nur das Gefühl der Leere. Wir sehen es, wie vergeblich sie sich abmühen, durch äußere Kolossalität und Pracht zu ersetzen, was ihnen an innerer Gediegenheit abgeht; und dieses Gefühl der Leere wird nur um so unabweislicher, je unverkennbarer dieser Bau in tolldreister Selbstüberschätzung die Herrlichkeit des benachbarten Parthenon zu überbieten trachtet.

Das neue Athen liegt durchaus auf dem Grunde des alten. Es ist wohl hauptsächlich vom König Ludwig ausgegangen, daß gerade Athen wieder die Hauptstadt des neuen Königreichs wurde. Diese sentimentale Romantik war aber entschieden ein politischer Mißgriff. Das alte Athen siedelte sich hier an, weil alle ältesten griechischen Städte aus Furcht vor den Einfällen der Seeräuber sich in einiger Entfernung vom Meere, landeinwärts, auf steile Anhöhen ansiedelten. Heute fällt diese Ursache weg. Griechenland ist wesentlich auf die See angewiesen. Die natürliche, d. h. die durch die Zeitverhältnisse und durch die billige Rücksicht auf Griechenlands Handel und Weltverkehr geforderte Lage der neuen Hauptstadt war nur der Piräus, wie ja schon Themistokles den Athenern anrieth, diesen als ihre eigentliche Stadt zu betrachten. Vielleicht war aber Attika überhaupt für eine Städtegründung, die der natürliche Mittel- und Schwerpunkt eines einheitlichen Königreichs sein soll, in einer zu entfernten Landecke gelegen. Es zeugt von der hohen Weisheit Capodistria's und der Venetianer, daß sie zunächst Nauplia, das schöne, mit einem herrlichen Hafen versehene, zu ihrem Regierungssitz wählten. Und bekanntlich ging man einmal sogar mit dem Plan um, die Hauptstadt auf den korinthischen Isthmus zu legen, auf die schmalste Stelle desselben; sie beherrschte dann beide Meere.

Nichtsdestoweniger ist das neue Athen bis jetzt rasch aufgeblüht. Es hat einige zwanzigtausend Einwohner und nimmt einen stattlichen Flächenraum ein. Zwei Hauptstraßen, die

sich in ihrer Mitte rechtwinklig durchschneiden, durchlaufen die ganze Länge und Breite der Stadt. An diese setzt sich dann das übrige wirr durcheinander geschlungene Straßengeäder. Die eine dieser Hauptstraßen, die Hermesstraße, geht von Westen nach Osten; sie ist die unmittelbare Fortsetzung der vom Piräus kommenden Landstraße, und mündet in den großen freien Platz, der eine hübsche Gartenanlage vor der königlichen Residenz bildet. Sie wäre in moderner Weise ganz geradlinig, wenn nicht an der einen Stelle eine kleine malerische altbyzantinische Kirche vorspränge und durch diesen Vorsprung eine leise Biegung der Straße veranlaßte. Die andere Hauptstraße führt vom Süden zum Norden. Sie heißt die Aeolusstraße, weil ihr südlicher Ausgangspunkt der unter der Akropolis liegende, aus der Römerzeit stammende Thurm der Winde, der Thurm des Aeolus ist. Diese Straße ist uneben, aber durchaus geradlinig; von jedem Punkte aus sieht man die Mauern der Akropolis.

Hier ist das eigentlich moderne Athen. Es giebt zwar auch hier noch genug schmutzige Hütten, aber dennoch ist die große Mehrzahl der an diesen beiden Straßen liegenden Häuser zweistöckig, sogar zuweilen elegant und sauber. Hier giebt es Glasfenster und zweiflüglige Hausthüren, oft auch Altane, über die dann gewöhnlich ein stumpfwinkliger Seitengiebel vorspringt. Dies sind die Straßen der Kaffeehäuser und Kaufläden. Und siehst Du dann unten zu ebener Erde die vielbesuchten Barbierstuben, die auch den heutigen Griechen ganz wie den alten

als öffentliche Unterhaltungsorte dienen, und siehst Du durch die geöffneten Thüren und Fenster in die Werkstätten der Hutmacher, Schuster und Schneider, die auch hier halb auf offener Straße arbeiten, so hast Du hier dasselbe heitere und geräuschvolle Straßenleben, das einst in Italien unsere tägliche Freude war. Nur ist hier Alles noch bunter und farbenblitzender. Es ist mir unbegreiflich, wie die Genre- und Landschaftsmaler nicht häufiger griechische Motive aufsuchen mögen.

Die Häuser der fremden Gesandten und die öffentlichen Staatsgebäude, die Ministerien, die Bank, die Universität liegen vom städtischen Verkehr entfernter, auf freien, zum Theil noch nicht ganz ausgebauten Plätzen, die sich vom nördlichen Ende der Aeolusstraße bis zum königlichen Schlosse hinziehen. Dies ist das fashionable Westend des neuen Athen.

Nun aber mußt Du Dich auch einmal in das innere Stadtgetreibe hineinwagen. Das ist freilich ein wüster Knäuel von kurzen, krummen und engen Gassen. Es ist schwer, sich hier hindurchzuwinden. Da ist nichts mehr von Sauberkeit, von zweistöckigen Häusern mit Fenstern und Altanen; überall sind nur elende Hütten und Baracken, dürftig zusammengesetzt aus vier übertünchten, mit einem leichten Ziegeldach überdeckten Mauern; einige Oeffnungen mit hölzernen Läden dienen als Thür, Fenster und Schornstein. Straßenpflaster sind natürlich hier ebensowenig vorhanden, als in den beiden

Hauptstraßen; hat es also geregnet oder wirbelt während des Sommers in Athen, das ohnehin sehr von scharfen Windzügen heimgesucht wird, der Staub recht hoch, so ist für diese armen Troglodyten ein ganz entsetzliches Dasein. In diesem Jammer machen die hochtrabenden Straßennamen, die an allen Ecken und Enden angeschlagen sind, einen fast burlesken Eindruck. Wo sich etwa die Lage der Straße auf bekannte Oertlichkeiten des alten Athen zurückführen läßt, da wandelst Du auf einer Straße des Bouleuterion, der Poikile, der Eponymen, der Tripoden, des Areopag; oder, wo dies nicht der Fall ist, auf einer Straße des Perikles, des Phidias, Praxiteles, Aeschylus, Sophokles oder Euripides. Das ist ganz derselbe lächerliche Bettelstolz, der auch die Taufnamen der neugeborenen Kinder größtentheils einem Achilles, Perikles oder Epaminondas entlehnt.

Wie ich die Straßenphysiognomieen in europäisch civilisirte und in eingeborne griechische eintheilen möchte, so ist es auch mit der Tracht und dem Behaben der Bewohner. Besonders sieht man dies an den Frauen. Die Männer nämlich, wenn sie nicht gerade Minister oder Professoren oder sonst Leute sind, die längere Zeit im Auslande lebten oder viel mit Fremden verkehrten, tragen ohne Unterschied von Vornehm und Niedrig fast überall noch die sogenannte griechische Nationaltracht, die den eingewanderten Albanesen entlehnt ist; ja sie tragen sie seit der Septemberrevolution von 1843 um so selbstbewußter, da diese Tracht jetzt als specifisch national gilt. Bei den Frauen aber

scheidet sich die Tracht sehr bestimmt. Die Frauen und Mädchen der höheren Stände, oder fast möchte ich lieber sagen, die der cultivirteren Stadttheile tragen sich durchaus europäisch; nur ein kleiner rother Feß, um den sich in üppiger Fülle die dichten Haarflechten winden, gilt mit bewußter Kokettерie als nationales Abzeichen. In den entlegeneren Straßen und Winkeln dagegen herrscht noch ganz und gar dieselbe albanesische Frauentracht, die mit mehr oder weniger auffälligen Verschiedenheiten im ganzen übrigen Griechenland herrscht. Ein langer wollener Rock, vom Hals bis zu den Füßen wallend; dicht genug, daß das Fleisch nicht hindurch schimmert; tief unten an der Hüfte mit einem rothen Gürtel zusammengehalten. Ueber dieses legt sich ein kürzeres wollenes Oberkleid von demselben Schnitte; ebenfalls von weißem Grund, die Breite des Rückens mit zwei langen schwarzen Streifen hervorhebend und, wenn es ein Festgewand ist, bei Mädchen mit rothen, bei Frauen mit schwarzen Stickereien umsäumt. Der Kopf ist in durchaus antiker Drapirung mit einem weißen Tuch umhüllt.

Diese Frauentracht steht jedenfalls der altgriechischen weit näher, als die Tracht der Männer. Noch heute ist dieser Gürtel, der das Gewand festhält, der Stolz der griechischen Frauen ganz wie in der Zeit des Homer, der ihnen gern den Namen der „schön gegürteten" beilegt. Und wie sich noch heute dieser Gürtel nicht sowohl um die Hüfte als vielmehr unten um den Schooß schlingt, so nennt auch Pindar

die Frauen βαθύζωνοι, d. h. die tiefgegürteten. Als ich diesen tiefliegenden Gürtel erblickte, da wurde es mir deutlich, auf welche Weise die altgriechische Redensart vom Lösen des Gürtels entstanden sei. Es ist reizend, an Ort und Stelle zu erkennen, wie viele Bezeichnungen, die die spätere Sprache zu blos bildlicher Bedeutung abstumpfte, ursprünglich rein wörtlich aus sinnlich plastischer Anschauung hervorgingen. Und Beobachtungen dieser Art, die im Neuen das Alte entdecken, stoßen uns hier fast auf jedem Tritt und Schritt auf.

Die
Jahresfeier der griechischen Freiheitskriege.

Athen, 6. April 1852.

Heute war großer Feiertag, Mariä Verkündigung; denn Du erinnerst Dich, daß der griechische Kalender hinter dem unsrigen um zwölf Tage zurück ist. Es war zugleich das Jahresfest der ersten Erhebung Griechenlands; im Jahre 1821 brach an diesem Tage in Patras und den umliegenden Ortschaften zuerst der offene Aufstand gegen die Türken aus. Nach den Erkundigungen, die wir über die Festlichkeiten eingezogen hatten, stellten wir uns daher gegen zehn Uhr vor den Eingang der auf der Aeolusstraße gelegenen Hauptkirche, einer leichtgebauten Basilika, der heiligen Irene geweiht. Die höchsten Militär- und Staatsbeamten Griechenlands, theils in fränkischer Amtsuniform, theils in der farbenblitzenden Nationaltracht standen bereits vor der Thür, den König festlich zu empfangen; ebenso die Gesandten der fremden Mächte. Die ganze Straße entlang war das Militär aufgestellt, durchaus in bairischer Weise uniformirt, Infanterie und Cavallerie.

Bald sprengte die königliche Leibgarde heran. Darauf folgte, von sechs sehr schönen Pferden gezogen, der königliche Wagen. König und Königin betreten die Kirche; hinterdrein die Minister und Gesandten; dann die drängende Menge. Wir schlossen uns an. Es begann der Gottesdienst. An dem Altar die höchsten Würdenträger der griechischen Geistlichkeit; hohe, ehrwürdige Männergestalten mit edlen, durchaus an das altgriechische Profil erinnernden Gesichtern, mit vollen, bereits vom Alter gebleichten Bärten, in langwallenden, rothen, reich mit Gold gestickten Talaren. Rechts vom Altar war ein Thron aufgerichtet, ausgeschlagen mit rothem Sammet, der reich mit goldenen Quasten und Stickereien umsäumt war; dem Thron gegenüber Generäle, Minister und Gesandte. Es wurde eine lange Liturgie gesungen, so eintönig und näselnd, daß sie völlig unerträglich wäre, wenn der Reisende sich nicht schon unterwegs allmählich an das Ohrzerreißende dieser griechischen Musik gewöhnt hätte. Ich hatte also volle Muße, die „Majestäten" in's Auge zu fassen. Ich stand ganz in ihrer Nähe. Der König war in griechischer Tracht. Er trägt sie seit der Septemberrevolution immer. Die ganze Kleidung war durchaus in den griechischen Landesfarben, weiß und blau; blaue Fustanelle mit weißer silberner Schärpe; blaues Camisol, aber über und über bedeckt von strahlender Silberstickerei; ebenso silbergestickte Gamaschen und Schuhe; krummer Säbel in goldener Scheide; das Haupt entblößt. Er hat schwarzes Haar und schwarzen Schnurrbart und eine freundliche, einnehmende Gesichtsbildung. Dabei sah er keck und munter in die Welt;

wer es nicht wüßte, daß er ein Deutscher sei, der könnte ihn leicht für einen geborenen Griechen halten. An seiner Seite stand die Königin, sehr reich gekleidet. Auf dem Haupte saß der rothe, fast ganz mit Gold überdeckte Feß, und auch Mieder und Kleid blitzten von feinen Goldstickereien, durch die der schwere rothe Sammetgrund mit seinen blauen Arabeskenblumen nur verstohlen durchschimmerte. Die Feier währte etwa eine halbe Stunde. Sie endete mit einem Hoch auf den König.

Das Ganze machte den Eindruck einer leeren Ceremonie. Kein lauter Jubel, keine volle Begeisterung. Das Volk als Volk nahm wenig oder gar keinen Antheil an dem Feste. Es fühlt, daß die politische Selbstständigkeit ihm den Segen nicht gebracht hat, den es einst von ihr erwartete.

Die Stimmung ist überhaupt in Griechenland jetzt eine sehr gereizte. Es liegt offenbar eine politische Krise in der Luft. Das fühlt ein Jeder. Daher eine allgemeine Unsicherheit; Niemand traut dem kommenden Tage.

Vor einigen Wochen fiel hier eine Geschichte vor, die viel Aufsehen erregte und die wesentlich dazu beigetragen hat, das Mißtrauen nur immer tiefere Wurzel schlagen zu lassen. Es wurden anonyme Briefe an den König eingesendet, in denen ein vollständiger Revolutionsplan zur Aufhebung der Verfassung aufgestellt war. Dieser Plan war mit der genauesten

Kenntniß der hiesigen Truppentheile und der militärisch wichtigsten Positionen ausgearbeitet. Der König, der zur stillschweigenden Gutheißung dieses beabsichtigten Unternehmens aufgefordert war, übergab diese Briefe den Behörden. Als der Urheber wurde ein früherer Artilleriecadet, Namens Bulgari, erkannt. Der Schuldige wurde in Syra ergriffen, als er eben im Begriff war, aus Griechenland zu entfliehen. Er sitzt jetzt hier im Gefängniß; die Untersuchung ist im vollen Gange.

Seitdem ist der Glaube an das Vorhandensein einer weitverzweigten Verschwörung das Schreckensgespenst, das auf Aller Gemüther lastet. Bald spricht man nur von Aufhebung der Verfassung, bald sogar von beabsichtigten Attentaten auf das Leben des übrigens hier im ganzen Lande beliebten Königs.

Die Revolution von 1843 war durchaus nicht aus dem Drange nach einer Constitution hervorgegangen. Sie war nur ein nationaler Rückschlag gegen das aufgedrängte Baierthum. Die Constitution fand sich erst nachträglich, so zu sagen über Nacht, wie die Franzosen durch die Februarrevolution über Nacht wider Wissen und Willen zu einer Republik kamen. Die Griechen sind daher der unendlichen Mehrzahl nach ihrer Constitution herzlich überdrüssig. Und zwar um so mehr, da Griechenland bei einer Bevölkerung von höchstens 900,000 Einwohnern über hundert Deputirte hat und der Diätensatz für diese Deputirten ganz unverhältnißmäßig hoch gesetzt ist.

Ueber die Aufhebung der Constitution würde man sich also nicht grämen. Man fürchtet aber die Revolution, die dieser Aufhebung vorangehen müßte. Denn bei griechischen Krisen haben auch immer nicht=griechische Elemente ihre Hände im Spiele. Jede gewaltsame Störung des Staatslebens ist daher in Griechenland von unberechenbarer Tragweite, zumal da die Thronfolge noch nicht legitim geordnet ist, und Griechenland also ganz und gar wieder allen jenen gräuelhaften Wirrnissen anheimfallen würde, aus denen es sich eben erst mühsam herausgerungen hat.

Wahrlich, Griechenland ist bemitleidenswerth! Griechenland ist und bleibt ein Spielball der diplomatischen Intriguen, bis es nach der einen oder der anderen Seite hin seine Selbstständigkeit, die eben erst so theuer erkämpfte, verloren hat. Ich sagte Dir schon früher: Griechenland kann sich nicht aus sich selbst erholen; Griechenland ist zu arm dazu.

Jedermann kennt die Staatsschuld Griechenlands, Jedermann weiß, daß sich diese nicht vermindert, sondern von Jahr zu Jahr steigert. Und wie soll sich dies jemals ändern? Nach dem amtlichen Budget von diesem Jahre liegt der Handel Griechenlands so arg darnieder, daß, nach der mildesten Berechnung, die Einfuhr um sieben Millionen Drachmen die Ausfuhr übersteigt. Und diese entsetzliche Thatsache verschlimmert sich mit jedem Jahre. Der hauptsächlichste Handelszweig Griechenlands sind die Korinthen; sie bilden, nach dem amtlichen

Berichte, die Hälfte der Ausfuhrartikel überhaupt. Und diese Korinthencultur droht ganz zu verfallen; die armen Bauern, die auf den Korinthenbau angewiesen sind, sind durch die ungeheuren Auflagen, die auf ihnen lasten, so tief verschuldet, daß ihnen nicht mehr die nöthigen Betriebsgelder zu Gebote stehen. Nur der Wucher findet hier seine Rechnung. Der amtliche Bericht giebt als den niedrigsten Zinsfuß, für den diese Leute Geld erhalten, 15 bis 20 Procent an.

Ebenso ist es mit den übrigen Zweigen des Ackerbaues. Der amtliche Bericht sagt wörtlich: „Der größte Theil der Einwohner ist genöthigt, den Ertrag der jährlichen Ernten schon im Voraus zu verkaufen oder zu verpfänden, um Betriebscapital zu erhalten, das ihnen nur zu den höchsten Zinsen vorgeschossen wird.“

Manufacturen und Fabriken besitzt Griechenland nicht; auch die alltäglichsten und nothwendigsten Lebensbedürfnisse werden aus dem Ausland eingeführt. Wie ist es also möglich, daß Griechenland jemals zu einer sicheren materiellen Grundlage komme?

Griechenland, wie es jetzt ist, ist eine erkünstelte Schöpfung. Vielleicht daß es sich noch eine Zeitlang erhält, weil Rußland und England sich hier in eigensüchtigem Wettstreite die Spitze bieten. Aber es ist auch nur diese gegenseitige Ueberwachung jener beiden Mächte, die dem Lande einstweilen noch seine

Selbstständigkeit sichert. Die Griechen wissen dies. Daher ihre Angst und Unruhe bei dem leisesten Luftzuge, der sich in der politischen Welt erhebt. Die vorwiegende Stimmung ist in ihrem tiefsten Grunde nichts als die trostloseste Verzweiflung an der Zukunft.

Betrachtungen dieser Art drängen sich hier dem Beobachter Tag für Tag auf. Aber heute regten sie sich besonders lebhaft in mir, weil mich diese Kälte und Theilnahmlosigkeit gegen die herrschenden Zustände wahrhaft erschreckte.

Es machte daher einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, als mich gerade heute mein Weg bei dem Universitätsgebäude vorbeiführte, das durch die Unterstützung reicher griechischer Kaufleute, die im Auslande leben, gegründet, und von einem alten Philhellenen, dem dänischen Architekt Hansen, wie es die Umstände geboten, in bescheidenen Verhältnissen, aber in rein griechischem Style aufgeführt wurde.

Die Gebildeten unter den Griechen hängen mit einer wahrhaft rührenden Liebe an dieser neuen Schöpfung der athenischen Universität. Sie ist durchaus nach deutschem Vorbild eingerichtet. Die Professoren sind größtentheils Griechen, die auf deutschen und französischen Universitäten studirt haben; seit der Revolution von 1843 sind der Chemiker Landerer und der Botaniker Fraas die einzigen Fremden an der Universität; sie lehren aber natürlich ebenfalls neugriechisch. Die

Lehrer, mit Ausnahme der Privatdocenten, werden vom Staate besoldet; sie haben nach unserem Gelde durchschnittlich etwa 700 Thaler Gehalt, aber kein Honorar für die Vorlesungen. Der Zudrang zum Studiren ist sehr groß. Die Universität zählt über vierhundert Studenten. Dies wäre bei der geringen Bevölkerung Griechenlands kaum zu begreifen, käme nicht ein großer Theil der Studirenden aus Thessalien und Epirus und Kleinasien, also aus dem türkischen Griechenland, ja sogar — so groß ist der Zug der Nationalität — von den ionischen Inseln, obgleich Corfu ebenfalls eine griechische Universität hat. Die athenischen Professoren pflegen mit Stolz darauf hinzuweisen, wie die Universität in diesem Sinne recht eigentlich der ideelle Mittelpunkt des unter vieler Herren Länder zerstreuten Griechenthums ist, und als solcher vielleicht die Pflanzschule der künftigen politischen Einheit.

Wohl in der ganzen Welt hat kein Universitätsgebäude eine bedeutendere Lage. Wenn der Student aus seinem Hörsaal heraustritt und in der offenen Säulenhalle, die den Eingang bildet, auf- und abwandelt, da hat er den farbenstrahlenden Hymettus vor sich, dessen Bienen sprüchwörtlich mit dem Ruhme der attischen Weisheit und Kunst verwebt sind. Und die alte ehrwürdige Akropolis mit den ragenden Säulen des Parthenon mahnt ihn an die alte Herrlichkeit seines Vaterlandes. Welches Jünglings Herz fühlte sich nicht gehoben durch so ernste Mahnung? —

Und dennoch! diese Schwingen sind nur die Schwingen des Ikarus; sie können nicht das Unmögliche leisten. Wirkliche Bildung und eine eigene Kunst und Literatur, die die naturnothwendige Blüthe dieser Bildung ist, kann nur dort sein, wo materieller Wohlstand ist und ein durch alle Schichten gleichmäßig hindurchgehender Volksunterricht. Was aber will hier der Volksunterricht bedeuten, wenn es an den meisten Orten noch immer an den nöthigsten Elementarschulen fehlt und kaum noch die dürftigsten Anfänge zu diesen vorhanden sind? Wie überhaupt die Regentschaft und auch noch die jetzige Regierung den Fehler begangen hat, daß sie statt von Unten nach Oben, lieber von Oben nach Unten baute, und auf die herrschende Barbarei gewaltsam sogleich die höchsten Spitzen, ja sogar die Auswüchse der europäischen Sitte und Bildung pfropfte, und also statt Gemeindebeamten lieber Hofmarschälle creirte, so hat die Regierung zwar vier Gymnasien in Athen, Syra, Patras und Nauplia geschaffen, aber die Volksschulen sind noch genau in demselben Zustande, in dem sie der Präsident Capodistria hinterlassen hat, ja der böse Leumund spricht nicht von einer Verbesserung derselben, sondern nur von einer Verschlimmerung. Wie will man ernten ohne zu säen? Wie soll das Gebäude feststehen, wenn ihm der Grund mangelt?

Deshalb ist es ein zwar sehr wohlgemeintes, aber völlig fruchtloses Bemühen, wenn seit dem ruhmreichen Ausgange der Freiheitskriege einige edelgesinnte Griechen den verfrühten

Versuch gemacht haben, eine eigene neugriechische Literatur zu begründen. Diese Versuche haben das Verdienst, die Sprache zu reinigen und sie der altgriechischen immer näher zu bringen; aber so lange die griechische Bildung nicht fester in sich selbst wurzelt, werden sie immer nur sehr unselbstständige Nachahmungen fremder Muster bleiben. Und ich fürchte sehr, daß ein häßlicher Mehlthau die Blüthe schon im Keime ertödtet. Von all' den niederschlagenden Eindrücken, die die jetzigen Zustände Griechenlands bieten, war mir der niederschlagendste, daß ich in den hiesigen Buchhandlungen fast ausschließlich nur die allerelendesten Machwerke der neuesten französischen Romanfabrikanten fand. Ist es doch beinah wie mit den armen Völkerschaften der Südseeinseln! Diese haben von der europäischen Bildung Nichts gewonnen, als das Gift des Branntweins.

Von der Universität ging ich nach der Residenz hinüber. Sie ist groß und massenhaft. Die Marmor- und Farbenpracht der inneren Räume ist fast verschwenderisch; das Aeußere aber ist nüchtern, kasernenartig.

Der Zufall wollte es, daß der König und die Königin eben ausritten. Die Königin voran, modern gekleidet in englischem Reitkleid; stolz und kühn zu Pferde sitzend; zur Seite ein Kammerherr in griechischer Nationaltracht. Hinterdrein mit zahlreichem Gefolge der König; in griechischer

Tracht, wenn auch einfacher als heute früh. Es gefiel mir, daß auf der Straße ein Mann aus dem Volke ihm ohne alle Umstände einen Bittbrief überreichte und der König diesen Brief sogleich aufnahm.

Der Charfreitag und die Eleusinien.

Athen, 10. April 1852.

Es geht jetzt hier sehr lebhaft zu. Es ist die Osterwoche, und Ostern ist in der griechischen Kirche das hauptsächlichste Fest.

Athen bietet in diesen Tagen einen wunderlichen Anblick. Die Fasten werden von den Griechen sehr streng gehalten; dafür entschädigen sie sich nun am Ostermorgen durch die ausgelassenste Lustigkeit. Das Osterlamm spielt dabei die bedeutendste Rolle. Ich höre als zuverlässig erzählen, daß zu Ostern allein in Athen zwischen zwölf- bis fünfzehntausend, in ganz Griechenland mehr als zweimalhunderttausend Lämmer und Schafe geschlachtet und gegessen werden. Schon diese ganze Woche über treiben die Landleute aus allen Gegenden Attika's ihre Heerden in die Stadt. Die Stadt der Göttin der Weisheit ist jetzt voll von lauter blökenden Osterlämmern.

Wenn der Grieche sein Lamm nach Hause trägt, so schlingt er den Leib desselben um seinen Nacken, die Füße vorn auf der Brust mit den Händen haltend. Das kommt wohl auch

bei uns vor. Hier aber war mir diese Beobachtung besonders anziehend. Genau in dieser Weise stellten die Alten den Hermes dar, insofern sie ihn als den Beschützer und Mehrer der Heerden verehrten. So stand die Statue des Hermes zu Olympia, zu Oechalia, zu Tanagra. Kleine Marmorstatuen dieser Art sind auch noch bis auf uns gekommen; eine von ihnen befindet sich jetzt in der Pembrocke'schen Sammlung in Wiltonhouse, deren Du Dich wohl noch aus dem mythologischen Theile von O. Müller's und Oesterley's Bilderheften erinnerst; eine andere, von geringer Arbeit, ist hier in der Stoa des Hadrian. Am häufigsten aber kehrt diese Darstellung in den Werken der ältesten christlichen Kunst wieder. Hier ist jedoch aus dem widdertragenden Hermes ein widdertragender Christus geworden, wie sich ja Christus selbst mehrfach den guten Hirten nennt und im Evangelium Lukas 15, 5. es ausdrücklich ausspricht, daß, wenn der Hirt ein verlornes Schaf finde, er es mit Freuden auf seine Achseln lege.

Diese Osterwoche ist zugleich eine Art Jahrmarkt. Die Leute wissen ihre Waaren ganz allerliebst herauszuputzen. Der Haupthandelsartikel sind Lichter; kein Grieche geht jetzt in die Kirche, ohne in der Hand ein Licht oder eine Kerze zu tragen. Diese Lichter sind meist buntfarbig gemalt, und es ist lustig anzuschauen, wie hübsch sie je nach den verschiedenen Farben in den Verkaufsbuden ausgelegt sind, bald gleich zu gleich, bald in wirksamen Farbencontrasten.

Aber dies Volk steckt doch noch über und über in der altheidnischen Sinnesweise!

Jene Lichterbuden, und größtentheils auch alle anderen Kaufläden, sind in dieser Woche mit allen möglichen Bildern geschmückt, die der Besitzer nur irgend auftreiben konnte. Da sieht man Bilder aus der Geschichte der Heiligen, Schlachten der griechischen Freiheitskriege, Porträts von Napoleon und Friedrich dem Großen, nicht selten sogar neueste französische Modebilder ziemlich zweideutigen Inhalts, colorirt und lithographirt, Alles bunt durch einander, wie es eben der Zufall anheimgiebt. Um diese Bilder herum hängen Lampen und Lichter, meist verziert mit Flittergold und bunten Papierstreifen, oft auch recht künstlich zu stattlichen Kronleuchtern zusammengeflochten. Mitten inne aber unter all' diesem Kram steht ein großes Christus- oder Marienbild. Und die Absicht ist offenbar: Christus und die Panagia, die in ächt heidnischer Weise als in ihren Bildern sinnlich anwesend betrachtet werden, sollen sich an jenem Bildertand ergötzen; man stellt die Lichter hin, damit sie ihn desto besser sehen. Wie roh und doch wie kindlich naiv, und wie noch durchaus an den ältesten Bilderdienst anklingend!

Besonders deutlich aber offenbarten sich mir diese altheidnischen Nachwirkungen gestern in der Charfreitagsfeier. Wenigstens am Abend; denn den Tag über war diese Feier allerdings ziemlich einförmig.

Früh und Nachmittag Gottesdienst. Die ganze Kirche strahlte von Lichtern, denn es ist Niemand in ihr, der nicht andächtig in der Hand eine Kerze hält. In der Mitte der Kirche lag auf hohem Thronhimmel der Leichnam Christi, aus Wachs gegossen. Ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters und Standes gingen Alle hin, dies Wachsbild inbrünstig zu küssen. Kein Augenblick ist in der Kirche Ruhe und Stille, sondern ein ewiges Ab und Zu der rastlos durcheinander wogenden Menge. Und dazu wird ununterbrochen in dem gewöhnlichen näselnden Tone eine entsetzlich eintönige trauernde Liturgie gesungen. Spät Abends aber nimmt plötzlich die Feier eine tiefere und ergreifendere Gestalt an. Jener Thronhimmel, sorgsam mit Blumen geschmückt, wird mit dem Christusbilde hinaus auf die Straße getragen; die Priester und das gläubige Volk, Männer und Weiber, folgen andächtig. Jeder trägt seine Kerze, der Zug wallt feierlich durch die Straße wie ein wandelndes Lichtmeer. Ein eigenthümlich schwermüthiges Lied wird gesungen, bald leise klagend, bald in lautes Schmerzgestöhn ausbrechend. Dies Klagelied gilt dem todten Christus, der jetzt feierlich zu Grabe geleitet wird. Die Procession dauert länger als eine Stunde, Straß' auf, Straß' ab. Endlich wird das Bild in der Hauptkirche wieder niedergesetzt. Und die alten Klagegesänge und Liturgieen erschallen von Neuem. Nur noch klagender, noch untröstlicher.

Ich weiß nicht, ob ich Recht habe; ich sage nur, was ich dabei fühlte. Unwillkürlich mahnte mich dieser nächtliche

Leichenzug an jene großen nächtlichen Fackelprocessionen, die die alten Athener zur Zeit der großen Eleusinien nach Eleusis unternahmen. Und ich glaube um so unbedenklicher an den altgriechischen Ursprung dieser eigenthümlichen Charfreitagsfeier, da ich in Rom niemals am Charfreitage einen ähnlichen öffentlichen Aufzug wahrgenommen habe. Wenigstens nicht auf der Straße und nicht unter der unmittelbaren Betheiligung des ganzen Volks. Der Zug, der Charfreitags im Vatican den Leichnam Christi von der Sixtinischen Kapelle in die Paulinische geleitet, ist nur ein priesterliches Schaugepränge von wenig Minuten, ein Zug des Papstes und der Cardinäle.

Und allerdings lag es sehr nahe, die Stimmungen und die Feierlichkeiten der Eleusinien unvermerkt auf die Stimmungen und Feierlichkeiten der christlichen Osterwoche zu übertragen. Die Eleusinien feierten den Schmerz der Demeter, die um ihre Tochter Persephone trauert, weil diese vom Pluto geraubt ist; und zugleich erschallt dann die Freude, daß diese Tochter aus dem Dunkel der Unterwelt wieder an das Licht des Tages zurückkehrt und nun vereint mit dem freudespendenden Dionysos den Menschen die Segnungen ihrer Mysterien mittheilt. In den Eleusinien also wie in der Osterwoche ist derselbe Wechsel entgegengesetzter Empfindungen; der rasche Uebergang von der Trauer zur Freude, vom Verlust zum Wiederfinden, von der Grablegung zur Auferstehung. Neue Götter sind gekommen, aber der alte Cultus ist geblieben. Wie die Griechen des Alterthums fasteten und beteten und

Bußübungen hielten, weil die Persephone in die Unterwelt hinabgestiegen, so fasten und beten und büßen die Griechen des Christenthums über den Tod des Heilands. Und wie nach diesen strengen Tagen der Trauer die Eleusinien mit dem tollsten Jubel über die Auferstehung der Persephone schlossen, mit Trunk und Tanz, wo Jeder

„Den Takt stampfte mit keckem Fuß
Zur ungezügelten, wonnetrunknen
Neckischen Feier,
Jeder tanzte den holdseligen,
Anmuthreichen, dreimalheiligen,
Mystischen Reigen!“

so stürzt sich bis auf den heutigen Tag noch auch der christgewordene Grieche alsobald von den strengen Fasten der Passionszeit in die ungezügeltste Weltlust. In dem Augenblicke, da der Bischof in der Mitternachtsstunde der heiligen Osternacht das heißersehnte „Christ ist erstanden; ja, wahrhaftig, er ist auferstanden!“ ausruft, da beginnt auch sogleich lauter Jubel in allen Häusern der Straßen, gellendes Schreien und Pfeifen, endloses Böllerschießen und Raketenwerfen, das Braten und Essen des Osterlammes und das Trinken des ungemischten Weines. Der erste Ostertag ist der einzige Tag, wo der Grieche es sich verzeiht, einmal über den Durst zu trinken; er, der sonst so mäßig und bedürfnißlos ist, daß er an den eingewanderten Deutschen nichts mehr verabscheute, als daß diese

sich nicht schämten, sogar auf öffentlicher Straße trunken einherzutaumeln. Und der dritte Ostertag endlich ist dann der Schluß dieser jubelnden Volkslust. Draußen am Tempel des Theseus ist ein großartiges Volksfest, in dessen Tänzen gar Manche noch den Nachklang antiker Festtänze erblicken wollen.

Die Mauern der Akropolis.

Athen, 11. April.

Das ist ein trübseliger Ostersonntag. Das Wetter ist plötzlich umgeschlagen, es ist kalt und regnerisch.

Ich hatte mich auf diesen Tag gefreut. Er pflegt sonst, wie ich allgemein höre, in Griechenland der lustigste Tag des ganzen Jahres zu sein. Heute aber läßt das schlechte Wetter auf den Straßen und öffentlichen Plätzen die Freude nicht recht aufkommen.

Und zum Ueberfluß kommt noch ein Erlaß der Regierung hinzu, der störend in die Festfreude eingreift. — Du weißt es aus der Zeit Deines italienischen Aufenthaltes, wie die altheidnische Weltlust der Italiener die kirchlichen Festtage nicht leicht ohne Pulverknall und Feuerwerk vorübergehen läßt. Geht doch das geheiligte Haupt der katholischen Christenheit selber auf diesen nationalen Zug ein und überbietet am Osterfest und am St. Peter- und Paulstag durch die wahrhaft märchenhafte Erleuchtung der Peterskuppel und durch das Feuerwerk der Girandola in der Engelsburg an Pracht und

Großartigkeit Alles, was nur die verwegenste Volksphantasie in dieser Hinsicht begehren mag. Auch bei den Griechen sind Böllerlösen, Flintenschüsse, Frösche und Schwärmer ein ganz unerläßlicher Theil des Osterjubels. Es ist dabei in früheren Jahren nicht ohne mannichfaches Unglück abgegangen, nicht ohne verbrannte Kleider und Bärte, ja sogar nicht ohne schwere körperliche Verletzungen. Die Regierung hatte schon lange den Versuch gemacht, gegen dies Unwesen einzuschreiten; aber immer vergeblich. Diesmal jedoch sucht sie ihr Verbot mit ganz besonderer Strenge durchzuführen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies aus dem Grunde geschieht, weil sie in ängstlicher Gespensterseherei befürchtet, dies ewige Schießen und Knallen könne leicht zu allerhand politischen Attentaten gemißbraucht werden.

Aber dem Griechen ist durch dieses an sich vernünftige Verbot die Freude getrübt worden. Es ist heute langweilig hier. Es herrscht auf den Straßen verhältnißmäßig nur wenig festtägliches Leben. Wo sich Freunde und Bekannte begegnen, da rufen sie sich schon von Weitem den Ostergruß zu: „*Χριστὸς ἀνέστη*, Christ ist erstanden!“ und küssen sich und umarmen einander; denn der erste Ostertag ist hier, was bei uns nur der Neujahrstag ist, man besucht sich gegenseitig, um sich zu beglückwünschen. Auch in den Kirchen sah ich nichts Neues und Eigenthümliches; unaufhörlich der alte, uns wohlbekannte näselnde Gesang der Priester und Chorknaben, und ruheloses Kommen und Gehen der Menge.

Das Innere der Akropolis und die Museen waren geschlossen. Sobald daher der Regen nur einigermaßen nachließ, benutzte ich die müßige Zeit, um an den Felsen des Akropolishügels herumzuklettern. Ich hatte mich am Tage meiner Ankunft nicht sogleich in die Höhe und Ungestalt dieser Festungsmauern finden können, obgleich ich mir sagen mußte, daß, trotz aller späteren Verunstaltungen und Flickereien des Mittelalters und der türkischen Herrschaft, diese Mauern doch schon im Alterthum wesentlich von derselben Höhe und Bauart gewesen. Ich wollte daher genauer wissen, aus welcher Zeit sie eigentlich stammen.

Nicht, daß hier überhaupt alte Festungsmauern sind, war mir auffallend; das wußte ich längst aus den Beschreibungen und Abbildungen, und dies folgt ja zum Theil sogar schon aus dem Begriff der Burg als Burg, die nur deshalb das Kostbarste und Heiligste, was die Stadt hatte, die vornehmsten Tempel der Götter und den Tempel- und Staatsschatz umschließt, weil sie als die sicherste Schutzwehr derselben betrachtet wurde. Aber das war mir auffallend, daß auch die unbestreitbar alten Bestandtheile dieser Festungsmauern in ihrer Form und Schönheit so ganz und gar nicht der Form und Schönheit der Tempel und Bildwerke, die sie umschließen, entsprechen. Die Ringmauern von Messene und sogar die von der kleinen attisch-böotischen Grenzfestung Eleutherä sind viel schöner und künstlerischer, als die Mauern der athenischen Akropolis.

Die Zeit, wann die nach der Stadt zu gelegene Nordseite entstanden ist, ist ziemlich unzweifelhaft. Den alten Grundstock derselben bilden hier regellos eingefugte Fries- und Gebälkstücke und unkannelirte Säulentrommeln eines alten Tempels. Es sind große und gewaltige Massen, zum Theil aus Tuff, zum Theil aus Marmor; und die allgemeine Annahme hat gewiß Recht, wenn sie dieselben als Baustücke des alten von den Persern verbrannten Athenetempels, des sogenannten Hekatompedon, bezeichnet. Denn nicht nur, daß sich in den verkalkten Metopen noch die Einwirkung des Feuers zeigt; neuere Ausgrabungen an der Ost- und Südostseite des Parthenon haben ähnliche Säulentrommeln, ebenfalls unkannelirt und von demselben Umfange, zu Tage gefördert. Der Fundort läßt keinen Zweifel, daß hier der Brandschutt des alten Tempels vergraben ward. Für den Kunsthistoriker ist es wichtig, zu sehen, daß hier die Zwischenräume zwischen den Triglyphen, die Metopen, zum Theil noch offen, zum Theil offenbar erst später bei dem Mauerbau mit Stein und Mörtel ausgefüllt sind; die Vermuthung Winckelmann's also, welcher die im Tempelbau der besten Zeit geschlossenen Metopen als ursprünglich in den älteren Zeiten frei und geöffnet erkannte, ist hier durch eine sichere geschichtliche Thatsache bestätigt. Aber diese Beobachtung war mir für jetzt nur von untergeordneter Bedeutung. Wichtiger war mir, daß sich aus diesen schnell und regellos eingemauerten alten Tempelstücken mit Sicherheit schließen läßt, daß wenigstens diese Mauer zur Zeit des Themistokles erbaut ist. Nach der Schlacht bei

Salamis nämlich begannen die Athener die durch Mardonius zerstörten Häuser und Mauern wieder aufzubauen. Die Spartaner erhoben Einsprache dagegen, und Themistokles überlistete sie, indem er selbst als Gesandter nach Sparta ging, dort aber nicht eher öffentlich auftrat, bis er von Hause die sichere Kunde hatte, daß der Mauerbau vollendet sei. Dieser Bau mußte natürlich in höchster Eile geschehen, und Thucydides, der uns diesen Vorfall (I, 93) erzählt, setzt hinzu, die Eile des Baues sei sichtbar an den rasch zusammengerafften Steinen, die zum Theil unbehauen, zum Theil alte Trümmer der zerstörten Tempel und Denkmale seien. Thucydides spricht zwar zunächst nur von den Stadtmauern; wer aber will Angesichts dieser alten Hekatompedonstücke leugnen, daß die Akropolismauer stillschweigend mit eingeschlossen ist?

Ebenso sicher ist die Entstehungszeit der Südseite. Sie wird im ganzen Alterthum die Cimonische Mauer genannt. Und fast war es Uebermuth, daß Cimon in der ersten Siegesfreude über die völlige Besiegung der Perser an den westlichen Vorsprung der Mauer, d. h. gerade an den schwächsten Punkt der ganzen Akropolis, den zierlichen Tempel des ungeflügelten Sieges, der Nike Apteros, stellte. Er wollte damit sagen, der Sieg flattere nicht leichtfertig bald hierhin bald dorthin, sondern weile bleibend bei den Athenern.

Cimon würde schwerlich nur die Südseite befestigt haben, wenn er nicht die zu seiner Zeit bereits vorhandene Befesti-

gung der übrigen Mauer für hinreichend gehalten hätte. Die ursprüngliche Befestigung der Ostseite mag daher wohl ebenfalls in die Zeit des Themistokles fallen.

Es ist leicht erklärlich, daß die Noth und die Hast der Umstände, unter denen Themistokles seinen Mauerbau aufführte, nicht die Forderungen des Schönen, sondern nur die des Nützlichen und Nothwendigen aufkommen ließ. Weniger leicht erklärlich aber ist es, daß Perikles, der bei seinen großartigen Bauunternehmungen niemals die Kosten scheute, diese Mauern nicht niederriß und sie an Schönheit wenigstens der Cimonischen Mauer gleichstellte, da sie doch die volle Wirkung seiner gewaltigen Bauten, der Propyläen, des Parthenon und des Erechtheion, ganz unleugbar beeinträchtigten. Wir sehen hier ein Gefühl hervortreten, das zu beachten für die Erkenntniß der ganzen griechischen Sitte und Denkweise von tiefer Bedeutung ist. Es ist die scheue Ehrfurcht der Griechen vor ihrer großen Vergangenheit, es ist der natürliche Drang nach der Monumentalität, dem sie auch dann nachgeben, selbst wenn er ihrem angeborenen Gefühl nach der höchsten Schönheit widerstrebt. Sie ließen auch in der Zeit ihrer gewaltigsten Machtfülle jene alten ungestalten Mauern unangetastet stehen, damit diese Mauern ein lebendiges Zeugniß seien von dem entsetzlichen Elend und Drangsal, aus dem Athen sich herausarbeiten mußte, bis es zu jenem Glanz und Reichthum gelangte, der es ihm erlaubte, diese einst so schwer bedrängte Burg zur erhabensten Stätte menschlicher Kunst und Schönheit

zu machen. Und wer gesteht nicht willig, daß eine Monumentalität dieser Art jeden Einwurf und Tadel verstummen macht?

So war die Befestigung zur Zeit der höchsten griechischen Kunstblüthe. Und es ist im Grunde genommen von sehr geringer Erheblichkeit, danach zu fragen, ob schon vor der Zeit des Themistokles Festungsmauern vorhanden gewesen seien.

Pausanias, ein alter Reisender, der Athen um die Mitte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung besuchte, sagt (I, 28, 3) ohne viel Bedenken, mit Ausnahme der Cimonischen Mauer seien die Mauern der Akropolis pelasgischen Ursprungs. Obgleich die Meisten auf diesen Bericht hin die Akropolis als schon in der allerältesten Zeit durch Mauern befestigt annehmen, so glaube ich doch, daß Pausanias durch seinen oft recht unzeitigen Eifer für das Alterthümliche sich hier zu offenbaren Unrichtigkeiten hat verleiten lassen. Aus Herodot, dem Geschichtschreiber der Perserkriege, erhellt auf's Unzweideutigste, daß bis zur Schlacht von Salamis noch die unerklimmbare Steilheit der natürlichen Felswände für ausreichend gehalten wurde. Einzig und allein die Westseite, die dieser natürlichen Felsen entblößt ist und daher von je her die Aufgangsseite zur Akropolis war, scheint von Anfang an Festungsmauern und Festungsthore gehabt zu haben.

Xerxes stand bereits in Thessalien. Da schickten die Athener Botschafter an das Orakel zu Delphi, um zu fragen, was

ihrer Stadt für ein Schicksal beschieden sei. Das Orakel verkündet, Athen und ganz Attika werde dem Feinde anheimfallen, nur die „hölzerne“ Burg bleibe unzerstört. Nun stritten sich die Athener darüber, was unter dieser hölzernen Burg gemeint sei, ob die Akropolis, oder die hölzernen Schiffe. Wie aber konnte dieser Streit entstehen, wenn die Akropolis damals schon eine steinerne Ringmauer hatte? Herodot (VII, 141) setzt überdies ausdrücklich hinzu: „Die Burg von Athen war nämlich vor Alters mit einem hölzernen Hag umzäunt.“ Jetzt fällt Xerxes in Attika ein. Die Einwohner Athens waren nach Salamis geflüchtet, und nur Wenige waren auf der Burg zurückgeblieben, vertrauend auf den Orakelspruch, daß die hölzerne Burg uneinnehmbar sei. Die Perser lagern sich auf dem Hügel des Areopag, der westlichen Aufgangsseite der Akropolis gerade gegenüber. Sie schießen mit brennenden Pfeilen in die hölzerne Brustwehr; aber sie hätten nicht vermocht gegen das Thor vorzudringen, hätten sie nicht einen heimlichen Zugang gefunden, der, noch bis auf den heutigen Tag vorhanden, aus der Grotte der Aglauros in die Nähe des Erechtheion führt. Als sich die Perser der Burg bemächtigt hatten, öffneten sie das Thor, mordeten die Belagerten, plünderten das Heiligthum und steckten die Burg in Brand.

Diese Erzählung Herodot's widerlegt die Alterthümelei des Pausanias völlig, um so mehr, da nirgends mehr der geringste Rest regellos vieleckiger Steinblöcke, die das eigenste Kennzeichen pelasgischer Bauten sind, zu erblicken ist. Und es

ist jedenfalls nur eine sehr schlechte Aushülfe, wenn Otfried Müller vermuthet, die ursprünglich pelasgischen Ringmauern seien noch vor den Perserkriegen von den Spartanern geschleift worden, als diese die Athener bei der Vertreibung der Pisistratiden unterstützten. Wenn daher Herodot an einer andern Stelle (VI, 137) nach dem Berichte des alten Chronisten Hekatäus meldet, die Pelasger hätten eine Mauer an der Akropolis (περὶ τὴν Ἀκρόπολιν) errichtet, und wenn die alten Grammatiker dann dieser Nachricht die Bemerkung beifügen, diese pelasgische Mauer sei mit einem Enneapylon, d. h. mit einem neunfachen Thore, versehen gewesen, so gehen diese Nachrichten gewiß nicht auf die Ringmauer der Akropolis, sondern auf eine andere Veste in der Nähe derselben, auf das sogenannte Pelasgikon, das in den alten Schriftstellern sehr oft erwähnt wird. Und ich will es dahingestellt sein lassen, wo dieses Pelasgikon lag, ob es eine Art Vorveste unterhalb der Akropolis war, wie die Meisten glauben, oder ob Göttling, mein vortrefflicher und verehrungswürdiger Reisegefährte, Recht hat, wenn er unter diesem Pelasgikon den pelasgischen Unterbau der benachbarten Pnyx versteht.

Jedoch ich wiederhole nochmals, diese ganze Frage nach dem pelasgischen Ursprunge der Akropolismauern ist für die Beurtheilung der Perikleischen Akropolis durchaus nutzlos; denn diese hatte keine pelasgischen Mauern mehr, sondern nur Themistokleische und Cimonische. Wichtig ist mir allein die Thatsache, daß auch jene alte Mauer an der westlichen Auf-

gangsseite, die bereits bei der Belagerung der Perser stand und von den Flammen des persischen Brandes versengt war, sogar noch nach der Erbauung der Perikleischen Propyläen vorhanden gewesen sein muß. Ich schließe dies daraus, daß Herodot (V, 77) jenes alte Mauerwerk zu einer Zeit als noch bestehend anführt, in der er doch schon von einem ehernen Viergespann sagen konnte, es stehe linker Hand vorn am Eingange der Propyläen. Wir haben also hier wieder denselben Zug der Monumentalität, den wir oben bei den Themistokleischen Mauern hervorheben. Und in diesem Sinne ist es mir allerdings bedeutsam, daß auch noch Pausanias (I, 27) in der Nähe des Erechtheions alte Athenebilder sah, die durch die Flammen der Perser versengt waren. Auch die neueren Ausgrabungen auf der Akropolis haben mannichfache Baustücke und Bildwerke zu Tage gefördert, die unverkennbar sehr alten Ursprunges sind und einträchtig mit den Werken der höchsten Kunstzeit zusammen die Akropolis schmückten. Ja es ist sogar wahrscheinlich, daß die Ueberreste einer alten Tuffmauer, die auf der Südseite hinter den Propyläen entdeckt sind (vgl. Kunstblatt 1840, S. 314) gar nichts Anderes sind als die Ueberreste jener alten durch Xerxes zerstörten Eingangsmauern.

Mir war es wichtig, diesen Dingen einmal genauer nachzugehen; denn erst nachdem ich erkannt hatte, daß dieser Grundsatz der ehrfurchtsvollen Aufbewahrung des Alten und Alterthümlichen über jede andere Forderung, selbst über die Forderung der höchsten ästhetischen Schönheit obsiege, war für

mich der Stein des Anstoßes, der bis dahin mich bei der Betrachtung jener alten Mauern um alle Ruhe brachte, hinweggenommen.

Ich hatte wohl mehrere Stunden unter dem einsamen Felsen der Akropolis zugebracht. Plötzlich brach die Abendsonne durch die trüben Wolken. Der kahle Rücken des Hymettus und dicht unter mir die hochragenden Säulen des Olympieion erglänzten im reinsten Goldroth. Lustgänger wandelten unter den Säulen auf und ab, hie und da bildeten sich einzelne tanzende Paare, sich die Musik durch eigenen Sang improvisirend. Lust und Pracht währte aber nur kurze Zeit. Bald trat das Dunkel der Nacht ein.

Das Fest am Theseion.

Athen, 13. April.

Als ich diesen Morgen erwachte, sah ich sogleich zum Fenster hinaus, ob das Wetter schön sei. Es ist der dritte Ostertag, und an diesem Tage ist das größte griechische Volksfest. Der Himmel meinte es gut, es war der hellste Sonnenschein.

Man hatte uns von allen Seiten her von der Lust und dem Trubel dieses Festes gesprochen. Ich sah ihm daher mit freudiger Spannung entgegen. Jetzt, da der Scherz vorüber ist, muß ich mir sagen, mein Gefühl dabei war nur ein sehr getheiltes. Ich habe viel Neues gesehen, aber ich wurde nicht hingerissen zu lebendiger Theilnahme. Es fehlte jener magische Zauber, mit dem uns die italienischen Volksfeste so unwiderstehlich in ihren Kreis bannen.

Der erste Eindruck ist mährchenhaft. Der Festplatz ist die schöne grüne Ebene unmittelbar neben dem Theseustempel. Fast ganz Athen ist hier, und die Bewohner der nächsten Umgebung; wenigstens zehntausend Menschen, wie ein wo=

gendes Meer, vergnüglich auf und ab wandelnd, oder in malerischen Gruppen amphitheatralisch bis hinauf auf die Höhe des Nymphenhügels gelagert. Alle sind im größten Putz. Wie das glitzert und blitzt und prangt, diese rothen Feß mit den langen silbernen Quasten, die rothen gold- und silberblitzenden Jacken und Gamaschen, diese prächtigen seidenen Schärpen und die blendend weißen Hemden und Fustanellen! Und dazwischen die weithin leuchtenden Citronen und Orangen, hie und da wohl auch ein lichterloh flammendes Feuer, an dem sich einzelne Familien behaglich das bei jeder Festlust unentbehrliche Lamm schmoren. Eine arme nordische Phantasie, die niemals solch südliches Leben gesehen hat, kann sich von solcher Farbenpracht gar keine Vorstellung machen. Und neben diesem Gewühle, zum Theil sogar mitten darinnen, steht ruhig und heiter der alte sonnengebräunte Tempel; die dorischen Säulen und Simse erglänzen golden im durchsichtigen Luftmeer, und in den weiten Säulenhallen wandern und lagern die Menschen, wie wenn die Zeit der alten Herrlichkeit wieder wach sei und freudige Gottesfeier den lange verlassenen Tempel umschalle. Von fern ragen die Säulen der Akropolis herüber. Man ist wie im Traume. Vergangenheit und Gegenwart scheinen unterschiedslos in einander zu fließen. Man weiß nicht, soll man sagen, daß zu diesen lebensheiteren Tempeln diese farbenprangende Volkslust eine gute Staffage sei, oder die Tempel zu der Volkslust ein vortrefflicher Hintergrund.

Und nun diese kühnen, scharf ausdrucksvollen Gesichter, diese schönen plastischen Gestalten und Bewegungen! Namentlich konnte ich mich gar nicht satt sehen an der feierlich gemessenen und doch so unendlich schönheitsvollen Art, wie diese Menschen zu gehen wissen. Schon in Italien ist diese herrliche Plastik der persönlichen Haltung, und der französische Maler Leopold Robert hat sie in seinen berühmten „römischen Schnittern" so vortrefflich behandelt, daß Friedrich Vischer einmal sehr schön sagt, man sehe beim Anschauen dieses Bildes, wie nöthigenfalls aus jedem römischen Bauernburschen ein Cincinnatus werden könne. Aber hier in Griechenland ist diese Plastik noch unendlich viel schöner. Der Gang ist so ernst und würdevoll, und dabei doch so leicht und elastisch schwebend, die ganze Haltung des Körpers so gerad und edel und doch so ungezwungen natürlich, daß man sieht, in diesen Menschen steckt noch ein Bewußtsein von der Würde und Schönheit der körperlichen Erscheinung. Ich würde bestimmt sagen, diese Plastik ist noch ein lebendiger Nachhall des antiken Schönheitsgefühles, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß sie eben so sehr den slavischen Albanesen inwohnt. Fast scheint es, als sei der germanische Volksschlag in dieser Beziehung vorzugsweise von der Natur vernachlässigt; haben doch die trefflichsten Meister der deutschen und niederländischen Malerschulen niemals die tiefe Innerlichkeit ihres Gefühles in plastische Schönheit zu prägen vermocht. Und auf jeder Messe kann man es sehen, wie der ärmste slowakische Kesselflicker seinen runden Hut und die zerfetzten Lumpen seines Mantels

malerisch zu drapiren versteht und in Gang und Haltung den feinsten und reichsten Kaufherrn beschämt.

Aber wie kam es? Trotz all der Pracht der Formen und Farben konnte ich auf die Länge doch dem Gefühl der Langenweile nicht widerstehen. Und ich glaube, dies Gefühl war durchaus sympathetisch; auch im Volke war keine rechte Lustigkeit. Viel Schreien und Lärmen und zweckloses Durcheinanderlaufen; aber es fehlte ein Mittelpunkt, der das Ganze zusammenhielt und immer von Neuem belebte. Es war wie bei unseren deutschen Volksfesten; man hatte den besten Willen zur Fröhlichkeit, aber man wußte nicht recht, wie man es anfangen sollte, um fröhlich zu werden. Man war im Freien, man guckte sich gegenseitig an, einzelne Gruppen aßen und tranken sogar; aber das war Alles, Keiner wußte recht, warum er hier sei.

Nur hier und da vereinzelte Tänzerpaare. Dieser griechische Tanz ist das Seltsamste, das sich denken läßt. Weder in Italien noch bei uns in den nordischen Ländern ist etwas Annäherndes zu finden; auch erinnere ich mich nicht, in unseren Opernballets, die doch immer nach Neuem trachten, irgendwo eine Nachbildung dieser Tanzweise gesehen zu haben. Es tanzten immer etwa sieben bis acht Männer. Frauen und Mädchen scheinen auf öffentlichen Plätzen nicht zu tanzen; nur gestern sah ich in einzelnen versteckten Hofräumen tanzende Frauen. Immer tanzen nur Männer mit Männern oder Frauen

mit Frauen; nie Männer und Frauen zusammen. Die Tanzenden reichen sich die Hände; zuweilen halten sie sich wohl an Tüchern, um den Reigen größer zu machen. Sie bilden einen Kreis; dieser aber ist meist nicht geschlossen, damit der Spielraum des Vortänzers nicht beengt sei. Dieser Vortänzer nämlich ist die Hauptperson. Er giebt die sehr einfach scheinenden, aber kühnen und für einen Fremden gar nicht nachahmbaren Schritte und Sprünge an, die ihm die übrigen Tanzenden Schritt um Schritt und Sprung um Sprung nachmachen. Ich spreche von Schritten und Sprüngen, und ich wüßte in der That keinen anderen Ausdruck für einen Tanz zu finden, dessen ganzes Wesen dieser nach dem Tempo der Musik geregelte Wechsel zwischen Schreiten und Springen ist. Die begleitende Musik ist auch hier wieder jener rhythmisch einförmige, näselnde Ritornellgesang, den man in Griechenland immer und überall hört, oder der ebenso einförmige Dudelsack, oder eine schrille Pfeife mit obligater Trommelbegleitung. Die Musik beginnt sehr langsam, der Tanz ist anfangs einfache Schrittbewegung. Allmälig wird die Musik lebhafter und die Schritte des Vortänzers gehen in kühne und kunstreiche Sprünge über. Zu wirklicher Ausgelassenheit jedoch kommen weder Musik noch Tanz; immer bleiben sie ernst, einförmig und gemessen. Ich habe an einem anderen Tage einmal Trunkene tanzen sehen. Sogar diese behielten im Tanze dieselbe langsame Ernsthaftigkeit, ich möchte fast sagen, dieselbe ruhige Andacht.

Dies ist wenn nicht der einzige, so doch der beliebteste Tanz, den die Griechen kennen. Sie nennen ihn Romaika; ein Name, der aus dem Mittelalter stammt, wo die Griechen es für ehrenvoller hielten, als Nachkommen der alten Römer denn der alten Hellenen zu gelten. Es geht hier allgemein die Sage, dieser Tanz stamme aus dem Alterthum. Ich will es gern glauben. Einzelne Stellungen erinnerten mich sehr bestimmt an die Tänze alter Reliefdarstellungen, und diese einfach rhythmische Schrittbewegung und deren Regelung und Begleitung durch Gesang und Pfeifenspiel, das freilich früherhin durch die tonreichere Flöte ersetzt ward, haben etwas durchaus Antikes. Aber dennoch hat dieser Tanz, wie er jetzt ist, einen sehr empfindlichen Mangel. Vischer beklagt in der liebenswürdigen Reiseschilderung aus Griechenland, die vor einigen Jahren einmal die Jahrbücher der Gegenwart brachten, daß, nach diesem Tanze zu urtheilen, den Neugriechen von ihren großen Vorfahren nur der Ernst, die σεμνότης, nicht aber auch das Feuer geblieben sei. Ganz dasselbe Gefühl hatte auch ich. Es war kein Schwung und keine dithyrambische Begeisterung in diesem Tanze. Eine Würde aber, durch die nicht heimlich die innere Gluth hindurch flammt, ist trocken und kalt, und wird zuletzt langweilig. Deshalb kann dieser Tanz auch nicht der Mittelpunkt eines ganzen Volksfestes sein; er ist, wie unsere modernen Tänze, nur ein Vergnügen für die Tanzenden; für den Zuschauer ist er auf die Dauer reizlos und ermüdend.

Gerade an solchen Tagen fühlt man recht peinlich, wie viel herrlicher die göttliche Sinnenlust des Alterthums in Italien fortlebt. Griechenland ist alt geworden; das mehr als zweitausendjährige Elend, das auf ihm lastete, knickte ihm die Schwingen. Und so weit hat Fallmerayer gewiß Recht, die fremden Einwanderungen haben das ursprüngliche Volksnaturell inzwischen ganz und gar zersetzt und verwandelt.

Italien wollte mir heute gar nicht aus der Seele, die Lust des Carnevals und besonders die im edelsten Sinne des Wortes wahrhaft bacchische Festlust der Octobertage. Wie ganz anders ist es, wenn das Tamburin seine rauschenden Klänge schmettert und die Tanzenden, Mädchen mit Mädchen oder beide Geschlechter mit einander, den herrlichen Saltarello tanzen, diesen schönsten Tanz mit seinen entzückenden Linienschwingungen. Wie sich da die Tanzenden suchen und fliehen und sich dann endlich finden, und doch, ohne sich zu berühren, immer und immer wieder sich von einander trennen und sich wieder nähern, bis ein neues Paar eintritt, das dies reizvoll elliptische Kreisen mit frischer Lust von Neuem beginnt! Wie da Alles lebendig und bewegt ist! Und nicht blos der Tanzende hat Genuß, sondern ebenso so sehr auch der Zuschauer, der mit freudigstem Entzücken die Gluth und die Fülle der Schönheit und Anmuth in sich aufnimmt, die die Tanzenden in ewig neuen Stellungen und Biegungen

entfalten. Ueber einem solchen italienischen Feste weht ein zauberisches Etwas, ein Duft der Feinheit und Gentilezza, ein Takt der Schönheit und des Maaßes, der diesem ganzen Volke, selbst dem Aermsten und Niedrigsten angeboren ist und Alle unwiderstehlich in den Zauberbann der allgemeinen Festlust mit fortreißt.

Das Gefühl, das wir an solchen Tagen in Griechenland haben, ist immer nur das Staunen über das Fremdartige und Ungewohnte, es ist nicht die Freude des frisch theilnehmenden Genusses. In Italien ist es just das wunderbare Ineinander des Alten und Mittelalterlichen und Neuen, das ihm einen so wunderbaren Reiz giebt; in Griechenland sind es doch nur die erhaltenen Bauwerke des Alterthums, die uns einen wirklich reinen Genuß bieten; mittelalterliche Kunst und Bildung hat es gar nicht, und die Gegenwart ist auch nicht viel mehr, als der Anblick einer Ruine, und zwar, wie ich täglich lebendiger fühle, einer Ruine ohne Hoffnung auf Wiedererstehung. In Italien ist man in Europa; in Griechenland dagegen ist man im Orient; Griechenland selbst rechnet sich zum Orient; es nennt die Europäer Franken und spricht von Europa: da draußen in Europa, etwa wie man in Oestreich: draußen in Deutschland, zu sagen pflegt. In Italien ist das feinste und liebenswürdigste Volk, das schon den feinsinnigen Winckelmann so tief anzog, daß er wiederholt in freudigster Rührung ausruft: „Italien ist das Land der Menschlichkeit“; in Griechenland aber ist,

mit Ausnahme einiger Wenigen, die sich in der Fremde eine modernisirte Bildung holten, das Volk noch immer roh und barbarisch. Man kommt hier fast niemals zu dem beglücken-den Gefühle voller Hingebung.

Die
Propyläen und der Tempel der Nike Apteros.

Schon den Alten selbst galten die Propyläen für eines der großartigsten und bewunderungswürdigsten Bauwerke des ganzen Alterthums. An Pracht und Schönheit kann sich mit ihnen nur der Parthenon messen; an Kühnheit und Neuheit der Erfindung übertreffen sie auch diesen.

Die Propyläen, als das große und kunstreiche Eingangsthor der Akropolis, gleichen einer großen musikalischen Ouverture. Sie sind ein durchaus eigenes und selbständiges Kunstwerk, in sich abgeschlossen und durch sich selbst bedeutungsvoll und verständlich, und doch haben sie zugleich die Bestimmung, auf ein anderes, höheres und umfassenderes Kunstwerk vorzubereiten, und lassen daher dessen bedeutsamste Formen und Motive bereits ahnungsvoll durchklingen. Wenn die Redner in der Volksversammlung die Größe und Herrlichkeit Athens recht nachdrucksvoll preisen wollten, um durch die Begeisterung für das Vaterland den Haß gegen die drohende Fremdherrschaft Philipp's des Macedoniers zu entflammen, da liebten sie es,

von der Rednerbühne aus emphatisch hinüber nach den gegenüberliegenden Propyläen zu deuten, wohl wissend, daß in diesen gleichsam der Inbegriff und die Zusammenfassung alles Höchsten sei, was die athenische Kunst und Bildung hervorgebracht. Und noch ist uns ein Ausspruch des Epaminondas bewahrt, der, als er einst in der Volksversammlung zu Theben aussprechen wollte, die Macht, die früher Athen gehabt habe, müsse jetzt an Theben übergehen, dies nicht wirksamer ausdrücken zu können glaubte, als indem er ausrief: „Ihr Männer von Theben, Ihr müßt die Propyläen der athenischen Burg ausheben und sie am Eingange unserer eigenen Burg, der Kadmea, aufstellen.“ Aber trotz dieser selbständigen Schönheit und Bedeutung sind diese Propyläen durch und durch bedingt und bestimmt durch das Wesen und den Zweck der Akropolis, deren Eingang sie sind. Wir verstehen die künstlerischen Absichten und Feinheiten derselben durchaus nicht, wenn wir nicht eine klare Anschauung von dem Wesen der Akropolis haben, und besonders von deren Gestalt und Einrichtung im Zeitalter des Perikles, in welchem die Propyläen erbaut wurden.

Was also war die Akropolis? Und welche Grundmotive mußten auf den Plan und die Form der Propyläen hauptsächlich einwirken?

Ursprünglich war die Akropolis die Stadt selbst. Die ältesten griechischen Städte alle wurden auf Anhöhen erbaut,

denn diese, steil aufsteigend, bildeten eine natürliche Festung. Unter allen Hügeln der attischen Ebene aber war dieser Hügel, auf dem jetzt die Akropolis liegt, für eine Städtegründung durchaus der geeignetste. Mit Ausnahme der Westseite, die sich sanft in die Ebene abdacht und daher durch Mauerbau einer künstlichen Nachhülfe bedurfte, hat dieser Hügel ringsum jähe, tiefzerklüftete Felswände, und der Bergrücken, 950 Fuß lang und in der breitesten Ausdehnung 430 Fuß breit, bot hinlänglichen Raum für Häuser und Heiligthümer. Aus Homer (Il. II, 546. Od. VII, 78.) wissen wir, daß hier schon vom Anbeginn an ein Tempel des Erechtheus stand. Und auch als die Stadt sich bereits längst am Fuße des Hügels ausgebreitet hatte, und damit aus der ursprünglichen *πόλις* die *ἀκρόπολις*, d. h. aus der Stadt nur die Oberstadt geworden war, bleibt diese Akropolis doch nach wie vor die eigentliche Festung Athens. Als Festung wird sie vorzugsweise die schützende Stätte der Tempel und Heiligthümer; alle profanen Bauten verschwinden. Die in der Nordseite der Akropolismauer eingefügten Trümmer des alten Hekatompedon, die Trümmer eines anderen alten Tempels, deren mit rothem Stuck überzogene Tuffsäulen jetzt am Eingange der Akropolis in der Nähe der alten Quelle Klepsydra zerstreut umherliegen, und die ausdrückliche Versicherung des Thucydides, der (II, 15) berichtet, daß, noch bevor unten am Berge durch Theseus die eigentliche Stadt erblühte, auf der Burg nicht blos Tempel der Athene, sondern auch Tempel anderer Götter standen, zeugen sattsam von der Fülle und Pracht der Tempel, die bereits

in der älteren Zeit die Akropolis schmückten. Da kamen die verheerenden Perserkriege und verwüsteten wie die Stadt so die Akropolis gänzlich. Fast ein halbes Jahrhundert stand diese schmucklos. Freilich war die Macht und das Ansehen Athens durch den ruhmreichen Ausgang der Perserkriege bedeutend gestiegen, Athen hatte sich von der untergeordneten Stellung eines kleinen griechischen Staates zur Oberherrschaft über ganz Griechenland emporgeschwungen; aber zunächst lief das unmittelbare Bedürfniß der Stadt den Forderungen der Akropolis den Rang ab. Themistokles und Cimon befestigen die Burg und die Stadt und die Häfen, ja sie errichten sogar unten in der Stadt neue Tempel und großartige Säulenhallen und öffentliche Spaziergänge; aber auf der Akropolis wird in dieser Zeit kein anderer Tempel erbaut, als vorn am Eingange derselben der kleine Niketempel auf der Cimonischen Mauer. Diese auffallende Thatsache wäre unbegreiflich, wenn wir nicht durch Pausanias wüßten, daß die Griechen Widerwillen hegten, die von den Persern zerstörten Tempel wieder aufzubauen; in der Asche liegend sollten sie ein ewiger Stachel sein zu ewigem Perserhaß. Und überdies war wohl der eine und der andere Tempel noch in benutzbarem Zustand geblieben. Wenigstens erzählt Herodot vom alten Erechtheion, daß man bereits am nächsten Morgen nach der Zerstörung wieder in ihm den Göttern ein Sühnopfer darbringen konnte.

Erst Perikles erbaut neue Tempel auf der Akropolis. Der Staatsschatz war gefüllt; die Bundesgenossen waren tribut-

pflichtig; die bildende Kunst stand eben in höchster Blüthe; Phidias, der größte Bildhauer aller Zeiten, war der innigste Freund des allmächtigen Staatsoberhauptes; und dieses Staatsoberhaupt, Perikles, war gleichsam die persongewordene Idealität des griechischen Volksgeistes. Unermeßliche Summen werden von Perikles auf großartige Bauunternehmungen verwendet. Wir wissen, wie Böckh neuerdings wieder in seinem klassischen Buche über die Staatshaushaltung der Athener (2. Aufl. Th. 1. S. 283) bewiesen hat, daß allein die Propyläen 2012 Talente, d. h. mehr als drei Millionen Thaler kosteten; eine Summe, deren vollen Werth wir erst ermessen, wenn wir die allgemeine Wohlfeilheit der damaligen Lebensverhältnisse gehörig in Anschlag bringen. Jene viertehalb Millionen müssen wir verdoppeln oder verdreifachen, um die Kosten der Perikleischen Bauten in den heutigen Geldwerth zu übertragen. Und diese Summe fällt mit Ausnahme des Odeion und der Anfänge des Weihetempels zu Eleusis ganz allein und ausschließlich den Prachtbauten der Akropolis zu. Das alte Mährchen vom Phönix wird eine Wahrheit; die Akropolis erhebt sich aus der Asche prächtiger und jugendlicher denn je zuvor.

Gegen das Jahr 446 wurde das Hauptwerk, der Parthenon, in Angriff genommen; im Jahr 437 war dieser vollendet. Schon ging man daran, den altgeheiligten Sitz der höchsten Stadtgöttin, den alten Erechtheustempel, wieder aufzubauen; zwar in der alten Gestalt, aber zierlicher und glänzender. Da

tauchte ganz von selbst mit innerster Nothwendigkeit der Gedanke auf, an den Eingang der Akropolis einen Bau zu stellen, der, selbst ein kunstvoller Prachtbau, den Eintretenden auf den Genuß der Prachtbauten, die seiner warten, würdig vorbereite. Die Ausführung dieser Propyläen wurde dem Baumeister Mnesikles übertragen. Er begann sie im Jahre 436 und vollendete sie 431, also gerade ein Jahr vor dem Ausbruche des für Athens Macht so entsetzlich verhängnißvollen peloponnesischen Krieges.

Ich habe die Propyläen mit einer musikalischen Ouvertüre verglichen. Und ich hatte ein Recht dazu; denn die Propyläen durften nicht blos ein prächtiges und gewaltiges Thor sein, sie mußten in ihrer ganzen Anlage und in allen einzelnen Formen die zwiefache Bedeutung der Akropolis, die Festung und geheiligter Bezirk der prächtigsten Tempel zugleich war, genau und wirksam aussprechen. Dennoch aber wäre es unbillig gegen den Künstler, wollten wir diesen Vergleich der Propyläen mit einer Ouvertüre nicht noch enger begrenzen. Der Componist, selbst wenn er ausnahmsweise seine Ouvertüre einmal für ein fremdes Werk schreibt, wie Beethoven z. B. für den Goethe'schen Egmont, schafft doch immer frei aus sich heraus; keinerlei äußere Einwirkungen hemmen und drängen ihn. Hier aber waren dem Künstler sehr schwierige Raumbedingungen gegeben. Es galt nicht nur, mit diesem Thor einen Raum von 168 Fuß zu umspannen, — dies nämlich ist die natürliche Breite des Felsens hier an der west-

lichen Vorderseite —; es stand überdies vor dem gegebenen Bauplatze bereits der Cimonische Mauervorsprung mit dem kleinen Tempel der Nike Apteros. Diese Mauer und dieser Tempel mußten jedenfalls ein entsprechendes Gegenüber erhalten.

Wir fragen also: wie hat Mnesikles diese schwierige Aufgabe gelöst?

Leider sind auch die Propyläen nur in einem trümmerhaften Zustande auf uns gekommen. Weil diese westliche Vorderseite der militärisch schwächste Theil der Akropolis ist, so war hier von jeher, das ganze Mittelalter hindurch bis auf die neueste Zeit, der meiste Anlaß, immer neue Verschanzungen zu machen; dabei aber wurden natürlich jederzeit die Bauten des Alterthums als die bequemsten und nächsten Baustücke verwendet. Ludwig Roß, der dreizehn Jahre lang als Conservator der griechischen Alterthümer sich unsterbliche Verdienste um Reinigung und Wiederherstellung der Akropolis erworben hat, öffnete auf's Neue die mit türkischem Mauerwerk ausgefüllten Propyläen; ja er errichtete sogar in Verbindung mit den Architekten Schaubert und Hansen den Tempel der Nike Apteros wieder, dessen Quadern und Säulen er im Schutte der unteren türkischen Bastionen gefunden hatte. Trotzdem aber ist bei aller Großartigkeit der erste Eindruck, den wir jetzt vom Aufgang der Akropolis haben, doch noch immer verwirrend. Wir müssen in unserer Anschauung vieles Fehlende

ergänzen und manche störende Anbauten späterer Zeiten entfernen, bevor wir zum reinen Genuß kommen.

Vor uns liegt die breite freie Treppe, der alte prächtige Aufgang zur Akropolis, zwar vielfach zertrümmert und zum großen Theil ihrer Marmorstufen beraubt, aber in ihrem Plane doch noch durchaus verständlich. Zur Linken steht einsam, abgetrennt von allen übrigen Mauern und Bauwerken, ein altes viereckiges Postament, hoch und schlank, aber ziemlich ungestalt, ohne Zweifel der Untersatz einer Statue; zur Rechten das Ende der Cimonischen Mauer, gekrönt mit dem kleinen Niketempel. Oben aber am Ende der Treppe, als deren natürliches Ziel, ragen uns die Propyläen selbst entgegen. Sie sind in drei Theile gegliedert, in ein Hauptgebäude und in zwei Seitenflügel, denn eine einzige, ununterbrochene Masse wäre zu massenhaft und einförmig gewesen. In der Mitte steht das Hauptgebäude, das eigentliche Thor; es nimmt, der Breite der Aufgangstreppe entsprechend, 58 Fuß ein. Die beiden Seitenflügel heben sich kühn vorspringend vom Hauptgebäude ab, ein jeder um 26 Fuß. Dadurch wird alle Geradlinigkeit vermieden; das Ganze erhält Abwechselung und den Schein lebendiger Freiheit. Der linke Flügel, obgleich jetzt, ebenso wie das Hauptgebäude, der Decke und des Daches beraubt, ist in Mauern und Säulen noch vollständig erhalten; der rechte dagegen ist im Mittelalter völlig zerstört. Ein hoher, häßlicher Festungsthurm, wahrscheinlich im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts unter dem Herzog

Antonio aus dem florentinischen Hause Acciajuoli erbaut, steht an seiner Stelle.

Aus diesen Trümmern haben wir uns nun den ursprünglichen Plan wieder herzustellen. Jenen alten Festungsthurm können wir leicht beseitigen. Dieser rechte Propyläenflügel war, wenn auch von geringerer Breite und Länge, doch jedenfalls in seiner Grundform mit dem gegenüberliegenden linken Flügel übereinstimmend. Schwierigkeit macht also nur jenes alte Statuenpostament. Gehörte es zum ursprünglichen Plane? Oder ist es späterer Zusatz? Und wenn dieses der Fall sein sollte, wie haben wir uns diese dem Niketempel gegenüber liegende Seite des Aufgangs zu denken?

Pausanias erzählt in seiner Beschreibung der athenischen Akropolis, daß er vorn am Eingang zwei Reiterstatuen gesehen habe, von denen er nicht zu sagen weiß, ob sie die Söhne des Xenophon vorstellen oder sonst irgend ein beliebiges anderes Schmuckwerk. So kam es, daß man dieses Postament gewöhnlich für das Gestell von einer dieser Reiterstatuen annimmt und dann ihm gegenüber vor dem Cimonischen Mauerpfeiler ein zweites symmetrisch entsprechendes Postament stellt, das im Laufe der Zeit zerstört sei. Nun verkündet aber das Postament, das erhalten ist, durch eine Inschrift, daß es eine Statue trug, die das athenische Volk dem Agrippa in seinem dritten Consulat weihte; auf das vermeintlich gegenüber liegende Postament stellt man daher die Statue des

Augustus, der Agrippa's College im dritten Consulat war. Pausanias, heißt es, habe absichtlich die Namen des Agrippa und Augustus verschwiegen; denn er habe es für eine unwürdige Schmeichelei gehalten, daß alte Reiterstatuen, die ursprünglich anderen Zwecken dienten, später zur Darstellung römischer Großen verwendet seien. Allein diese Annahme ist durchaus unhaltbar. Ludwig Roß hat in seinem leider noch immer unvollendeten Werke über die Akropolis hervorgehoben, daß Pausanias bei der Beschreibung des Heretempels zu Mykene durchaus ohne Bedenken berichtet, wie eine Statue des Orestes durch Veränderung der Unterschrift zu einer Statue des Augustus geworden. Und auch darin wird Jeder, der das Postament gesehen hat, mit Roß übereinstimmen, daß der Styl desselben entschieden erst in die römische Zeit fällt, und daß es für eine Reiterstatue viel zu schmal ist; denn es hat bei einer Höhe von 27 Fuß oben in seiner Plateform nur 15 Fuß Breite. Also gehört es nicht nur nicht zu dem ursprünglichen Propyläenbau, sondern es ist gar nicht einmal das Gestell von einer jener beiden Statuen, deren Pausanias Erwähnung thut; denn dieser spricht ausdrücklich von Reiterstatuen. Wir brauchen uns also um dieses aufdringliche Postament nicht weiter zu kümmern; wir müssen es, wenn es uns um die Akropolis der Perikleischen Zeit zu thun ist, rückhaltslos entfernen. Wohl aber lohnt es zu fragen, wo jene von Pausanias erwähnten Reiterstatuen standen. Mir scheint es, als fordere der Plan der Propyläen nothwendig, uns diese auf einem Mauerbau zu denken, der, mit dem Cimonischen Mauer=

vorsprung parallel laufend, zwischen dem nördlichen, d. h. von unserem Standpunkte aus dem linken, Flügel der Propyläen und zwischen der in der römischen Zeit erst später angebauten Statue des Agrippa stand. Nur auf diese Weise gewinnt die Cimonische Mauer an einer anderen Mauer ein architektonisches Gegengewicht, und auch der Niketempel hat an jenen Reiterstatuen sein symmetrisches Gegenüber. Die Art und Weise, wie Pausanias die Erwähnung jener Statuen und die Erwähnung des Niketempels mit einander verbindet, zeugt durchaus für diese Vermuthung; denn dem μὲν des einen Satzes entspricht ein δὲ des anderen. Und vielleicht ließe es sich sogar wahrscheinlich machen, daß diese Reiterstatuen die Dioskuren darstellten, die von den ältesten Zeiten her in Athen einen Tempel hatten, und die als die ἄνακτες, d. h. als die hülfreichen Schirmherren, mit dem gegenüber stehenden Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin auch in einem sicheren geistigen Zusammenhang stehen. Es wäre dann um so erklärlicher, wie die Söhne Xenophon's, Gryllos und Dioderos, in der Deutung dieser Statuen in Umlauf kommen konnten, da wir wissen, daß diese bisweilen mit dem Beinamen der Dioskuren verherrlicht wurden. Doch wir wollen nicht unnöthig unbestimmten Vermuthungen nachjagen. Begnügen wir uns mit der festen Thatsache, daß jenes häßliche Postament nicht dem Baumeister der Propyläen zur Last fällt, sondern daß dieser dafür gesorgt hatte, daß die Cimonische Mauer und der Tempel der Nike Apteros einen würdigen Partner habe.

Und erst jetzt, nachdem wir in den Grundriß dieses vielverzweigten Propyläenbaues eine klare Einsicht gewonnen, wollen wir es versuchen, näher in das Verständniß der künstlerischen Formen einzudringen.

Die breite Aufgangstreppe führte wohl, wie aus der Abbildung der Akropolis auf einer alten atheniſchen Münze sicher zu schließen ist, aus der Niederung der alten Agora, den Hügel des Areopag zur Linken, in durchaus gerader Richtung hinauf nach dem Propyläen. Sie ist in drei Theile getheilt, und der Grund dieser Theilung liegt in der Eigenthümlichkeit jenes großen Festzuges, der bei der Feier der großen Panathenäen hinauf nach der Akropolis wallte. In der Mitte, unmittelbar auf den Haupteingang des großen Thores gerichtet, liegt der breiteste Theil, mit pentelischen Marmorplatten gepflastert, die in der Quere gefurcht sind, um den Tritt sicherer zu machen. Hier wallten die Reiter und Fußgänger an festlichen Tagen. Zu beiden Seiten sind schmalere Stiegen, ebenfalls aus pentelischen Stufen, ausschließlich für Fußgänger dienend. Die Stiege zur Rechten ist durch Roß und Schaubert wieder vollständig hergestellt; von der linken sind die Stufen verloren.

Steigen wir die rechts liegende Stiege hinan. Oben beugen wir ein in eine andere kleine Seitenstiege, und wir stehen vor dem östlichen Eingange des Tempels der Nike Apteros.

Zierlicher ist wohl nie ein Tempel gebaut worden, als dieser. Er ist nur 27 Fuß lang, 18 breit und von der untersten Stufe bis zur Spitze des Giebels nur 23 Fuß hoch. Die leichten und fein geglätteten Quadern aus pentelischem Marmor, aus denen die kleine Cella sich aufbaut, und die heiteren Säulenhallen an der Vorder- und Rückseite, eine jede durch je drei schlanke ionische Säulen gebildet, machen den Eindruck dieses kleinen Tempels so anmuthsvoll und lieblich, daß man fast zweifeln möchte, seine Erbauung schon in die Zeit des Cimon zu setzen. Aber dieser Tempel wird nirgends unter den Bauten des Perikles erwähnt, und während des peloponnesischen Krieges und kurz nach diesem wäre es fast eine Selbstverspottung gewesen, hätten die Athener einer ungeflügelten, d. h. einer immer an Athens Geschick gefesselten Siegesgöttin ein Heiligthum bauen wollen. Und bei näherer Betrachtung fühlt man allerdings auch die Spuren des älteren Kunststyles. Roß hebt mit Recht hervor, daß, wenn man die Formen und Maaße dieses Tempels mit den Formen und Maaßen des ebenfalls im ionischen Style gebauten Erechtheion vergleicht, man deutlich gewahr wird, wie die Säulen sich noch zu stark verjüngen, wie hier die Schwingungen und Uebergänge der Linien nicht so leise und allmählich sind, wie dort, und wie das Dach- und Deckengebälk für diese schlanken Säulen doch noch zu hoch ist. Die Säulen tragen zu schwer; das Tragen ist ihnen nicht ein reizvolles Spiel, obgleich die ganze Zierlichkeit ihrer schlanken Haltung auf spielende Heiterkeit hinweist. Giebelstatuen scheint dieser Tempel nicht gehabt zu haben;

dagegen war der Fries ringsum mit feinen Reliefdarstellungen verziert, die sich fast in statuarischer Rundung vom Grunde abheben. Es ist schwer, sie zu deuten. Die östliche Vorderseite bezog sich offenbar auf die Sage der ungeflügelten Nike, die hier dem Zeus vorgeführt wird; aber von dieser Sage haben wir keine nähere Kunde. Alle drei übrigen Seiten des Frieses stellen Kampfscenen dar, theils zwischen Kämpfern zu Fuß und zwischen Kämpfern zu Roß, theils zwischen Fußkämpfern und Fußkämpfern. L. Roß erblickt hier den Sieg Cimon's am Eurymedon, der ein Seesieg und Landsieg zugleich war; und wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob die republikanische Eifersucht jener Zeit dem Cimon eine solche Verherrlichung seiner eigenen Kriegsthaten verstattet habe; man kann bei dem zertrümmerten Zustande, in der dieser Fries sich jetzt befindet, nicht deutlich erkennen, ob nicht vielleicht hier die alten beliebten Amazonendarstellungen zu finden wären. Im Innern der Cella thronte früherhin ein altes ehrwürdiges Holzbild. Es stellte die Nike dar, ohne Flügel, in der Rechten einen Granatapfel haltend, in der Linken einen Helm; der Granatapfel war das Symbol des Ueberflusses, welcher der Segen des Friedens ist; der Helm das Zeichen der kriegerischen Tapferkeit. Jetzt ist dies Holzbild verschwunden. Dafür lehnen an den Wänden schöne Marmorplatten mit reizenden Reliefdarstellungen, die uns geflügelte Siegesgöttinnen darstellen, die eine, wie sie sich zierlich niederbeugt und emsig beschäftigt ist, die Sandalen zu binden, zwei andere, die einen unbändigen Opferstier fortziehen. Diese Re-

liefplatten, deren Anmuth und Lebendigkeit in der Darstellung der Körperformen sowohl wie der kühn flatternden Gewänder zu beschreiben unmöglich ist, bildeten früherhin ein Geländer längs der Nordseite. In der oberen Fläche jeder Platte sind acht runde Löcher eingebohrt. Daraus hat man geschlossen, daß sich auf sie ein metallenes Gitter aufsetzte, das Denjenigen, der von der Vorderhalle nach der Hinterhalle gehen wollte, bei der Enge des Raumes vor dem Ausgleiten schützte, ja nöthigenfalls sogar, wie Roß und Leake vermuthen, bei feindlichem Angriff den Vertheidigern zur Brustwehr dienen konnte.

Nun aber die Propyläen selbst!

Tempelbau und Festungsbau, wie himmelweit scheinen sie von einander geschieden, und wie unnachahmlich schön wußte sie der Künstler hier in einen in sich einigen und lebensvollen Guß zu verschmelzen! Das große Mittelgebäude mit den sechs mächtigen dorischen Säulen seiner Vorderseite und dem weit ausgespannten Dachgiebel, der wie ein Adler seine Schwingen schützend über die Säulen ausbreitet, hat alle Formen des griechischen Tempels. Wie steht es vor uns da, so heiter und groß und gewaltig! Aber der weite Zwischenraum, der die beiden mittleren Säulen von einander trennt und der um so bedeutsamer hervortritt, je unwillkürlicher sich uns der Vergleich desselben mit dem Zwischenraum der benachbarten Säulen aufdrängt, sagt uns sogleich, daß dieser

Bau nicht selber ein Tempel sei, sondern vielmehr erst ein Eingangsthor, das heiter und wirksam zum Besuche der Tempel einladet. Und die beiden Seitenflügel haben ebenfalls die geheiligten Formen des Tempelbaues, die Säulen, das Adlerdach und am Fries die Triglyphen; aber unmittelbar an die Festungsmauern anstoßend haben sie als deren Ende und Abschluß zugleich eine wesentlich militairische Haltung. Sie kehren Dem, der die Treppe heraufkommt, nicht einladend die offenen und heiteren Säulenhallen ihrer Vorderseiten zu, sondern die ernsten, von Oben bis Unten streng geschlossenen Seitenmauern. Und während der linke, nördliche Flügel Gemäldegallerie war und also, dem künstlerischen Gepräge der Akropolis entsprechend, den schönen Künsten diente, war der rechte, südliche Flügel dagegen lediglich Waffenmagazin. Gerade der rechte Flügel wurde zu diesen Festungszwecken verwendet, weil es nach der ausdrücklichen Ueberlieferung des römischen Architekten Vitruvius in der alten Baukunst ein althergebrachter Grundsatz war, die Festungsthürme so anzulegen, daß die rechte unbeschildete Seite des Feindes sich zum Angriffe darbot. Es scheint auch, als habe dieser Flügel im gewöhnlichen Leben Pyrgos, d. h. der Festungsthurm, geheißen. Wir wissen nämlich, daß eine Statue der dreigestalten Hekate von Alkamenes, die nach dem Berichte des Pausanias in der Nähe des Tempels der Nike Apteros aufgestellt war, Epipyrgidia, die auf oder an dem Thurm Stehende, genannt ward. Roß und Leake legen dieserhalb diesen Namen des Pyrgos jenem vorspringenden

Eckpfeiler der Cimonischen Mauer bei, der der Unterbau des Niketempels ist. Ist es aber nicht natürlicher, bei dem Namen eines Festungsthurmes an ein Gebäude zu denken, das ausdrücklich zur Vertheidigung der Akropolis gebaut war, als an einen Mauervorsprung, auf dem ein Tempel steht und der den Vertheidigern keine oder wenigstens nur eine sehr schwache Schutzwehr bieten konnte?

Wie herrlich aber stimmt zu diesem Doppelcharakter der Propyläen ihr architektonischer Hintergrund! Allen sichtbar, ragt auf der einen Seite der Parthenon herüber, mit seinen heiteren einladenden Säulenhallen; auf der andern aber das riesige Erzbild der Athene, das Phidias aus der Beute von Marathon gebildet hatte. Den Schild in der Linken zur Abwehr gehoben, und mit der Rechten den Speer kühn zum Kampfe zuckend, schreckte sie als Pylämachos, d. h. als die kriegerische Schutzgöttin des Thores, jeden annahenden Feind ab. Wird es uns doch als sichere Thatsache berichtet, daß, als am Ende des vierten Jahrhunderts Alarich, der Gothenkönig, in die Burg eindringen wollte, er von dem Eindrucke dieses Bildes so mächtig ergriffen ward, daß er entsetzt davon floh und von aller Plünderung abstand.

Der eine jener beiden Seitenflügel, das Waffenmagazin, ist jetzt ganz von jenem hohen mittelalterlichen Festungsthurm überbaut; und auch im andern nördlichen Flügel, in der Pinakothek, haben wir nicht Ursache uns lange aufzuhalten;

denn die alte Pracht ist für immer verschwunden und für die kargen Statuenfragmente, die nunmehr hier aufgestellt sind, haben wir bei unserer heutigen Wanderung kein Auge. Seine Vorhalle wird durch zierliche Eckpfeiler und drei dorische Zwischensäulen gebildet. Und aus dieser Säulenhalle treten wir dann hinein in einen geräumigen, fast quadraten Marmorsaal, der durch zwei Fensteröffnungen, die nach der Vorhalle gehen, und wahrscheinlich auch durch das Oberlicht, das durch eine künstliche Oeffnung der Decke und des Daches hereinfiel, erleuchtet ward. Dieser Saal war das eigentliche Gemäldezimmer. Die Werke der berühmtesten Maler des Perikleischen Zeitalters schmückten es. Aber schon Pausanias sah deren nur wenige; ein großer Theil derselben war zu seiner Zeit bereits erloschen. Diese Bilder waren ohne Zweifel meist mythologischen Inhalts; jedoch hatte sich auch Alcibiades, übermüthig auf seine Siege in den nemeischen Spielen, mit einem Portrait, das ihn im Schooß der Nemea ruhend darstellte, dazwischen gedrängt. Vielleicht kann man daraus schließen, daß bei neuen Veranlassungen immer neue Bilder hier aufgestellt wurden, und daraus würde hervorgehen, daß diese Bilder nicht Wandgemälde, sondern wenigstens zum Theil Tafelbilder waren.

Wir kehren zurück in das Mittelgebäude. Die sechs dorischen Vordersäulen stehen in mächtiger Größe vor uns; sie haben $4^1/_2$ Fuß im Durchmesser und sind fast 29 Fuß hoch. Sie fußen auf einem gemeinsamen Unterbau, der, wie der Un=

terbau der griechischen Tempel, durch drei mächtige Stufenreihen gebildet wird, und diese Stufen heben sich bestimmt ab von den Stufen der Aufgangstreppe, indem sich zwischen beide ein Saum von schwarzem eleusinischem Stein legt. Auf diese Säulen lagert sich der dorische Fries und der mächtige Tempelgiebel, der aber — ich weiß nicht, aus welchen Gründen — des schmückenden Bildwerks entbehrte. Wir gehen hindurch durch das mittlere Hauptthor. Es ist zwischen der dritten und vierten Säule gelegen, deren Abstandsweiten 13 Fuß betragen, während die übrigen Säulen nur 7 Fuß von einander entfernt sind. In dieses Thor eintretend, durchschreiten wir einen Raum von etwa 40 bis 50 Fuß Tiefe. Zu beiden Seiten dieses inneren Raumes stehen je drei ionische Säulen, die sich, an die beiden dorischen Eingangssäulen anschließend, einen säulengeschmückten Thorweg bilden. Das Ende dieses Thorwegs ist eine hohe Mauer aus pentelischem Marmor, die von der einen Seitenmauer des Gebäudes bis zur andern quer hindurchläuft und für die offene Säulenhalle den raumverschließenden Hintergrund bildet. Diese Mauer ist durch fünf Thore durchbrochen; das mittlere, vor dem wir jetzt stehen, ist das Hauptthor, das höchste und breiteste von allen; zu beiden Seiten desselben, den Raumöffnungen der dorischen Vordersäulen entsprechend, je zwei andere, deren Höhenmaaße mit der Höhe des Mittelthores verglichen pyramidal abfallen; die dem Mittelthor zunächst liegenden sind niedriger, als dieses, und die beiden äußersten Thore wieder niedriger, als jene. Diese Säulenhalle, mit

ihrer wunderbar feinsinnigen Verbindung des dorischen und ionischen Styles, mit der weitspannenden, farbengeschmückten Decke, mit den kostbaren Erz- und Marmorwerken, die hier als Weihegeschenke aufgestellt waren, und mit der überraschenden Fernsicht auf die Ebene und das Meer und die Inseln und die peloponnesische Küste, — wo ist ein zweites Werk von gleicher Pracht und Schönheit? E. Curtius hebt in seiner Schilderung der Akropolis fein hervor: Wer von der heiteren Sinnenlust der griechischen Gottesfeier ein lebendiges Bild will, der muß sich hier die Menge auf- und abwandelnd denken, wie sie auf den feierlichen Augenblick harrt, wo die fünffachen Thüren sich öffnen und den Weg zu den Tempeln und Heiligthümern erschließen. Dieser Augenblick ist es, den Aristophanes im Sinne hat, wenn in seinen Rittern ein Bürger ausruft:

Jetzt werdet ihr sehn! Schon vernehm' ich den Klang, wie die Pforten des Thores sich öffnen,
Aufjauchzend begrüßt, das jetzo erscheint, das Athen vorzeitlicher Ahnen,
Die bewunderte, liedergepriesene Stadt, wo der herrliche Demos regieret.

Diese Thüren waren von Holz. Das lehrt deutlich jene Belagerung der Akropolis, die uns in der Aristophanischen Lysistrate vorgeführt wird. Dort zünden die Männer die Fackeln an und wollen das Thor in Brand stecken, damit die Weiber, die sich hier festgesetzt hatten, im Rauche ersticken. Jedenfalls aber waren sie prächtig geschnitzt und nach Weise der Tempelthüren über und über vergoldet.

Nun schreiten wir durch das Mittelthor hindurch. Und wieder stehen wir in einer neuen Halle, die aber kürzer ist als die vordere, die wir eben verließen. Hier ist kein besonderer Thorgang; diese Halle besteht nur aus sechs dorischen Säulen, die in ihrer Höhe und in der Art ihrer Bildung durchaus mit den dorischen Säulen der Vorderhalle übereinstimmen. Aber wer hätte die Geduld, hier länger zu weilen! Der Prachtbau des Parthenon steht vor uns und alle die anderen Wunderwerke der Akropolis.

Tretet ein! Auch hier sind Götter.

Der Parthenon.

Der Parthenon, der Tempel der jungfräulichen Göttin Athene, liegt auf der höchsten Erhebung der Akropolis. Nicht bloß durch seine Größe, sondern durch seine räumliche Lage ist er das hervorragendste Heiligthum.

Von den Propyläen steigt der Weg noch leise bergan. Die westliche Stirnseite des Tempels blickt uns mit seiner offenen Säulenhalle prächtig einladend entgegen. Aber wir gehen an ihr und an der nördlichen Langseite schweigend vorüber bis vorn an die östliche Vorhalle. Es ist ein altes griechisches Kultgesetz, daß das Gotteshaus nach Osten schaut. Alle griechischen Tempel haben ihren Eingang auf der Ostseite, es müßten denn ganz unabweisbare Umstände eine seltene Ausnahme nöthig machen.

„Wie steht er so groß und schön vor uns, der griechische Tempel! So einfach schön, so feierlich ruhig, so gänzlich heiter! Er ist nicht wie unsere Kirchen ein Versammlungshaus

für die andächtige Gemeinde; nur das Bild des Gottes, dem er geweiht ist, und dessen heilige Schätze und Weihegeschenke sind in ihm. Deshalb ist er schon seiner Lage nach abgeschieden von allen profanen Umgebungen. Eine Mauerumfriedigung hegt einen weiten heiligen Raum ein, und mitten in diesem erhebt es sich, das goldreiche fernstrahlende Haus des Gottes. So kann es nicht auf der gemeinen Erde stehen, auf der die irdischen Menschen wandeln. Zwar breit und mächtig lagert sich der schönheitsvolle Bau hin auf den Boden als die natürliche Wurzel des Daseins; aber drei mächtige Stufenschichten erheben ihn über die Fläche der Wirklichkeit und tragen ihn dem Himmel entgegen, gleichwie ein heiliges Weihegeschenk. Der Gott, der da drinnen wohnt in der viereckigen Cella, ist kein finsterer verschlossener Gott, er ist ein Gott der Freude und der ewigen Heiterkeit, ein Gott des Lichtes. Licht und Luft zu fassen, öffnet sich die Vorhalle, und ringsum läuft ein Säulengang, die enge Wohnung des Gottes mit der glückerfüllten Außenwelt zu verbinden. Freudig in ihrer Kraftfülle, elastisch lebendig streben diese Säulen empor; aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ihr keckes Emporstreben wird gedämpft und beruhigt durch den Gegendruck des Dachbaues, der über den Säulen schwebt, und den zu tragen sie bestimmt sind. Ueber ihnen erhebt sich das lastende Gebälk der Decke, und über dieses thront dann das hochschwebende Dach, nach beiden Seiten seine Flügel herabsenkend, gleich als wolle es mit seiner breitauslaufenden, mächtigen Ueberschattung die anstre-

benden, aufwärtsschießenden Säulen zurückweisen auf das sichere Insichselbstberuhen des schönen gotterfüllten Diesseits. Und am Fries und Giebel erschließt sich diese stumme Sprache der tektonischen Formenwelt zum beredten, individuell bildnerischen Ausdruck, der die Thaten des Gottes verkündet, den der Tempel verherrlicht. Dieses Streben und Gegenstreben, dies Erheben, das mit innig freudiger Selbstbeschränkung sich willig in seine angebornen Schranken zurückbeugt, dieses lebensvolle Insichberuhigtsein ist es, das so heiter und harmonisch wohlthuend auf den Beschauer zurückwirkt. Der Genuß bei dem sinnvollen Anschauen eines griechisches Tempels ist die heilige Gottesfeier der ewig göttlichen Sophrosyne."

Mit diesen Worten versuchte ich schon früher in meiner archäologischen „Vorschule" den Eindruck zu schildern, den ich unter den Tempeln von Sicilien und Pästum empfand. Der Eindruck des Parthenon ist wesentlich der gleiche; nur noch mächtiger und noch großartiger. Der Eindruck des Parthenon ist der Eindruck heiterer Erhabenheit. Niemand kann diesen Wunderbau anschauen, ohne daß Ruhe und tiefer Friede in seine Seele zieht. Abbildungen und Schilderungen sind unvermögend, auch nur eine leise Ahnung von dieser mächtigen Wirkung zu geben. Man muß diese marmornen Wände und Säulen selbst sehen und unter ihnen umher wandeln, um ihre heitere Hoheit und Einfachheit ganz zu verstehen und zu empfinden.

Es giebt Leute, die die geschichtliche Größe des Christenthums nicht besser preisen zu können glauben, als indem sie die Größe des heidnischen Alterthums herabzusetzen versuchen. Diese sprechen gar zu gern davon, wie die Griechen, trotz alles äußeren Glanzes und Scheines, sich im innersten Grunde des Herzens doch recht tief unglücklich und unbefriedigt gefühlt hätten. Sogar der edle Solger hat sich verleiten lassen, in der griechischen Kunst einen unverkennbar melancholischen Zug herausfinden zu wollen. Ich behaupte dreist, hätte jemals Solger mit eigenen Augen einen griechischen Tempel gesehen, dieser Gedanke wäre ihm nie gekommen. Wo ist die Schwermuth und die unbefriedigte Sehnsucht? Ist sie hier in der ruhigen Hoheit und Heiterkeit des griechischen Tempelbaues, in welchem das kraftvolle Aufstreben und die maßvolle Selbstbeschränkung harmonisch ineinandergeht? Oder ist sie vielmehr in den schmächtigen, rastlos aufschießenden Pfeilern, Dächern und Thürmen des gothischen Domes, die sich so gern hinüber in das unendliche Jenseits verlieren möchten, weil ihnen nicht heimisch ist auf dieser Erde?

Winckelmann hat stille Ruhe und Hoheit als das Wesen der griechischen Kunst bezeichnet. Dieses treffende Wort gilt vom griechischen Tempelbau ganz vornehmlich. Auf dem Streben nach dieser ruhigen Hoheit beruhen alle seine künstlerischen Formen und die treibende Kraft seiner stufenweis fortschreitenden Entwicklung. Der Parthenon ist nur darum der vollendetste griechische Tempel, weil er, gleich weit entfernt von

alterthümlicher Schwere und von der matten Schwächlichkeit der späteren Zeiten, am vollendetsten die innige Einheit und Durchdringung von Mächtigkeit und Anmuth, von Ernst und Milde erreicht hat.

Iktinos, der Erbauer des Parthenon, setzte verhältnißmäßig nur sehr einfache Mittel in Bewegung. Der griechische Tempel wirkt nie durch die Kolossalität der Masse, sondern immer nur durch die Schönheit der Form. Aber diese ist freilich bis in das Einzelnste ausgebildet. Jede kleinste Linienschwingung ist berechnet, damit der Bau zuletzt auch sicher jenen Eindruck hervorbringe, den hervorzubringen seine Bestimmung war.

Das Geheimniß des griechischen Tempelbaus ist die reizvolle Wechselwirkung lebendiger Gegensätze, die Wechselwirkung zwischen der geschlossenen Cella und der offenen Säulenhalle, zwischen dem feurigen Aufstreben der tragenden Glieder und dem ruhigen Gegendruck der lastenden. Der Parthenon läßt diese Gegensätze sich frei und kräftig entfalten, aber mit sicherer Hand führt er sie zurück zu heiter befriedigter Einheit.

Der Parthenon ist ein Peripteros, d. h. den Kern der Cella umgiebt auf allen vier Seiten ein ringsumlaufender Säulengang. Die oberste Stufenschicht, die den künstlichen Fußboden bildet, ist 227 Fuß lang, und 101 Fuß breit. Auf dieser lagern die Cella und die hohen offenen Säulenhal-

len gemeinsam. Diese Hallen werden an der Vorder- und Rückseite von je acht dorischen Säulen gebildet, und an den beiden Langseiten, wenn wir die den Vorderseiten angehörigen Ecksäulen nicht mitzählen, von je fünfzehn. Für den Parthenon wie für alle größeren griechischen Tempel war die Peripteralform eine innere Nothwendigkeit. Eine einfache Vorder- und Hinterhalle hätte der mächtigen Cella nicht das nöthige Gegengewicht geboten, und der Dipteros, der nicht mit einer einfachen, sondern mit einer doppelten Säulenumgebung geschmückt ist, ist bereits eine Entartung; die Unzahl der Säulen vernichtet die Wirkung der Cella. Kein Peripteros aber löst seine Aufgabe glücklicher, als gerade der Parthenon. Die einzelnen Säulen sind 7 Fuß 4 Zoll von einander entfernt; ihre Abstandsweite beträgt also, da jede Säule des äußeren Säulenumganges 34 Fuß hoch ist und an ihrer Basis einen Durchmesser von 6 Fuß 2 Zoll hat, fast $1^1/_3$ Durchmesser. Diese Weiten sind gerade weit genug, um ihnen die Wirkung des Offenen und Freien zu sichern, und doch wieder so nahe, daß wir nirgends die Anschauung eines geschlossenen, künstlich gebildeten Raumes verlieren. In den älteren dorischen Tempelbauten stehen die Säulen meist so dichtgedrängt an einander, daß ihr Abstand kaum breiter ist, als ihr unterer Durchmesser; und später in den Zeiten der verfallenden Baukunst giebt es Zwischenräume, die mehr als drittehalb Durchmesser umfassen. Dort erscheint die Säulenhalle nicht frei genug, hier ist sie zu leer und zusammenhangslos.

Wenn daher die Säulenstellung des Parthenon und der besten Tempel der griechischen Blüthezeit ganz unbedingt die heiterste Wechselwirkung zwischen der geschlossenen Cella und den freistehenden Säulenumgängen zum Ziel nimmt, so werde ich es nie glauben, daß K. Böttícher Recht hat, indem er in seiner übrigens meisterhaften Entwicklung des griechischen Tempelbaues (Th. 2, S. 77) die Behauptung aufstellt, diese ringsum laufenden Säulenhallen seien ihrer Bestimmung nach keine offenen Gänge gewesen, sondern nur verschlossene einzelne Seitenkapellen zur Aufstellung von Weihegeschenken.

Freilich ist es wahr, daß der Jesuitenmissionär Babin, der den Parthenon im Jahre 1672, also noch vor dessen gewaltsamster Zerstörung durch die Venetianer sah, in einer von Roß (Hellenika S. 84) mitgetheilten Beschreibung Athens berichtet, die äußeren Säulen seien im Parthenon mit der Cella durch niedrige Mauern verbunden und bildeten auf diese Weise einzelne Zwischenräume, die lang und breit genug für kleine Kapellen wären. Und eben so wahr ist es, daß schon Winckelmann (Th. 1, S. 334) bei dem größeren Tempel zu Pästum am Fußboden des äußeren Säulenumganges von Vertiefungen berichtet, die vielleicht von dort befindlichen Gitterthüren herrühren. Aber mit diesen Thatsachen ist durchaus Nichts bewiesen. Bötticher sucht seine Meinung zu verstärken, indem er darauf hinweist, daß nach Babin's Bericht auch im atheniſchen Tempel des olympischen Zeus solche Kapellen vorhanden gewesen. Ich bekenne, mir scheinen die Worte Babin's gerade umgekehrt den späteren christlichen

Ursprung solcher Bauten außer Zweifel zu stellen. Babin sagt: „Entre quatre de ces colomnes il y a une petite chapelle des Grecs toute entière, mais qui n'est jamais fermée et dont ils ne se servent point.“ Also übersetzt Bötticher erstens falsch, wenn er meint, daß je vier Säulenzwischenräume eine besondere Kapelle gebildet hätten, denn hier ist ausdrücklich nur von einer einzigen die Rede; und zweitens war diese Kapelle erst eine Kapelle der christlichen Neugriechen, sonst würde sich Babin nicht darüber wundern, daß sie offen und durchaus außer Gebrauch sei. Des alten römischen Architekten Vitruv Zeugniß muß für die Beurtheilung dieser griechischen Säulenhalle doch noch immer maßgebend bleiben, da sie ja dieser täglich noch völlig unversehrt vor Augen hatte. Vitruv aber weiß durchaus Nichts von solchen Nebenkapellen. Im Gegentheil! Dieser spricht von der circuitio in dem porticus peristyliorum, d. h. von dem freien Umhergehen in diesen äußeren Säulenhallen; und bezeichnet ausdrücklich als den Grund derselben, daß sie das Ansehen des Tempels großartiger machen und das versammelte Volk gegen die Unbill des Wetters schützen.

Und nun das feine und klare Gleichgewicht von Last und Tragkraft! Erst dem Parthenon, oder vielmehr diesem ganz ausschließlich, ist es gelungen, diesen tiefgreifenden Gegensatz völlig zur Versöhnung zu bringen. Unter den Händen der attischen Jonier ist die Strenge der alten dorischen Tempel verschwunden, Alles wird feiner und weicher. Schon den

Theseustempel, der dreißig Jahre vor der Erbauung des Parthenon erbaut ward, würden wir als das vollendetste Muster des schönen Maßes bewundern, überträfe nicht auch diesen der Parthenon an Vollendung. Der Theseustempel hat bei einer Länge von 104 Fuß eine Höhe von 33 Fuß, der Parthenon bei einer Länge von 227 Fuß eine Höhe von 65; bei dem Theseustempel verhält sich also die Höhenrichtung zur Längenrichtung, wie 1 zu $3^1/_6$, bei dem Parthenon wie 1 zu $3^1/_2$. Im Theseustempel sind die Säulen des äußeren Säulenumganges 19 Fuß hoch, ihr unterer Durchmesser beträgt 3 Fuß 4 Zoll, die Säule hat also in ihrer Höhe $5^1/_2$ Durchmesser; im Parthenon sind die Säulen 34 Fuß hoch, haben 6 Fuß 2 Zoll im Durchmesser, die Säulenhöhe hat also $5^2/_3$ Durchmesser. Im Theseion beträgt die Höhe des Hauptgesimses beinahe ein Drittheil der Säulenhöhe, im Parthenon genau ein Drittheil, vielleicht sogar noch etwas darüber. Ebenso ist es mit der Höhe des Giebeldaches. Kurz, im Parthenon sind alle Verhältnisse feiner und schlanker. Auch der letzte Rest von alterthümlicher Schwere, der dem Theseustempel noch anhaftete, ist abgestreift. Nirgends mehr Druck und mühevolle Kraftanstrengung, nirgends aber auch Leere und Schmächtigkeit; überall gesättigte Lust und heitere Freiheit. Den Zauber dieser fein abgewogenen Verhältnisse kann man nicht abzirkeln, man kann ihn nur fühlen; deshalb kann ihn auch Niemand mechanisch nachahmen, man kann ihn nur lebendig aus dem lebendigen Gefühle wiedergestalten. Bis dahin aber ist dies noch Keinem gelungen, weder unter den

Alten noch unter den Neueren. Der Hauch des Genius, der über dem Parthenon liegt, ist ureigen und unerreichbar.

Mit wie unendlicher Feinheit die Griechen zu Werke gingen, um ihren Tempeln den Eindruck freier Heiterkeit zu sichern, das hat namentlich wieder eine wichtige Entdeckung der neuesten Zeit eindringlich dargethan. Sie verschmähten zu diesem Behufe sogar die Hülfe der optischen Täuschung nicht. Vor einigen Jahren entdeckte man durch genaue Messungen des Parthenon, daß der Unterbau desselben nicht völlig wagrecht gebaut sei; er hebt sich von den äußeren Enden nach der Mitte hin in der Form einer leisen Curve. Und dieser überraschenden Entdeckung folgte die zweite, daß auch die Säulen nicht völlig senkrecht stehen; sie neigen sich sämmtlich oben am Kapitell fast um anderthalb Zoll gegen die Cellawand einwärts. Diese merkwürdige und auffallende Thatsache, die man zunächst als eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des Parthenon betrachten zu dürfen glaubte, hat Penrose in seinem verdienstvollen Prachtwerke über die athenischen Tempelbauten auch am Tempel des Theseus nachgewiesen. Bis jetzt sind von diesem Gesichtspunkte aus nur erst die Tempel Athens untersucht worden. Künftige Ausmessungen der älteren griechischen Tempel müssen ergeben, ob diese Erscheinung auch bei diesen bereits sich findet oder ob sie erst eine Erfindung des späteren attisch-dorischen Styls ist. So viel aber steht fest, daß sie späterhin als ein ganz allgemeines Grundgesetz des gesammten griechischen Tempelbaus galt. Erst

jetzt wissen wir, was der römische Baumeister Vitruv will, wenn er in seinem Lehrbuch der Baukunst (III, 3) ausdrücklich anräth, daß man dem Unterbau eines Tempels durch eine kleine künstliche Anschwellung, durch sogenannte scamilli impares, nachhelfen solle. Und eben so verstehen wir erst, warum Cicero in den Verrinischen Reden (Act. II, lib. I, 51) den Verres verhöhnt, daß dieser im Tempel des Castor zu Rom die Säulen durchaus völlig senkrecht richten wollte. Dieser unwissende Mensch, setzt Cicero ironisch hinzu, wußte nicht, daß es fast gar keine Säule giebt, die völlig senkrecht sein kann. Der Grund, warum die Griechen zu diesem perspectivischen Kunstgriffe kamen, ist klar. Die Säulen wurden oben nach innen gebogen, damit es nicht den Schein habe, als drücke das Gebälk sie an ihrer Spitze aus den Fugen; und der Unterbau erhob sich mitten in einer Curve, damit der Boden nicht da, wo die Last am schwersten wuchtet, unter der Wucht sich zu senken scheine. Vitruv giebt in der eben angeführten Stelle auch selbst diesen Grund an. Er sagt: Wenn man den Unterbau schnurgrade errichtet, so erscheint er dem Auge als ausgehöhlt. (Si enim stylobata ad libellam dirigetur, alveolatus oculo videbitur.) Der Parthenon steigt nach Penrose's Berechnung auf der Schmalseite, wenn wir diese zu 101,3 engl. Fuß ansetzen, gegen die Mitte hin um 0,228 Fuß, auf der Langseite, zu 228,1 engl. Fuß gerechnet, um 0,355. Die Propyläen steigen bei einer Länge von 68,1 Fuß um 0,119. Das Theseion bei der Breite von 45 Fuß um 0,063, bei der Länge von

104,2 Fuß um 0,101. Auf die Länge von 100 Fuß berechnet, stellt sich daher das Verhältniß folgendermaßen: der Parthenon in der Schmalseite um 0,225, in der Langseite um 0,156. Das Theseion in der Schmalseite um 0,140, in der Langseite um 0,100. Die Propyläen um 0,175. Der Parthenon ist also auch hier wieder bedeutend leichter als das Theseion und selbst als die Propyläen.

Diesen glücklichen Größenverhältnissen, die in ihrer heiteren Hoheit so maßvoll mitteninne stehen zwischen herber Strenge und matter Energielosigkeit, entspricht die Bildung der Formen. Selbst die ausführlichste Beschreibung ist nicht im Stande, alle Feinheiten deutlich herauszuheben; hier gilt nur die Anschauung und die Empfindung. Ueberall dieselbe schwungvolle Kraftäußerung und derselbe ruhige Adel! Die Säulen verjüngen sich nur mäßig und ganz allmählich, das Kapitell, in dem sich der Zusammenstoß der tragenden und lastenden Glieder am deutlichsten ausspricht, ist in seiner Ausbauchung leicht und straff gezogen, das Balkenwerk ist nicht massiv, sondern fein und leicht gegliedert, und die einzelnen Baustücke sind so fest mit einander verbunden und gehen so durchaus naturwüchsig in einander über, daß hier in der That die höchste Aufgabe der Kunst gelöst ist; die Kunst hat sich selbst überwunden und ist wieder Natur geworden, ideale Natur.

Wir müssen uns losreißen von diesem wunderbaren Anblick. Wir treten in die Cella.

Von dem äußeren Säulenumgange steigen wir auf der östlichen Vorderseite noch zwei Stufen hinan, und wir stehen in der Vorhalle der Cella, oder, wie man diese gewöhnlich griechisch zu nennen pflegt, im Pronaos. Die Säulen und die Decke dieser Halle liegen zertrümmert, aber wir gewinnen eine klare Einsicht in ihren früheren Zustand, wenn wir die Hinterhalle vergleichen, die auf der westlichen Rückseite des Tempels noch ziemlich vollständig erhalten ist. Vorder- und Hinterhalle wurden durch je sechs Säulen gebildet; diese Säulen sind ebenfalls dorisch, aber schlanker als die der äußeren Hallen; von jenen beträgt der untere Durchmesser mehr als sechs Fuß, von diesen nur etwa sechstehalb. Erzgitter, wahrscheinlich vergoldet und bis hinauf an die Decke reichend, verschlossen die Zwischenräume der Säulen. Denn das goldene Weihbecken stand hier in der Vorhalle und, theils auf Tischen und Fußgestellen, theils an den inneren Seiten der vorsprinden Mauern hängend, vielfache Weihegeschenke. Plinius in der Naturgeschichte (35, 10) und Philostrat im Leben des Apollonius von Thyana (2, 10) berichten, daß die Wände dieser Halle bemalt waren.

Aus der Vorhalle kommen wir in das Innere der Cella. Sie ist innen 62½ Fuß breit. Ihre Länge zerfiel im Alterthum in zwei Abtheilungen, in die eigentliche Cella, in der das Bild der Tempelgöttin, das Bild der Athene stand, und in das Hinterhaus, in den sogenannten Opisthodomos, in welchem der Tempel- und Staatsschatz bewahrt war. Die

trennende Zwischenmauer ist jetzt verschwunden, aber ihre Spuren sind noch deutlich sichtbar. Die eigentliche Cella war 98 Fuß 7 Zoll lang, das Hinterhaus 43 Fuß 10 Zoll.

Für die innere Bauart der Cella ist es von Wichtigkeit, daß sich noch ganz unleugbar Spuren von inneren Säulen finden. Es waren dorische Säulen von etwa drei Fuß im Durchmesser. Die Kannelirungen sind noch deutlich auf den Marmorboden eingeritzt; Leake hat Unrecht, wenn er hier, nach dem Vorbilde der Propyläen, im Innern ionische Säulen vermuthete. Die Bestimmung dieser Säulen ist unzweifelhaft. Der Parthenon war ein sogenannter Hypäthraltempel. Die Thür allein war nicht im Stande, der großen Cella hinlänglich Licht zu geben. Hinter den Giebelenden oben am First wurde daher das Dach durchbrochen, und ein Theil der Cella stand, wenigstens an den Festtagen, an denen der Tempel gottesdienstlichem Brauch diente, dachlos unter freiem Aether. So bedürfen die Dachflügel künstlicher Stützen. Die Säulen, nach Bötticher's Annahme neun auf jeder Seite, waren in zwei übereinander liegende, durch Säulenbalken von einander getrennte Stockwerke gegliedert. Eine einzige ununterbrochene Masse, so hoch hinaufgegipfelt, wäre zu nüchtern und leblos gewesen.

Und wahrlich, diese Cella bedurfte der hellsten Beleuchtung. Rings die kostbarsten Bildwerke und Malereien; in der Mitte aber, dicht hinter der künstlichen Oeffnung des

Daches, stand in gebieterischer Hoheit die riesige Statue der Athene Parthenos, aus Gold und Elfenbein, eines der berühmtesten Werke des Phidias. Sie trägt ein langes, bis an die Füße wallendes Gewand, das an der Brust mit der elfenbeinernen Maske der Medusa geschmückt ist; den Kopf bedeckt der Helm, auf dem oben eine Sphynx ruht, und an den beiden Seiten Greifen in erhabener Arbeit. In der Linken der Speer, um den sich die heilige Burgschlange schlängelt; in der Rechten Nike, die goldene Göttin des Sieges. Zu ihren Füßen lehnt der Schild. Unten an der Basis die Geburt der Pandora; am Rande der Sandalen die besiegten Centauren; am Schilde die Bilder ihrer Siege, außen die Amazonenschlacht und innen der Kampf mit den Giganten. Wie nutzlos wäre dieser plastische Hymnus auf die Größe und die Macht der Göttin gewesen im dunklen Zwielicht eines karg beleuchteten Raumes? Noch ist der Standort dieses Phidias'schen Kolossalbildes sichtbar. Von den Marmorplatten des Fußbodens hebt sich ein geräumiges Oblongum ab, 6,52 Meter lang, 2,63 breit; nicht, wie man wohl behauptet hat, den natürlichen Grund des Akropolisfelsens bloß legend, sondern aus piräischem Tuffkalk, aus Poros, gebildet. Man hat dieses Oblóngum für den Standort eines Altars gehalten; Bötticher hält es sogar für den Sitz, auf dem bei der Feier der Kranzweihe am Feste der Panathenäen die Archonten saßen. Es ist sicher der Standort der Bildsäule, denn nirgends sonst ist eine Spur von der Basis dieses Kolosses. Wie aber könnte diese so völlig verschwinden, wenn sogar jede einzelne

Säule sich deutlich auf den Fußboden einritzte? Und die Mauer des Hinterhauses ist so dicht hinter diesem Oblongum, daß kaum ein anderer schicklicher Platz für die Bildsäule sich finden dürfte. Die Oeffnung des Daches war nur an festlichen Tagen geöffnet; für gewöhnlich bedeckte sie ein künstliches Erzdach. Die Bildsäule hatte an diesem Standort das günstigste Oberlicht und war doch durchaus geschützt gegen Wind und Wetter. Eine besondere Kapelle, in welche Bötticher dieselbe einpfercht, ist schwerlich vorhanden gewesen.

Es giebt Inschriften, die im Parthenon vier verschiedene Räumlichkeiten unterscheiden, den Pronaos, das Hekatompedon, den Parthenon, und den Opisthodomos. So ist kein Zweifel, daß man die Ausdrücke Parthenon und Hekatompedon bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung gebrauchte. Das einemal galten sie zur Bezeichnung des ganzen Tempels, das anderemal nur zur Bezeichnung bestimmter einzelner Räume. Hekatompedon hieß die ganze Cella, Parthenon dagegen, im engeren Sinne, das besondere Gemach, das der eherne Gitterverschluß der inneren Säulen rings um die Statue bildete. Auch in diesem Jungfrauengemach standen Weihegeschenke, und zwar, wie es scheint, die schönsten und gottwohlgefälligsten.

Hinter der Cella, von dieser getrennt durch eine besondere Mauer, liegt das Hinterhaus, der Opisthodomos. Die

trennende Mauer ist verschwunden; man sieht nur noch an den Seitenwänden die Lücken, in die ihre Marmorblöcke einsetzten. Es läßt sich daher nicht sicher ermitteln, ob Cella und Hinterhaus durch eine Durchgangsthür verbunden waren. Ich meinerseits glaube es nicht; das Beispiel anderer Tempel streitet dagegen; die Thür wäre ein schlechter Hintergrund für das Gottesbild. Das Hinterhaus war das eigentliche Schatzhaus. Die Mauern waren von Polygnot gemalt. Vier Säulen, die auch hier wieder mit Unrecht Leake für ionische hält, trugen die Decke, die, wie alle Tempeldecken den freien Himmelsraum nachbildend, auf blauem Grunde mit goldenen Sternen bedeckt war. Die Thür, 10 Fuß breit und 26 Fuß hoch, gab dem verhältnißmäßig kleinen Raume hinlängliche Helle. Im Nothfall benutzte man Lampen. Wenigstens erzählt Demosthenes von einem Brande, der einmal hier ausbrach. Den Eingang bildete die westliche Hinterhalle, die ebenso wie die östliche Vorhalle von sechs Säulen getragen ist. Weihegeschenke standen auch in dieser. Die Südseite dieser Halle endet in einem viereckigen Thurm, in dessen Innerm eine steinerne Treppe auf den Giebel des Parthenon hinaufführt.

Und nun verlassen wir wieder die Cella. Es lockt uns, die gewaltigen Bildwerke zu schauen, die Giebel und Metopen und Fries zieren. Die stumme Sprache der tektonischen Formenwelt erschließt sich zum individuell bildnerischen Ausdruck.

Der plastische Schmuck erzählt die Geschichte und die Thaten der Gottheit, der dieser Tempel geweiht ist.

Am bedeutsamsten sind die Giebelgruppen. Wie hätte dies an der Stirn des Gebäudes auch anders sein können? Die Vorderseite stellt der Athene Geburt dar. Und zwar in ganz besonderem Bezuge auf Attika. An der einen Eckseite des Giebeldreiecks lagern, nach Welcker's feinsinniger Deutung, in malerische Gruppen gesondert, die drei attischen Jungfrauen Aglauros, Herse und Pandrosos, an der anderen Kecrops mit den zwei attischen Horen Thallo und Auxo. Jenen verkündet vom Olymp herabeilend Nike, diesen Iris die Geburt der schützenden Göttin. Und mitten, die Spitze des Giebels einnehmend, sitzt Zeus, umgeben von den übrigen Göttern; Prometheus, die Stelle der Eilythyia vertretend, und Athene selbst, groß und ehrfurchtsgebietend, in voll ausgewachsener Gestalt und Haltung. Die Rückseite, der westliche Giebel, ist die unmittelbare Fortsetzung desselben Grundgedankens. Athene, für Athen geboren, nimmt nun auch wirklich Besitz von Attika. Sie mußte, der alten Sage nach, mit Poseidon um die Herrschaft des Landes streiten. Athene pflanzte den Oelbaum; Poseidon wußte nur das wüste Meerwasser zu bieten. Athene siegte. Und der westliche Giebel stellt diesen Sieg dar. Der Kampf ist eben beendet. Athene wendet sich rasch ihrem Wagen zu, der von der Göttin des Sieges, von Nike, gelenkt wird. Ares steht an der Seite des Wagens, er verstärkt die Wirkung des Sieges. Poseidon,

voll heftigen Zornes, kehrt ebenfalls zu seinem von Hippokampen gezogenen Gespanne. Aber nicht Nike ist seine Wagenlenkerin, sondern die Meergöttin Amphitrite, und statt des Ares steht Thetis an seiner Seite. Und nun folgen auf der einen Seite die drei eleusinischen Gottheiten, Demeter, Jakchos und Persephone, und auf der anderen Leukothea, Aphrodite und Dione, und ferner hier Herakles und dort Theseus, und dann an den beiden äußersten Enden der attische Flußgott Ilissos und die Quellnymphe Kallirrhoë, das Ganze sinnreich als rein attisches Ereigniß bezeichnend.

Die Darstellungen der Metopen sind nur sehr unvollständig, und die erhaltenen nur sehr trümmerhaft auf uns gekommen. Aber ihr Zusammenhang mit dem Preise der Göttin steht außer Zweifel. Die östliche Vorderseite erzählt die culturgründenden Thaten, die von der Göttin selbst ausgingen, und von deren Lieblingsheroen, Herakles und Theseus. Zunächst Athene als Ueberwinderin der Giganten, als Erfinderin des Streitwagens, als Bändigerin des Pegasus; der Kampf um den Dreifuß; Theseus den Minotaur erlegend. An den beiden Enden der Südseite, gleichsam die Einfassung bildend, Centaurenkämpfe; in der Mitte Gegenstände des altattischen Pallascultes. An der Nordseite, wie es scheint wiederum von Centaurenkämpfen eingefaßt, der Amazonenkampf. Und endlich an der westlichen Rückseite in regelmäßig abwechselnder Reihefolge Kämpfe von Reitern und Fußkämpfern und von Fußkämpfern mit Fußkämpfern. Kleidung und Waffenstücke ein=

zelner Kämpfer scheinen barbarisch. Die Deutung auf die Perserkriege, die ja auch am Friese des Tempels der Nike Apteros Platz fanden, liegt daher nahe.

Wer mag verkennen, daß hier die Sittigung Athens durch Athene, und dessen steigende Machtentwicklung, die sich in den Perserkriegen so glänzend bethätigte, in ihren hervorstechendsten sagenhaften und geschichtlichen Ereignissen auftritt? Es ist daher folgerecht, daß die Athener, dicht unter diese Metopenfelder, an den großen Deckenbalken über die Säulen als Siegestrophäen die ehernen Schilde hängen, die sie im Kriege erbeuten.

Und waren die Bildwerke der Metopen bis zu dem Punkte vorgeschritten, daß sie den Sieg der Griechen über die Perser feiern, so verherrlichen nun die Bilder des Frieses, der sich am oberen Ende der Cellawand hinzieht, den Glanz und die Pracht des Perikleischen Athen, das durch die Segnungen jenes Sieges groß und mächtig geworden. Das größte Volksfest Athens ist dargestellt, der freudige Festzug der großen Panathenäen, der dem alten Bilde der Stadtgöttin ein neues reichgesticktes Tempelgewand feierlich darbringt.

In der Mitte der östlichen Eingangsseite wird die Feier des Festes eröffnet. Ein Priester übergiebt einem Knaben das zusammengefaltete Gewand, den Peplos, und links daneben setzt eine Priesterin auf den Kopf der beiden Ersophoren, d. h.

der Mädchen, die den Tempeldienst warten, verhüllte Körbchen mit geheimnißvollen Gaben. Zu beiden Seiten dieser Eröffnungsscenen sitzen Götter, sieben männliche und fünf weibliche; nach Braun's sinniger Auffassung wahrscheinlich attische Localgottheiten, Erichthonius, Atthis und Pandrosos, Amphiktyon, Kranaos, Kekrops und Agraulos, und auf der anderen Seite Erechtheus, Praxithea, Kreusa, Triptolemos und Demeter, Peirithous und Theseus oder die beiden Dioskuren. In den beiden Langseiten, in der Nord- und Südseite, erscheint nun der Festzug selbst. Zunächst an beiden Seiten unnachahmlich schöne Gruppen reitender Jünglinge, dann Wagenkämpfer, und sodann auf der Südseite die Greise und Greisinnen der Stadt, auf der Nordseite der Zug der Frauen und Jungfrauen mit ihren Schirmen, Sesseln und Opfergeräthen. Beide Festzüge schließen mit der Darstellung der Opferthiere, Kühe und Widder, die von rüstigen Männern und Jünglingen geführt werden. Und auf der Westseite, die noch am Tempel selbst vollständig erhalten ist, sind die Vorbereitungen zum Reiterkampf dargestellt, und das erste Beginnen des Trabens und Galoppirens. Die beiden Schmalseiten also bilden den Eingang zum festlichen Leben, das sich an den beiden Langseiten so reich und gestaltenvoll entfaltet.

Nur ein Phidias konnte es wagen, an Meisterschaft der Plastik mit der Meisterschaft dieses gewaltigen Baues in würdigen Wettkampf zu treten. Welch eine bedeutende Welt hat sich auch hier wieder aufgethan! Stetig und ungezwungen

entrollt sich, Bild an Bild, die Geschichte Athens von der Geburt der schützenden Göttin bis hin zum festlichen Panathenäenzuge, der dieser Göttin Dank und Preis bringt. Die Metopen, ihrem mehr architektonischen Wesen entsprechend, klingen noch an die Schwere der älteren Schulen an. Aber der Giebel und Fries sind das Höchste, was jemals die bildende Kunst der Menschen geschaffen. Sie sind so ideal und würdevoll und halten sich so durchweg nur an die bedeutsamsten Züge des physiognomischen Lebens, daß, wie ich mich schon einmal bei einer anderen Gelegenheit ausdrückte, alle Formen und Glieder in einer Großheit erscheinen, wie sie uns die Natur bieten würde, wenn diese nicht in dem weichen fließenden Fleische, sondern im harten und ungefügen Marmor zu bilden hätte. Und doch wie durch und durch lebendig sind diese Gestalten, wie fein und ausdrucksvoll! —

Die Giebelstatuen sind von Lord Elgin dem Tempel schmachvoll entwendet. Die vereinzelten Metopen, die am Tempel selbst noch vorhanden sind, sind entsetzlich verstümmelt. Aber der Fries auf der westlichen Rückseite ist noch in ziemlich erträglichem Aussehen an seiner ursprünglichen Stelle. Und außerdem lehnen noch verschiedene Friesplatten, die unter den Trümmern des Parthenon gefunden wurden, jetzt an den inneren Wänden der Cella; wettkämpfende Reiter; oder Streitwagen, von muthsprühenden Rossen gezogen, mit auf- und abspringenden Wagenkämpfern und wagenlenkenden Göttinnen; Jünglinge und Männer mit Opferthieren; eine wunder-

bar schöne, sitzende Gruppe von einem Manne und Jünglinge und Mädchen, die gewöhnlich, obwohl mit Unrecht, als Poseidon, Theseus und Aglauros erklärt wird, und ähnliche Gegenstände dieser Art.

Wie schön ist diese Composition des Frieses! Der Fries bietet dem Bildner eine ganz eigenthümliche Aufgabe. Er ist aus lauter einzelnen Steinplatten zusammengesetzt und doch ist er in sich stetig und fest zusammenhängend. Festzüge sind daher für Friesbilder ganz besonders geeignet; sie sind ein zusammenhängendes Ganzes und jede einzelne Gestalt oder Gruppe ist nichtsdestoweniger selbständig. Der Künstler hat dafür gesorgt, daß nirgends das Auge eine Unterbrechung gewahrt und doch jede einzelne Gestalt oder jede genau aufeinander berechnete Gruppe eine besondere Platte für sich füllt. Und wie entzückend ist die Schönheit der einzelnen Gestalten! Wie leicht hingegossen sitzen diese feinen und in aller gymnastischen Kraftfülle doch so anmuthigen Jünglinge auf ihren muthschnaubenden Rossen! Wie herzgewinnend sind alle ihre Bewegungen und die Formen ihres Körpers und Angesichtes! Wie edel und doch wie liebreizend schalkhaft sind diese Mädchen; wie mild und ehrfurchtserweckend diese Greise! Phidias ist wie Rafael nicht blos groß durch seine Kunst, sondern vor Allem auch durch die hinreißende Schönheit oder, wie die Italiener sagen, durch das Sympathische, das unwiderstehlich Einnehmende, das allen seinen Gestalten einwohnt. Dieser Zauberbann der selbst im Erhabenen noch anmuthigen Schönheit ist aber in allen Zeiten

nur sehr wenigen auserlesenen Lieblingen des Kunstgenius angeboren.

So schließt sich der Parthenon in allen seinen verschiedenartigsten Bestandtheilen unnachahmbar schön und harmonisch zusammen. Und wenn uns die Propyläen mit ihren prächtigen und heiteren Säulenhallen ein mahnendes: „Tretet ein; auch hier sind Götter!“ zuriefen, so hat der Parthenon dieses Versprechen in unerreichbarer Großartigkeit nicht nur gelöst, sondern übertroffen. Ein Volk, das seinen Göttern solche Tempel baut, das muß ein großes, ein glückliches Volk sein. „Wo die Menschen am glücklichsten waren,“ sagt Heinse im Ardinghello, „da war auch die Kunst am größten; das ist das Geheimniß der Kunstgeschichte in wenig Worten.“

Das Erechtheion.

Ob sich wohl jemals wieder ein Stück Erdenrund finden wird, das an Kunst und Schönheit dieser Akropolis von Athen gleicht? Sind die Wunder der bildenden Künste für uns auf ewig verloren, oder kommt einst ein zweiter Phidias der dem starren Stein wieder Seele und Leben einhaucht? Wie thöricht ist es, sich diese Frage zu stellen; und wie unabweisbar drängt sie sich hier auf jedem Tritt auf!

Sollte man doch meinen, der Parthenon müsse mit seiner stolzen Pracht und Herrlichkeit Alles verdunkeln, was sich in seine Nähe wagt. Und doch steht hier, kaum hundertundfünfzig Schritte von ihm entfernt, als sein nördliches Gegenüber das Erechtheion; zwar kleiner und für den ersten Anblick nicht so überwältigend, aber darum doch nicht minder bewunderungswürdig und kunstreich. Das Erechtheion ist ein Tempel ionischen Styls. Liegt die eigenste Schönheit des Parthenon in seiner gebieterischen Hoheit und in dem ruhig heiteren Glücksbewußtsein der ihm innewohnenden Würde; so

geht das Erechtheion dagegen, wie dies durch die weichere Zartheit der ionischen Formen ganz von selber bedingt ist, durchaus auf lockende Anmuth und heitere Zierlichkeit. Und sicher ist es der anmuthigste, am liebsten möchte ich sagen, der herzgewinnendste Bau, den jemals die Phantasie eines Künstlers ersonnen. Selbst jetzt noch in seiner trümmerhaften Verstümmelung ist er von wahrhaft bezaubernder Schönheit. Immer und immer wieder ruht das Auge mit unersättlicher Lust auf diesen straffen, schlanken Säulen mit ihrer elastisch bewegten Basis und den anmuthig profilirten Capitellen, auf diesen leichten und lebensvoll gegliederten Balken des Frieses und der Gesimse, auf den feingefugten Quadern der Wände und Decken, und auf den großen und prachtvollen und doch so unendlich zierlichen Thoren mit ihrer lieblich reizenden Arabeskenverzierung. In der That, für Den, der diesen Tempel jemals mit formenempfänglichem Auge gesehen hat, ist es nicht blos eine althergebrachte Ueberlieferung, sondern innerstes Seelenerlebniß, daß er ihn ebenso als die höchste Blüthe der ionischen Baukunst betrachtet, wie den Parthenon als die höchste Blüthe der dorischen.

Es ist daher sehr zu bedauern, daß die Ungunst der verheerenden Zeit uns das volle Verständniß dieses herrlichen Baues, wie es scheint, für immer versagt hat.

Nicht als wäre das Erechtheion ärger zertrümmert, als der Parthenon und die Propyläen. Durchaus nicht! Aber

es ist ein ganz eigenthümliches und in seiner inneren Einrichtung ganz räthselhaftes Gebäude; seine Anlage ist in allen Theilen völlig abweichend von der übereinstimmenden Grundform aller übrigen griechischen Tempel; es umschließt auf geringem Raume sehr viele verschiedene Heiligthümer verschiedener Götter und Heroen. Und trotz der allseitigsten und gründlichsten Bemühung sehr tüchtiger Künstler und Alterthumskenner hat es noch immer nicht gelingen wollen, von dem Standorte dieser verschiedenen Heiligthümer und damit von der Bestimmung und Vertheilung der einzelnen Räumlichkeiten eine feste und nach allen Seiten hin ausreichende Anschauung zu gewinnen. Diese Anschauung aber ist schlechterdings unerläßlich. Wie die Lage der Dinge jetzt ist, erfreuen wir uns zwar an der Erfindung der einzelnen Formen und deren kunstreichen Bildung, ja wir erfreuen uns sogar an der Genialität des künstlerischen Planes, der alle diese Räume so schön und schicklich zu vertheilen und wieder so wunderbar harmonisch mit einander zu verbinden wußte; aber wir verstehen nicht vollständig den leitenden Gedanken, der diesem Plane zu Grunde liegt und jene auffallenden Eigenheiten in der Anordnung der einzelnen Theile bedingte. Mit Einem Worte, wir verstehen das Geheimniß der Composition nicht.

Gerade in diesem Augenblicke ist der Streit über die Composition des Erechtheion wieder sehr lebhaft. Der Streit ist wichtig; aber er ist voraussichtlich ohne abschließendes

Endergebniß. Ich trage kein Verlangen, mich unter die streitenden Parteien zu mischen. Ich will nur sagen, was ich mir für meine Person an Ort und Stelle für eine Vorstellung von der Lage der einzelnen Heiligthümer gebildet habe.

Das Erechtheion, das jetzt vor uns steht, ist erst aus der Zeit des peloponnesischen Krieges. Es ist wahrscheinlich, daß der Bau bereits unter Perikles entworfen, vielleicht auch begonnen ward; allein sicher ist, beim Ausbruch des Krieges war er noch nicht vollendet, und die langwierigen Kriegsjahre verzögerten diese Vollendung beträchtlich. Wir haben zwei alte Inschriften, in denen besondere Baubehörden Bericht erstatten, was noch zum völligen Ausbau fehle. Die eine dieser Inschriften stammt aus dem dreiundzwanzigsten Jahre des Krieges, aus dem Jahre 409 v. Chr.; die andere fällt nur etwa drei Jahre später. In beiden erscheint der Bau noch als unbeendet, aber als der Beendigung nahe. Leake mag daher Recht haben, wenn er annimmt, das Erechtheion sei vielleicht erst gegen das Jahr 393 völlig fertig geworden. Damals hatten sich die Athener von den Folgen ihrer Niederlage bereits wieder so weit erholt, daß sie unter Konon's Leitung die Langen Mauern und die Mauern des Piräus wieder herstellen konnten.

Aber an sich war das Erechtheion das älteste Heiligthum Athens. Schon in den frühesten Zeiten, als die Akropolis noch die ganze Stadt war, stand hier ein alter Tempel, wel-

cher der Tempel des Erechtheus genannt ward. Der alte König Erechtheus, der, von der Athene geboren, in Athen den Dienst der Athene einführte, hatte ihn erbaut; Athene hieß hier, als höchste Stadtgöttin, Athene Polias. In der Odyssee (7, 77) enteilt die Herrscherin Pallas Athene aus Scheria über das Meer nach Athen und tritt dort in das wohlgefügte Haus des Erechtheus. Und die Ilias glaubt (2, 546) Athen nicht besser preisen zu können, als indem sie der Athene stattlichen Tempel preist, den Erechtheus gegründet, und

„Wo das Herz ihr erfreu'n mit geopferten Farren und Lämmern
Jünglinge edler Athener in kreisender Jahre Vollendung."

In diesem uralten Tempel waren die Heiligthümer aller Götter und Heroen, deren Dienst den alten Athenern durch die alte Stammsage und durch die lebendig fortwirkenden Nachklänge der altpelasgischen Naturreligion geboten war. Der alte Stammvater Kekrops und wahrscheinlich auch Erechtheus selbst und dessen Bruder Butes, der der älteste Priester der Athene war, hatten hier ihre Grabstätte gefunden; das Wichtigste aber waren das alte Gottesbild der Athene, das als Zeichen der göttlichen Gnade vom Himmel gefallen war, und die heiligen Merkmale jenes ehrwürdigen Götterstreites, durch den Athene die Herrin des Landes geworden. Mit dem Meergott Poseidon hatte Athene streiten müssen, wer Attika die größte Wohlthat zu bieten vermöge. Da hatte Poseidon in den dürren 'wasserarmen Felsen mit seinem Dreizack geschla-

gen und eine Salzquelle sprudelte hervor, die bei dem Wehen des Südwindes vernehmlich wie die Wogen des Meeres rauschte. Athene aber pflanzte den Oelbaum. Und Athene ward Siegerin. Diesen Oelbaum und diesen Salzquell schloß nun der alte Tempel mit dem Tempelbilde in sich; und daneben stellte er auch das Heiligthum der altattischen Jungfrau Pandrosos, der Tochter des Kekrops, die den erdgeborenen Erechtheus genährt hatte und die vom frommen Glauben der Alten oft sogar mit der Athene selbst verwechselt ward. Und auch noch Altäre vieler anderer Götter waren in ihm. Wir wissen besonders von einem Altare des Hermes Ithyphallos und von einem anderen Altare, auf dem Poseidon und der alte Erechtheus gemeinsam Opfer und göttliche Ehren empfingen, wie ja die alte Sage fast immer Erechtheus und Erechthonius und Beide wieder mit Poseidon und mit dem unterweltlichen Hermes unterschiedslos zusammenwirft. Als daher dies uralte Heiligthum, das recht eigentlich das Pantheon des alten Athen war, oder ein anderes, das inzwischen im Laufe der Zeit an dessen Stelle trat, kurz vor der Schlacht bei Salamis durch Xerxes zerstört ward, und die Athener später den Neubau beschlossen, da durfte der Baumeister sich zwar erlauben, in der Erfindung und Bildung der einzelnen Formen den vollen Reichthum der blühendsten Kunst zu entfalten, aber im Wesentlichsten, in der Einrichtung und Vertheilung des Raumes, war er durchaus an das gottgeheiligte Vorbild jenes uralten Tempels gebunden. Der Standort des alten Athenebildes, des Oelbaumes und des Salzquells, der alten Grabmale und

Altäre, ja sogar die Anwendung des ionischen Styls, als des altnationalen und darum den höchsten Stammgottheiten einzig angemessenen, waren ihm unverrückbar vorgezeichnet. Daher die seltsame, von allen übrigen Tempeln abweichende Gestalt des Baues. Der Baumeister hatte die schwierige und nur für einen Meister von der höchsten Begabung lösbare Aufgabe, alle diese heiligen Wunderzeichen, Heiligthümer und Altäre unverändert in ihrer Vereinzelung bestehen zu lassen und sie doch zusammenzudrängen zu einem in sich einigen und zusammengehörigen Ganzen, das den künstlerischen Anforderungen des ausgebildetsten griechischen Tempelbaues nicht nur volles Genüge leiste, sondern diese sogar in ihrer höchsten Vollendung zeige.

Wer also nach der Composition des Erechtheion frägt, der frägt nach dem ursprünglichen Standort jener ältesten Heiligthümer. Wir haben dazu keine anderen Hülfsmittel als den Tempel selbst, der übrigens jetzt von allen mittelalterlichen und türkischen Anbauten und Verunstaltungen gereinigt ist, eine kurze und verworrene Nachricht des Pausanias, der diesen Tempel im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung noch in unversehrtem Zustande sah, und jene beiden bereits erwähnten Inschriften, die aber auch nur sehr dürftige Auskunft bieten.

Wir stehen an der östlichen Eingangsseite. Wir treten aus einer durch sechs ionische Säulen gebildeten Vorhalle in

die Cella. Diese Cella hat die althergebrachte Lage aller griechischen Tempelcellen; ihre Vorderseite liegt ostwärts. Nach dem alten Cultgesetze, daß das Tempelbild gegen Morgen schauen müsse, war also diese Cella jedenfalls die Cella der hervorragendsten Gottheit, die Cella der Athene Polias selbst.

Es ist zunächst gleichgültig, ob der Fußboden dieser Cella der alte ist, oder ob, wie man wohl aus dem Umstande, daß er bedeutend niedriger liegt als die Vorhalle, vermuthen könnte, ein späterer. Zu beiden Seiten dieses Cellabodens liegen zwei unzweifelhaft alte Seitentreppen, die den Fußboden von den beiden Langmauern, wenn ich so sagen darf, inselartig abheben. Ich erwähne hier diese Treppen besonders deshalb, weil frühere Abbildungen diese Cella, die wir als die Cella der Polias bezeichnet haben, durch eine Scheidewand in zwei Hälften trennen. Diese Scheidewand war jedenfalls neu und ist deshalb mit Recht neuerdings entfernt worden. Sie verzahnt sich in keiner Weise mit den Langseiten der Cella und war überhaupt, so lange diese Seitentreppen gangbar sein sollten, eine tektonische Unmöglichkeit. Daher haben weder Diejenigen Recht, die sich jene vermeintliche Hintercella als ein von der Athene abgetrenntes besonderes Heiligthum des Erechtheus denken, noch auch Jene, die hier ein verschlossenes, nur dem Priester schaubares Allerheiligstes oder Adyton der Athene annehmen. Wenn Herodot (V, 72) erzählt, daß die Priesterin der Polias den Spartanerkönig Kleomenes, der in das Adyton der Athene eindringen wollte,

abwehrte, so ist deshalb noch kein besonderes Adyton vorauszusetzen. Für Jenen war der ganze Tempel unbetretbar, weil er ein Mann fremden Stammes, weil er ein Dorer, nicht ein Jonier war. Die Priesterin sagt ausdrücklich: „Lacedämonischer Fremdling, den Dorern ist es nicht erlaubt, hier einzutreten;“ und Kleomenes antwortet: „Weib, ich bin kein Dorer, sondern ein Achäer.“ Und diese Auffassung wird noch dadurch bestätigt, daß derselbe Kleomenes, indem er nach Herodot's Erzählung (VI, 81) in das Heraheiligthum bei Argos eindringen wollte, vom Priester wiederum aus demselben Grunde zurückgewiesen wird; denn auch dort durfte er, der Fremdling, nicht opfern.

An diese in sich ungetheilte Cella stößt ein anderer Cellaraum; nicht von Osten nach Westen gerichtet, sondern querlaufend von Norden nach Süden. Die Trennungsmauer war die Rückwand der einen und die östliche Langseite der anderen. Sie ist jetzt fast spurlos verschwunden. Diese Quercella ist offenbar die Cella der Pandrosos; oder, wie sie gewöhnlich genannt wurde, das Pandrosion. Pausanias (I, 26) nennt den ganzen Tempel einen Doppelbau, ein *οἴκημα διπλοῦν*, weil hier unter Einem Dache zwei verschiedene Cellen waren. Und diese Bezeichnung erklärt er näher dahin, daß an den Tempel der Athene der Tempel der Pandrosos stoße, *τῷ ναῷ δὲ τῆς Ἀθηνᾶς Πανδρόσου ναὸς συνεχής ἐστι.* Und in der Inschrift heißt die westliche Mauer des Tempels die Mauer vor dem Pandrosion, *οτοῖχος ὁ πρὸς τοῦ Πανδροσείου.*

Die Benennungen dieser beiden Hauptgemächer dürfen wir als sichere Thatsache betrachten. So ist es schon um Vieles leichter, uns auch in den übrigen Räumlichkeiten zurecht zu finden.

Jene beiden Cellen bilden den festen Körper des Gebäudes, 37 Fuß in der Breite und 73 in der Länge. An diesen Körper setzen sich drei Hallen an. Die erste ist jene östliche Halle, die den Eingang zur Cella der Athene Polias bildet; die zweite liegt an der Nordseite und ist die Vorhalle des Pandrosion; die dritte, an der Südseite gelegen, würde ich die Hinterhalle des Pandrosion nennen, wenn wir nicht sogleich sähen, daß sie noch eine andere selbständigere Bedeutung für sich in Anspruch nimmt.

Wir kehren zurück in die Cella der Polias. Wir verfolgen die beiden Seitentreppen. Sie führen uns alle beide nach einem unterirdischen Unterbau, der unter dem Cellaboden des Pandrosion liegt, nach einer sogenannten Krypta. Allerdings ist die Deckenwölbung dieser Krypta, die den Türken als Festungscisterne diente, neu; aber daß auch schon im Alterthume eine Krypta vorhanden war, das beweisen einfach die Treppen, die sonst sinn- und zwecklos wären.

Hier in dieser Krypta mochte die heilige Burgschlange hausen, gleichviel ob diese in Wahrheit oder, wie Herodot (VIII, 41) anzudeuten scheint, nur im frommen Glauben des Volkes vor-

handen war. Hauptsächlich aber waren wohl hier in einzelnen von einander getrennten Gemächern die alten Heroengräber. Das Alterthum legte nicht selten unterirdische Gräber unter die Tempel; auch der Poseidontempel zu Korinth enthielt, wie Pausanias (II, 2, 1) ausdrücklich berichtet, in einer unterirdischen Krypta das Grab des Palämon. Ich suche hier wenigstens das Grab des Erechtheus und des Butes. Und ich würde auch das Grab des Kekrops, das sogenannte Kekropion, hier sicher vermuthen, wenn nicht ein gewichtiger Umstand für einen anderen Standort desselben zu sprechen schiene. Mir ist es nämlich wahrscheinlich, daß das Kekropion in der Halle ist, die sich an der südlichen Seite des Pandrosion erhebt und die gewöhnlich, weil statt der Säulen Statuen athenischer Jungfrauen die Decke tragen, die Karyatidenhalle genannt wird. In der ersten von jenen beiden Inschriften, die ich oben erwähnte, wird diese Karyatidenhalle als die Halle am Kekropion bezeichnet, *ἡ πρόστασις ἡ πρὸς τῷ Κεκροπίῳ*. Noch bis auf den heutigen Tag steht dort ein alter Altar von gewaltigen Steinschichten, den wir später als den Altar des Zeus Herkeios erkennen werden. Dieser Altar, glaube ich, deckt das Kekropion. Die Gebeine des Dandalos, des Sohnes des Thyestes, bezeichnet die Sage von Argos als in einem ehernen Werke bestattet, auf welchem die Bildsäulen des Zeus, der Athene und der Artemis standen, und der Altar des Apollon zu Telmessos bedeckte, wie Arnobius (adv. gentes VI, 6) berichtet, das Grab des Sehers Telmessos.

Die Treppe zur Rechten, d. h. die nördliche, führte wahrscheinlich ebenfalls in die Krypta. Aber sie hatte noch ein anderes Ziel. An der Ecke, wo die nördliche Langmauer der Poliaszelle und die Quermauer des Pandrosion im rechten Winkel zusammenstoßen, ist an jener Langmauer eine Oeffnung, blos 0,65 Meter breit und 1,3 Meter hoch. Was will diese Oeffnung? Wir erfahren es, wenn wir in die große Säulenhalle treten, die, an der Nordseite gelegen, als die Vorhalle des Pandrosion zu betrachten ist. Diese ist mit prächtigen Marmorplatten gepflastert. Die archäologische Gesellschaft in Athen hat, um das Ziel jener räthselhaften Maueröffnung verfolgen zu können, einige dieser Platten aufreißen lassen. Und siehe da! unter diesen Platten liegt der natürliche Felsgrund mit drei Felsritzen und einer leicht ausgehöhlten Vertiefung. Da Pausanias in seiner Beschreibung des Erechtheion berichtet, im Felsen sei die Gestalt des Poseidonischen Dreizacks sichtbar, so sind diese gabelförmigen Felsritzen von Wichtigkeit. Denn allerdings sind sie von der Art, daß man es begreifen kann, wie eine gläubige Phantasie in ihnen ein Abzeichen des Poseidonischen Dreizacks erblickte. Und jene ausgehöhlte Vertiefung selbst war dann wahrscheinlich der Salzquell, welcher der Sage nach hervorsprudelte, als Poseidon den Dreizack in den Felsen einschlug, die sogenannte *θάλασσα Ἐρεχθηΐς*. Diese Oertlichkeit ist für jene berühmte Quelle um so geeigneter, da sie, wie schon Leake bemerkt, offenbar dieselbe Wasserader war, wie die mehr unterwärts gelegene Quelle Klepsydra, die am nördlichen Abhange der Akro-

polis bei der Grotte des Pan hervortritt, und die jetzt ebenso wie jene Salzquelle völlig versiegt ist. Pausanias spricht von einem Brunnen, der die Salzquelle einschließe. Ist denn aber diese Bezeichnung nicht ganz passend für diesen von allen Seiten bedeckten, nur durch eine kleine Oeffnung erreichbaren Wasserbehälter? Freilich kann man einwenden, Pausanias berichte ja auch vom Poseidonischen Dreizack; jene Felsritzen hätten aber für ihn unsichtbar sein müssen, da diese von den jetzt abgehobenen Marmorplatten bedeckt waren. Aber des Pausanias Nachrichten stützen sich so oft nur auf die Erzählungen der Priester und Tempelführer. Warum sollte er nicht auch hier nur vom Hörensagen auf Treu' und Glauben von jenem Dreizack berichten? Und lag es nicht vielleicht gerade in der Natur dieses heiligen Merkmales, daß es, wie so viele andere Götterzeichen, für das profane Auge unschaubar war? Nur indem ich die heilige Salzquelle in diese Vertiefung verlege, löst sich mir ein Räthsel des Baues, das mir sonst als unbedingt unerklärbar erscheint. Der Grund, auf dem diese nördliche Säulenhalle des Pandrosion steht, ist bedeutend niedriger, als das Pandrosion selbst und das ganze übrige Bauwerk. Warum füllte der Baumeister diese Unebenheit nicht aus durch eine künstliche Bodenerhöhung, da er doch damit gar vielen Schwierigkeiten entgangen wäre? Als die einzig ausreichende Antwort erscheint mir: der Baumeister durfte den Grund nicht erhöhen, weil der natürliche Felsgrund durch das Wunderzeichen des Meergottes für immer geweiht war.

Und wo ist das andere Denkmal des göttlichen Wettstreites? Wo ist der von der Athene gepflanzte Oelbaum? Ich setze ihn dem Poseidonischen Brunnen gerade gegenüber in die sogenannte Karyatidenhalle, in der wir bereits das Grab des Kekrops entdeckten. Wie jene Vorhalle, aus der wir soeben herauskommen, niedriger liegt, als der eigentliche Tempel, so liegt diese Karyatidenhalle höher; erst durch drei hohe Stufen gelangt man vom Pandrosion in sie.

Wir wissen, daß der heilige Oelbaum dicht neben dem Altare des Zeus Herkeios stand. Das berichtet uns der alte Mythograph Apollodor (III, 14, 1) bei Gelegenheit eines Vorfalles, der einst Athen in großes Schrecken versetzte. Die Akropolis von Athen durfte kein Hund betreten; geschah es, so galt dies als ein Unheil verkündendes Vorzeichen. Nun hatte wirklich einmal ein Hund verstohlenen Eingang gefunden. Er war sogar in die Cella der Polias und von dieser in das Pandrosion gedrungen, woraus, nebenbei gesagt, auch hervorgeht, daß die Scheidewand zwischen der Cella der Polias und dem Pandrosion eine verbindende Thür hatte. Im Pandrosion sprang er auf den Altar des Zeus Herkeios. Nun war es aber im Alterthum altgeheiligter Brauch, den Altar dieses Herkeios immer nur in einen freien, der Luft geöffneten, außerhalb des eigentlichen Tempel- oder Hausraumes gelegenen Vorhof zu stellen; schon der Name Ἑρκειος deutet auf ἕρκος, den umschlossenen Vorraum. Auch Virgil beschreibt in der Aeneide (2, 512) den Altar des Zeus Herkeios, an

welchem Priamos vom Neoptolemos erschlagen wurde, als „im verschlossenen Hofraum liegend unter dem freien Strahle des Aethers und von einem alten Lorbeer umschattet." Finden wir also in dieser Karyatidenhalle, die rings umschlossen ist von einer mächtigen Marmorbrüstung, auf die sich dann, freie Zwischenräume bildend, die die Decke tragenden Karyatiden auffsetzen, einen gewaltigen Altar, so können wir nicht zweifeln, in ihm den Altar des Zeus Herkeios zu sehen. Denn in der That war diese Halle für das Pandrosion ein solcher geschlossener Vorraum, und Apollodor konnte mit vollem Rechte sagen, der Altar stehe im Pandrosion.

Damit ist der Stand des Oelbaums gefunden. Freilich zeigt ein Blick auf die Oertlichkeit, daß durch den gewaltigen Unterbau des Altars der Raum für den Baum sehr beengt ist. Aber dafür nennen die Alten den Baum auch krumm und verkrüppelt; sein Wuchs mußte sich nur mühsam seine Wege suchen.

So weit die Einrichtung des Innern. Wir treten hinaus in das Freie.

Wie sich das Auge wieder erquickt an der unvergleichlichen Schönheit dieses reizenden Baues! Stehe ich vor dem Parthenon und blicke hinauf an seinen großen und heiteren Formen, da ist es mir, als läse ich einen göttlichen Heldengesang aus der Ilias. Hier aber vor dem Erechtheion überkömmt

mich das frohe Glücksgefühl eines anmuthigen Idyllion. Unwillkürlich muß ich daran denken, daß dicht daneben der lustige Spielplatz lag, auf dem sich die jungen Mädchen, die dem Dienst der Göttin geweiht waren, scherzend mit heiterem Ballspiel vergnügten. Die Nausikaa der Odyssee steht vor meiner Seele.

Ein Saum von schwarzem eleusinischen Stein hebt den Bau scharf ab von dem natürlichen Grunde des Felsens. Drei Stufenschichten erheben sich leicht darüber, bequem zu betreten. Die heitere ionische Säulenhalle blickt uns gastlich entgegen.

Diese heiteren Eingangshallen gehören durchaus zum Wesen des ionischen Styles. Die dorische Baukunst begnügt sich bei kleineren Tempeln zuweilen damit, daß vorn die Seitenmauern in zwei Eckpfeilern vorspringen und zwischen diese Eckpfeiler, die in der Kunstsprache Anten genannt werden, zwei einzelne Säulen treten. Das ist der sogenannte Tempel in antis. Der ionische Styl kennt diese Antentempel gar nicht. Er hebt die Vorderhalle stets offen und frei heraus aus dem geschlossenen Ganzen des übrigen Baues, und nur in den allerseltensten Fällen versagt er es sich, dieser Vorderhalle eine entsprechende Hinterhalle gegenüber zu stellen. Diese Vorliebe des ionischen Styles für freie Säulenhallen ist der Grund einer auffallenden Eigenheit des Erechtheion, die auf andere Weise schwer zu erklären wäre. Gehen wir nämlich von dieser östlichen Vorderseite zu der gegenüber liegenden westlichen

Rückseite, so finden wir hier diese westliche Tempelwand von einer Bauart, die uns ein seltsames Gemisch von Wand- und Säulenbau bietet. Der natürliche Felsboden ist hier bedeutend niedriger als auf der Vorderseite; daher die größere Höhe der Mauer. Jetzt ist hier eine Thür eingehauen, diese aber ist entschieden neueren Ursprungs; die Mauer war früher in ihrer unteren Hälfte völlig geschlossen. Oben aber, in der oberen Hälfte, setzen vier ionische Säulen auf; in ihren Abstandsweiten freie Zwischenräume bildend. Daher pflegt man diese Wand nicht mit Unrecht als die Fensterwand zu bezeichnen, und wir wollen es ununtersucht lassen, ob diese Fensterräume geöffnet oder ob sie, wie Semper annimmt, mit durchsichtigen, farbigen Steinen belegt waren. Diese eigenthümliche Bauart erklärt sich aus der eigenthümlichen Bedeutung dieser westlichen Mauer. Betrachten wir ausschließlich die äußere Gestalt des Tempels, ohne noch seine innere Raumeintheilung zu kennen, so erscheint uns diese westliche Seite als die Rückseite des Poliastempels, zu dem die östliche Säulenhalle den Eingang bildet; in der That aber ist diese Mauer die Seitenmauer des Pandrosion. Die Bauart dieser Mauer schwankt daher nur deshalb zwischen Säulen- und Wandbau und sucht beide mit einander zu vereinen, weil das Auge, verlockt durch die Fülle der ionischen Formen, hier eine der Vorderhalle gegenüber liegende Hinterhalle erwartet, und diese Hinterhalle doch unmöglich ist, da sonst das Pandrosion eine allem griechischen Tempelbau durchaus widersprechende Seitenhalle erhalten würde.

Lange habe ich gesonnen, ob es mir wohl gelingen möchte, in der Darstellung des Wortes eine wenigstens annähernde Vorstellung zu geben von der Fülle und Anmuth, die über den Formen und Größenverhältnissen dieses unvergleichlichen Baues liegt. Ich stehe ab von diesem vergeblichen Beginnen. Denn das gerade ist der Reiz der bildenden Künste und unzweifelhaft auch der innere psychologische Grund ihrer Entstehung, daß sie die Blüthenfülle des sinnlichen Daseins in einer Frische und Anschaulichkeit der unmittelbaren Empfindung erfassen und darstellen, die der armen, farb- und gestaltlosen, sich nur in der Allgemeinheit des Begriffes bewegenden Sprache des Wortes für immer verschlossen bleibt. Je mehr und mehr ich erfüllt werde von dem unsäglichen Zauber der bildenden Künste, desto mehr widersteht mir jener berühmte Satz Hegel's, das Unsagbare sei auch immer das Unvernünftige. Hier, angesichts des blühenden griechischen Kunstlebens, mag ich mich nicht verlieren in die Zänkereien der deutschen Philosophenschulen. Aber das ist gewiß, dieses völlige Verkennen des sinnlich individuellen, nur der Empfindung und Anschauung, nicht aber dem Worte zugänglichen Lebens, das ist die folgenschwere Schwäche der Hegel'schen Lehre, die sich besonders auch darin rächt, daß sie der Kunst im Verhältniß zur Wissenschaft nur eine sehr untergeordnete Stellung zuschreibt. Ich habe es niemals ohne Lächeln lesen können, daß derselbe Weise, der sonst so eindringend die Unvernunft des Unsagbaren zu predigen gewohnt ist, in einem Liebesgedichte an seine Braut, das Rosenkranz in Hegel's Leben (S. 262) mittheilt, „das

arme Wort bedauert, daß es der Liebe Entzücken nicht auszusprechen vermöge, und daß dafür der Liebe Seligkeit im Kuß sich eine tiefere Sprache erfunden habe." Hier weiß er auf einmal, daß darum, weil eine Empfindung unsagbar ist, sie nicht ihre Berechtigung und innere Schönheit verloren hat.

Nicht beschreiben also, sondern nur empfinden und mit stillem Entzücken in mich aufnehmen kann ich dies zarte und doch so kräftige Leben, das hier so wunderbar herrlich vor meinen Augen steht. Wie der Künstler des Parthenon emsig bemüht war, die dorische Strenge durch Zartheit zu mildern, so überläßt sich hier der Künstler des Erechtheion mit inniger Lust und Wärme der Weichheit der ionischen Formen. Zwar scheidet auch er Alles aus, was Gefahr bringen könnte, daß die ionische Weichheit in Weichlichkeit falle, und stellt daher, gerade wie die Künstler des Nike- und des jetzt verschwundenen Ilissostempels, seine schlanken, sich wenig verjüngenden Säulen, nicht auf die asiatisch-ionische, sondern auf die sogenannte attische Basis, die der Säule nicht zwei, sondern nur ein Polsterlager bietet; aber hat er auf diese Weise von vorn herein den Eindruck festerer Straffheit gesichert, da kann er sich gar nicht genug thun in der Fülle des Schmuckes. Nicht nur daß er da, wo der Nike- und der Ilissostempel ihre Verzierungen in alter Einfachheit nur noch durch Farbe andeuten, bereits überall zur vollen plastischen Profilirung fortschreitet; er giebt ebenso bereits dem Stamme der Säule einen besondern Hals, der, mit Arabesken verziert, das Capitell fast

wie aus einem Blumenkelche aufsprossen läßt und damit der Keim des späteren korinthischen Capitells wird. Besonders die Säulen der nördlichen Halle sind von einer ganz entzückenden Schlankheit und Zierlichkeit. Das sehen wir am besten, wenn wir sie mit den Säulen der östlichen Vorhalle vergleichen. Dort ist die Säulenhöhe noch $8^3/_5$ Durchmesser, hier $9^1/_2$. Dort beträgt die Zwischenweite der einzelnen Säulen 2 Durchmesser, hier 3; und während auf die Säulen der östlichen Halle sich ein Gebälk aufsetzt, das $2^1/_9$ des unteren Säulendurchmessers beträgt, so beträgt die Gebälkhöhe der nördlichen Halle nur 2 Durchmesser. Und oben die Schneckenwindungen am Capitelle und die Arabeskenverzierungen des Halses, aus dem diese Capitelle emporkeimen, sind von einer Zierlichkeit und Anmuth, daß nichts ihnen wieder gleich kommt, als einzig die blühenden Arabeskenverzierungen an den Pfosten des großen Prachtthores, das aus dieser nördlichen Säulenhalle in das Innere des Pandrosion führt.

Ja der Künstler scheut sich sogar nicht, die unorganische Welt, in der sich die tektonische Formensprache vorwiegend bewegt, kühn zu durchbrechen, und verwendet mit selbstbewußter Meisterschaft die organische Menschengestalt zur Formenbildung der decketragenden Säulen. Wahrscheinlich mögen hauptsächlich religiöse Gründe eingewirkt haben, daß die Decke jener südlichen Halle, welche die Hinterhalle des Pandrosion bildet und die meiner Meinung nach den heiligen Oelbaum

einschließt, nicht von Säulen, sondern von unnachahmbar schönen Statuen attischer Jungfrauen getragen wird. Dies sind die sogenannten Karyatiden; die Bauinschrift, die wir schon mehrmals erwähnten, nennt sie κόραι Mädchen. Wie hat der Künstler hier so herrlich das plastische und das tektonische Leben mit einander verschmolzen! Die Decke der Halle hat kein lastendes Dach, damit der Druck nicht zu schwer sei. So gewinnt sie den Schein eines Baldachins. Und diesen Baldachin tragen die Jungfrauen in langsamem, feierlichem Schritte auf dem Kopfe, wie sie bei dem Panathenäenzuge das heilige Geräth tragen. Diese große und kräftigen Gestalt, das edle Gesicht, die faltenreiche Gewandung, besonders aber die üppige Lockenfülle der Haare, ist mit einer Großheit und Leichtigkeit behandelt, die diese Statuen in die Reihe der vollendetsten Bildwerke setzt. Und doch treten sie nirgends heraus aus der Strenge des tektonischen Styles. Das Tragen ist ihnen eine Freude, keine Mühe; aber sie halten ihre kräftige Gestalt fest zusammen. Der Druck der Last wird von ihnen muskelkräftig aufgefangen.

Ueber die Säulen und über den leichtgegliederten Säulenbalken, der gewöhnlich als Architrav oder Epistilion bezeichnet zu werden pflegt, läuft rings ein ununterbrochener Fries aus schwarzem eleusinischen Stein hin; nur die Karyatidenhalle hat diesen Fries nicht, weil sie nur eine Decke, aber kein Dach hat, und der Fries nur dazu dient, außen die Kreuzbalken des Dachbaues zu verdecken. Auf diesen eleusinischen

Stein des Frieses waren leichte Platten aus pentelischem Marmor, die mit Reliefbildern geschmückt waren, geheftet. Diese Reliefbilder sind nur sehr kärglich und in sehr verstümmeltem Zustande auf uns gekommen. Aber ihr Styl ist fein und zierlich, etwa mitten inne liegend zwischen dem weichkräftigen Leben des Panathenäenfrieses am Parthenon und der lieblichen Zierlichkeit jener Nike-Reliefs, welche die Brustwehr rings um den Tempel der Nike Apteros bildeten.

Die vereinzelten Stücke, die von diesen Friesdarstellungen noch vorhanden sind, erlauben keine sichere Deutung; sie zeigen uns Kampfwagen, Pferde, junge Männer, sitzende Frauen; und auch die Bauinschrift, die zum Theil ausführlich diese Bildwerke behandelt, hat nur allgemeine Ausdrücke zur Beschreibung derselben, sie spricht nur von einem Jünglinge neben einem Panzer, von einem Pferde, das ein von hinten Gesehener zurückdrängt, von einem Manne, der auf einen Stab gestützt bei einem Altare steht, von einer Frau, an die ein Mädchen geschmiegt ist, und von ähnlichen Gegenständen. Fast also scheint es, als sei dieser Fries wie der Fries des Parthenon die Darstellung eines athenischen Festzuges. Und dies ist um so wahrscheinlicher, da die heitere Anmuth dieses zierlichen Tempelbaues ganz von selber zur Entfaltung solch fröhlicher Festlust auffordert.

Ein griechischer Hofball.

Athen, 15. April.

Eben komme ich von einem großen Hofball. Es wäre Dir doch ein Vergnügen gewesen, unter all den fremdartigen Erscheinungen mit mir ein Stündchen umherzuschweifen.

Der Ballsaal ist mit derselben verschwenderischen, aber nüchternen Pracht ausgeführt, mit der das ganze Palais gebaut ist. Er ist von wahrhaft kolossaler Ausdehnung. Seine Höhe geht durch zwei Stockwerke hindurch; der Länge nach zerfällt er in drei Theile, die durch hohe, in ihren ionischen Capitellen mit Farben- und Goldschmuck gezierte Marmorsäulen von einander getrennt sind. Es mochten sich wohl mehr als tausend Personen in diesen prächtig erleuchteten Räumen bewegen, und doch erschienen diese nirgends beengt, kaum angefüllt; man konnte in den entfernteren Theilen, wo nicht getanzt wurde, ganz frei und behaglich auf und ab wandeln!

Wir waren Abends gegen neun Uhr hingefahren. An den Wänden herum saßen bereits dichte Gruppen auf den mit rothem Sammt gepolsterten Divanen. Was ist das für ein seltsamer Anblick! Rechts die Männer; nachlässig hingelagert, in ihrer goldstrahlenden Griechentracht, den rothen Feß auf dem Kopfe; links, auf der anderen Seite, die Frauen und Mädchen, zum Theil fränkisch, zum Theil griechisch gekleidet. In der Mitte des Saales ergehen sich in lebhaftem Gespräche einzelne Männergestalten; und es ist unendlich anziehend, die verschiedenen Arten der Kleidung und des äußeren Behabens zu beobachten. Am spärlichsten ist der einfache schwarze Frack vertreten; mehr die diplomatischen und militärischen Uniformen der verschiedenen Gesandtschaften und der Kriegsschiffe von Frankreich, England und Oesterreich, die im Piräus stationirt sind; am allermeisten aber die bunte griechische Nationaltracht in allen ihren mannigfaltigen Verschiedenheiten, von der goldgestickten Fustanella des königlichen Hofmarschalls bis zur einfachen türkischen Pumphose des Inselbewohners. Was haben diese Männer für wilde und stolz ausdrucksvolle Gesichter! Man sieht es ihnen an, der glatte Parquetboden brennt ihnen unter den Füßen; ihnen ist wohler da draußen in den felsigen Gebirgen, wo sie ihre eigenen Herren sind und wo sie von Zeit zu Zeit in echt mittelalterlicher Art einen lustigen Raubzug unternehmen können. Da sitzt zum Beispiel, dort zwischen zwei Palikarenhauptleuten ein alter, wild aussehender Mann mit weißen Haaren und einem langwallenden weißen Bart; der krumme Säbel hängt an der Hüfte. Seine Züge sind

trotzig, aber edel geschnitten; sie gemahnen mich fast an die schöne männliche Bildung, in der die altbyzantinischen Mosaiken gewöhnlich den Apostel Paulus darstellen. Dieser Mann ist Krieger vom Kopf bis zur Zehe. Es ist der berühmte Pappa Kostas. Pappa heißt er, weil er früher Mönch war. Später aber warf er sich in's Weltleben und ward ein gefeierter Held der griechischen Freiheitskriege. Vor etwa zwei Jahren wollte er in seiner Geburtsstadt Lamia zum Deputirten gewählt sein; die Regierung, der er nicht genehm war, wußte seine Wahl zu hintertreiben. Was that er? Er brachte seine ganze Provinz in vollen Aufruhr, und der König hat sechs ganze Monate mit ihm offenen Krieg führen müssen. Endlich gelang es den Truppen, ihn zu besiegen. Damals entfloh er in die Türkei. Nach einiger Zeit wurde er amnestirt. Und jetzt ist er auf dem Hofball; aber so stolz und ungebeugt, daß er nicht wie ein reuiger Begnadigter aussieht, sondern wie Einer, der nur auf den ersten günstigen Augenblick wartet, die erlittene Demüthigung zu rächen.

So haben diese Menschen alle eine Geschichte hinter sich. Sie sind Barbaren, aber es ist Poesie in ihnen. Man begreift es, wie diese wilden Männer im Befreiungskriege gegen die Uebermacht der entnervten Türken obsiegen mußten.

Der Saal wird immer voller. Plötzlich verstummt das allgemeine Geplauder. Der König erscheint am Arm seiner blühenden Gemahlin. Erst heute früh war ein neues fran=

zösisches Kriegsschiff im Piräus gelandet; die Offiziere werden vom französischen Gesandten vorgestellt. Sodann beginnt die Polonaise. Die Königin eröffnet sie mit dem österreichischen Gesandten; sie trägt ein blaues silberdurchwirktes Kleid und einen prächtigen Haaraufsatz, ganz europäisch. Der König dagegen ist wie immer in dem silber- und goldprangenden Gallacostüme der griechischen Nationaltracht; er bildet mit der Schwester des englischen Ministerresidenten das zweite Paar. Den zweiten Gang der Polonaise tanzt die Königin mit dem Präsidenten der Kammer. Er ist ein Hydriot und trägt die Tracht der griechischen Inselbewohner. Dunkelblaue, knapp anliegende, kurze Jacke; weitbauschige türkische Pumphosen von derselben Farbe; und zwischen Jacke und Hose ein einfacher rother Gürtel. Der König führt eine alte ehrwürdige Matrone, die Gemahlin des Kammerpräsidenten. Sie ist ebenfalls in der auf den griechischen Inseln herrschenden Frauentracht. Blauseidenes Kleid mit blauen und gelben Streifen; den Oberkörper bedeckt eine Jacke aus dem nämlichen Stoffe, vorn weit aufgeschnitten; den Busen verhüllt ein seidenes Tuch; aber in der Mitte ist es von einander getrennt, so daß die Brust in zwei Beutel gehüllt ist. In Berlin oder Paris würde man sich doch wundern, solche Anzüge als hoffähig anerkennen zu müssen.

Nun beginnt der eigentliche Ball. Nichts von Nationaltänzen, sondern ein Ball ganz nach europäischem Zuschnitt. Der König tanzte viel, wie er sich denn bei jeder Gelegenheit freundlich und leutselig zeigt. Vor Allem aber war es die

Königin, die in allen Tänzen immer die Erste war; sie ist eine ritterliche Frau durch und durch, die keckste Reiterin des Landes und im Tanze von unvergleichlicher Anmuth. Auch die jungen Griechinnen wissen sich ganz vortrefflich in die neu gelernten Tanzweisen zu schicken. Man möchte schwerlich einen eigenthümlich nationalen Zug an ihnen bemerken, verriethen nicht ihre blitzenden dunklen Augen, ihr gebräunter Teint und die Liebe zu buntprangenden Farben ihr halb südländisches, halb orientalisches Wesen. Sie erscheinen fast alle im weißen Ballkleid. Aber das ist nur ein Rock, der bis zur Taille reicht. Brust und Rücken deckt ein wunderhübsches, rothsammtnes, mit blitzendem Golde reich gesticktes Jäckchen. Und auf dem Kopfe, von reichen tiefschwarzen Haarflechten umwunden, sitzt kokett ein schief geneigtes Mützchen, ebenfalls von rothem Sammt mit goldenen Stickereien, in ihrer Farbenpracht ganz dem Jäckchen entsprechend.

Die griechische Männerwelt betheiligt sich gar nicht am Tanze; einzelne Gruppen ziehen sich in die anstoßenden Räume, andere betrachten gelangweilt die fremdländischen Touren. Wie paßten auch diese schwungvollen Gestalten und Trachten zu diesem poesielosen Walzen und Rutschen! Die fleißigsten Tänzer waren die Herren vom diplomatischen Corps.

Ich kann nicht sagen, wie peinlich mir bei diesem ganzen Treiben zu Muth war. Ach, ich weiß wohl, daß der Lebende Recht hat und daß es nichts ist als eitel Romantik, wenn

man verlangt, in Athen solle uns auf jedem Tritte ein Themistokles oder Perikles und Plato begegnen. Aber das Kleine erscheint nur um so kleiner, je selbstgefälliger es sich in die Nähe erhabener Größe wagt. Sah ich diese bedientenhaften Livreen der Diplomaten und die geschmacklos nüchternen Modetänze, und dachte ich daran, daß es Athen sei, wo dies Alles geschehe, da war es mir doch, als müsse jeden Augenblick so ein alter ehrenfester Marathonkämpfer zur Thür hereintreten und in gerechter Empörung diese ganze kleinliche Wirthschaft zur Bude hinaustreiben. Gerade hier, wo sich uns unwillkürlich der Vergleich mit dem Alterthum fortwährend aufdrängt, fühlt man es lebhafter als irgendwo anders, was für eine unausfüllbare Kluft uns von der gesunden Schönheit der alten griechischen Welt trennt, und wie läppisch und kindisch das Alles ist, was sich in unserer heutigen Bildung als Schönheit und Poesie des Lebens aufspreizt.

Wie unendlich viel anmuthender ist es doch, sich die hochragenden Trümmer der alten athenischen Herrlichkeit fern von allem Weltverkehr in stiller Einsamkeit liegend zu denken, als umwimmelt von der gleißenden Kleinlichkeit des heutigen Pygmäengeschlechtes!

Denkmale der Plastik.

Athen, 16. April.

Bis jetzt hat Athen nur eine ganz unverhältnißmäßig geringe Anzahl plastischer Bildwerke.

Die spärlichen Ueberreste vom bildnerischen Schmuck der Tempel und öffentlichen Bauten, dazu die Statuen- und Relieffragmente, die aus dem Schutt der Akropolis stammen, einige Stücke aus den nächsten attischen Gauen, und hie und da ein vereinzelter Fund aus dem Innern des Landes und aus den Inseln, — das ist Athens ganzer Bilderreichthum.

Zunächst ist auch wenig Aussicht auf baldige Aenderung. Das Land ist zu arm und hat noch allzu sehr mit den allernothwendigsten Lebensbedürfnissen zu kämpfen, als daß es jetzt schon an geregelte und ausgedehnte Ausgrabungen denken könnte. Man hat daher die Regierung wiederholt von sehr gewichtiger Seite her dazu aufgefordert, daß sie unter diesen Umständen den Privatausgrabungen eine größere Freiheit ein=

räumen möge. Und gewiß wäre diese Vergünstigung das Vortheilhafteste für die Wünsche und Zwecke der Wissenschaft, für die es ein Jammer ist, daß vielleicht noch Jahrhunderte lang die edelsten Kunstdenkmale nutzlos unter der Erde verscharrt bleiben. Andererseits aber ist es begreiflich, daß die griechische Regierung diesen Vorschlägen wenig Gehör giebt. Sie hat nicht die nöthigen Geldmittel, um die wichtigsten Funde an sich zu kaufen; sie müßte es dann ruhig geschehen lassen, daß, gerade wie in der rohesten Türkenzeit, die herrlichsten Werke in's Ausland wandern. Sie hält das Monopol der Ausgrabungen noch immer aufrecht, indem sie hofft, daß dereinst für sie eine bessere Zeit kommt, in der sie aus diesem Monopole den gebührenden Nutzen ziehen kann.

Jetzt ist es lediglich Sache des Zufalles, wenn einmal bei dem Bau eines Hauses oder bei der Anlage von Gärten, Weinbergen und Aeckern Alterthümer gefunden werden. Ist nun aber auch wirklich ein Fund gemacht, so ist es wieder rein zufällig, ob dieser Fund in die öffentlichen Sammlungen kommt, oder ob er, wie es leider meist zu geschehen pflegt, vom Finder sogleich zerstört und zu Kalk verbrannt oder heimlich an Fremde verkauft wird. Und ereignet sich vielleicht einmal ausnahmsweise der seltene Fall, daß von einem solchen Funde an die Regierung die pflichtschuldige Anzeige gemacht wird, da beginnt die Verlegenheit erst recht. Liegt das Denkmal nicht in der nächsten Umgebung oder dicht an der Küste, wo der Seetransport rettend eintritt, wie kann man es nach

Athen bringen? Für Maulthiere ist ein solches steinernes Denkmal meist zu schwer, und Straßen für Wagen sind in Griechenland nur an sehr wenigen Orten. So kommt es, wie ich aus sicherer Quelle weiß, daß diese zufällig aufgegrabenen Werke, nachdem vorher eine Abschrift oder Zeichnung von ihnen genommen ist, oft wieder sorgfältig mit Boden verdeckt werden, um sie der Raub- und Zerstörungslust der Bauern zu entziehen. Gesetzt aber, es geschieht wie durch ein Wunder das Außerordentlichste; das Denkmal wird wirklich nach Athen gebracht. Was dann? In Athen fehlt das Allernöthigste; es fehlt ein eigenes zur Aufbewahrung der Alterthümer bestimmtes Gebäude, das groß genug wäre, den zuströmenden Vorrath zu fassen und ihn vor der Unbill des Wetters und der Menschen zu schützen. Jetzt liegen die Alterthümer in Athen an den verschiedensten Oertlichkeiten wüst durch einander. Am sichersten sind sie noch im Tempel des Theseus, der jetzt vorläufig als Antikencabinet dient. Aber dieser ist bereits über und über gefüllt, und hat für Neues keinen Raum mehr. Die kostbarsten Bruchstücke des Parthenonfrieses lehnen schutzlos an den Wänden der Parthenoncella, und noch jüngst wieder ist der wunderbar schön gebildete Fuß eines Poseidon auf einer dieser Reliefplatten trotz der Aufsicht der Invaliden, die eigentlich als Custoden dienen, heimlich aber Vasen und Terracotten an die Fremden verkaufen, abgeschlagen und gestohlen worden. Und die Gipsabgüsse von den Giebelstatuen und von den Metopen des Parthenon, die England zum Ersatz für die von Elgin geraubten Origi-

nale der griechischen Regierung geschenkt hat, sind in einem so feuchten Häuschen, nicht aufgestellt, sondern über und unter einander gelagert, daß schon jetzt der Gips zu zerbröckeln anfängt und in wenigen Jahren das ganze schöne Geschenk im wörtlichsten Sinne zu Wasser geworden sein wird. So viele reiche Griechen, besonders griechische Kaufleute im Auslande, haben sich durch reiche Stiftungen um Athen ganz unendlich verdient gemacht; sie haben Universität und Krankenhäuser gegründet, und neuerdings erst hat der Wiener Banquier Sina auf dem Nymphenhügel eine Sternwarte errichtet. Spendeten doch diese edlen Wohlthäter einmal die Mittel zur Erbauung eines Museums! — Es ist gar nicht nöthig, daß es an Pracht und Geräumigkeit mit den großen europäischen Museen gleichen Schritt halte, und am allerwenigsten braucht es ein großartiges „Pantechneion“ zu sein, wie es früher einmal in unzeitigem Eifer von Klenze entworfen wurde, der sogar schon an besondere Gemächer für Kupferstiche und Handzeichnungen denken zu müssen meinte. Dies griechische Museum erfüllt seinen Zweck hinlänglich, wenn es dem nächsten Bedarfe genügt und von dem „neugeborenen“ Hellas die Schmach nimmt, daß, was in der wüsten Zeit der Türkenherrschaft verschont blieb, jetzt unter seiner Herrschaft vollends zu Grunde gehe.

Und dennoch! Trotz dieses traurigen Zustandes ist das heutige Athen doch auch für das Studium der Plastik von einer so großen Bedeutung, daß die reichsten Museen von Italien, England, Frankreich und Deutschland sich kaum mit

ihm hierin vergleichen können. In den Ueberresten der Parthenonswerke hat Athen Bildwerke der höchsten Blüthezeit und in den Friesplatten des Erechtheion, in den Geländerreliefs des Niketempels und im Fries des Denkmales des Lysikrates die vollendetsten Muster des schönen und anmuthigen Styles, der während und nach der Zeit des peloponnesischen Krieges eintrat. Und ein günstiger Zufall hat es gewollt, daß, was bei den Ausgrabungen auf der Akropolis, in attischen Gräbern und auf den Inseln gefunden wurde, in seinen bedeutendsten Stücken gerade aus den ältesten Zeiten der werdenden Kunst stammt. Es ist gewiß, an keinem Orte der Welt gewinnt man eine so lebendige Anschauung von dem steten und in sich nothwendigen Verlaufe der griechischen Kunstentwicklung, als hier in Athen.

Was soll ich Dir auf's Neue ein Verzeichniß der hier befindlichen Bildwerke entwerfen? Bereits A. Schöll hat in seinen archäologischen Mittheilungen aus Griechenland ein solches Verzeichniß geliefert und von den wichtigsten Sachen sogar, wenn auch sehr unzulängliche, Umrißzeichnungen gegeben. Einzelnes ist auch in Welcker's alten Denkmalen besprochen und auf's Neue gezeichnet. Ich beschränke mich nur auf einige Bemerkungen, die namentlich durch die Betrachtung der älteren Werke in mir angeregt wurden.

Besonders zwei Fragen drängten sich mir auf: Wie verhielt sich die ältere attische Kunstschule zur äginetischen? Und

in wie weit benützten die Alten bei den plastischen Bildwerken den Reiz der Farbe?

Einige Kunsthistoriker sind der Meinung, in der älteren Zeit sei die äginetische Kunstschule viel bedeutender gewesen, als die attische. Schnaase z. B. sagt in der allgemeinen Kunstgeschichte, Th. II. S. 201: „Die Athener scheinen (in dieser älteren Zeit) noch zurückzustehen; doch besaßen sie bei der Vertreibung des Hippias schon einen Künstler Antenor, welcher die Bildsäulen der Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton verfertigen konnte, und etwas später waren Kritios und Hegias oder Hegesias als Erzgießer rühmlichst bekannt.“ Keine Vorstellung kann irriger sein, als diese. Sie ist nur dadurch erzeugt, daß zufällig durch die Auffindung der äginetischen Giebelstatuen diese äginetische Kunstschule eine Zeit lang in den Vordergrund der Untersuchung gedrängt wurde. Erfolgen erst einmal umfassende Erforschungen der griechischen Gräber, da werden gar bald die gewaltigsten Werke von der Höhe der älteren attischen Kunstbildung Zeugniß ablegen.

Im Theseion steht die berühmte Grabstele des Aristion. Sie fällt sicher in die Zeit der Perserkriege, wenn sie nicht noch älter ist. Wer aber war Aristion? Keinerlei Kunde berichtet von ihm, er ist dargestellt in der gewöhnlichen Rüstung eines Hopliten, er war ein einfacher attischer Bürger. Wie lebendig aber mußte bereits die Kunst alle Poren des attischen Lebens durchdringen, wenn diesem schlichten Manne, der weder

durch seinen Rang, noch durch eine besonders denkwürdige That vor Anderen hervorragte, ein Grabmal zu Theil ward, das eines der vollendetsten Kunstwerke ist. Das Relief ist sehr flach gehalten, wie denn überhaupt alle älteren Werke der griechischen Plastik mit unverkennbarer Absichtlichkeit selbst die leiseste Annäherung an statuarische Rundung verschmähten. Der Pfeiler, aus pentelischem Marmor, ist hoch und schmal; die Gestalt, diesem schmalen Raume entsprechend, von schmächtigem, aber kräftigem und straffem Wuchse. So schreitet der ehrenfeste Kämpfer vorwärts, langsam und gemessen; den Kopf ein wenig vorgeneigt, den Mund zu jenem freundlichen Lächeln verzogen, das hier, wie in allen älteren Kunstwerken, immer und überall wiederkehrt. Die Linke hält die auf den Boden gesenkte Lanze, die Rechte liegt fest geschlossen am Schenkel. Die schlichte Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit der alten Marathonkämpfer spricht aus jedem Zuge. Die anatomischen Formen und Verhältnisse sind so richtig verstanden, die Muskeln so kräftig hervorgehoben, die Flächenübergänge und die Umrisse so scharf und doch so feingefühlt, und Panzer und Schienen, die Brust und Schienbein bedecken, sind so meisterhaft als dünnes biegsames und durchsichtiges Metall gedacht und behandelt, daß die Wirkung dieses Werkes nur um so mächtiger ist, je unverkennbarer die langgestreckte Hagerkeit, das gezwungene Lächeln, die geringelten Locken und die strichweise gekämmten Haare des Kopfes und des Bartes daran erinnern, daß wir es hier noch mit einem Werke der erst werdenden Kunst zu thun haben.

Schelling hat in den feinen und sinnigen Betrachtungen, mit denen er die Herausgabe von Martin Wagner's Bericht über die äginetischen Statuen begleitete, das auszeichnende und eigenthümliche Gepräge des äginetischen Styles wiederholt in die strenge und getreue Naturnachahmung derselben gesetzt. Dagegen wird Niemand streiten. Aber auch er geht weiter; er macht diese treue Naturnachahmung zum ganz ausschließlichen Vorzug der Aegineten. Die ältere attische Kunst dagegen, meint er, habe die Nachahmung der Natur vernachlässigt und einseitig nur nach einem idealen, rein geistigen Typus getrachtet; erst Phidias habe die äginetische Naturwahrheit mit der attischen Idealität zu verschmelzen verstanden, und einzig durch diese Verschmelzung sei er dieser große Meister geworden. Dieser Behauptung widerspricht durchaus die Geschichte. Offenbar hatte Schelling eine Parallele aus der Entwicklung der italienischen Malerei im Sinne. Dort stehen allerdings die herbe Naturwirklichkeit der Florentiner und die gemüthstiefere Idealistik der Umbrier mit einander im Gegensatz, und Rafael's Größe liegt lediglich in der glücklichen Durchdringung und Verschmelzung dieser Stylunterschiede. Aber wir haben hier ein warnendes Beispiel, wie gefährlich es ist, von dem Verlaufe der einen Entwicklung voreilig auf den Verlauf der anderen zu schließen. Die älteste attische Kunst geht eben so sehr auf das Naturwahre wie die äginetische, und wo sie noch zu unbeholfen ist, um das Fließende und Schwellende des lebendigen Körpers mit Sicherheit darzustellen, da nimmt auch sie lieber den Vorwurf der Strenge und Herbheit als den der Unbestimmtheit

und Leere auf sich. Betrachten wir nur in unserer Stele die starke Musculatur der Waden und die überraschende Genauigkeit in der Ausarbeitung der Nägel und des Ohres, oder die steife Geradlinigkeit in der Gewandung der alten sitzenden Athenestatue oben am Eingange der Akropolis. Der Unterschied ist nur, daß die attische Schule es niemals bei dieser einseitig anatomischen Strenge bewenden läßt; sie hat von Anfang an einen idealeren Zug, und strebt, wie es der weichere Zug des ionischen Stammcharakters erfordert, nach weicherem Flusse und freierer Rundung. Das althergebrachte gezierte Lächeln des Mundes wird in diesen alten attischen Bildwerken meist schon zum motivirten Ausdruck innerer Heiterkeit, die steifen und gepreßten Gewandfalten, die den ältesten Werken eigen zu sein pflegen, werden schon sehr früh, wie wir an dem Relief jener wagenlenkenden Göttin, von der Schöll eine Zeichnung gegeben hat, deutlich sehen können, freier und natürlicher, die Bewegungen gelenker und edler. Man begreift es, wie aus diesen Keimen die kräftige und doch so weiche Plastik des Phidias emporsproß.

Und wie künstlerisch durchgebildet sind schon jene alten Terracotten, die, unter den Trümmern des Parthenon gefunden, größtentheils aus dem alten Hekatompedon stammen. Diese unscheinbaren Figuren, fromme Weihegeschenke armer Leute, sind von einer Großheit der Auffassung und von einer Feinheit der Arbeit, daß wir von der Verbreitung und von der Vollendung dieser ältesten attischen Kunstübung gar nicht

groß genug denken können. Mit jeder neuen Figur, die ich aus dieser älteren Zeit sah, stieg meine Bewunderung. Ich gestehe, daß ich diese tiefere Einsicht in das Wesen dieser ältesten attischen Kunst als einen sehr bedeutenden Gewinn meines hiesigen Aufenthalts betrachte.

Fast alle diese Werke haben deutliche Farbenspuren. In der berühmten Streitfrage, in wie weit die Alten sich des malerischen Reizes der Farbe im Bereiche der Plastik bedienten, pflegt man gewöhnlich eine kleine in Neapel befindliche Dianenstatue aus Herkulanum, in der die Farbenreste noch ziemlich unversehrt erhalten sind, zur Grundlage der Untersuchung zu machen. Die Grabstele des Aristion ist fast noch wichtiger; sie ist in Belanideza in der Nähe des alten Brauron gefunden und daher von unzweifelhaft attischer Herkunft. Die Grundfläche, aus der sich das Reliefbild heraushebt, war, wie sichere Farbenreste bekunden, durchaus roth. Gerade über der linken Schulter des ehrsamen Hopliten ist im Pfeiler ein Einschnitt. Hier hakte offenbar der eherne Helm ein, mit dem das Haupt desselben bedeckt war. Die Augenränder, schon durch den Meißel bestimmt gezeichnet, sind schwarz gewesen, und ebenso war auch der Augenstern, der gleichfalls besonders sculpirt ist, ohne Zweifel ursprünglich von farbigem Anstrich; doch sieht man nicht sicher, welche Farbe gewählt war. Der Oberleib ist mit einem Stahlpanzer bekleidet; wahrscheinlich war dieser blau. Die einförmige Fläche des Panzers beleben drei parallele Querstreifen mit Mäanderwindungen geschmückt, in denen

Roth und Weiß in wirksamen Gegensatz traten; um Schulter und Brust aber schlingt sich ein Riemen, der den Köcher trägt, und dieser mochte wohl ebenfalls roth sein, denn auf rothem Grunde erheben sich seine Verzierungen, ein Medusenhaupt und ein Stern, blau und weiß schimmernd. An Arm und Beinen quillt, sorgsam gepreßt und gefältelt, durch das Ende des Panzers ein feines Linnengewand vor, weiß und carmoisinroth umsäumt; vermuthlich war das Weiß hier, wie in der herkulanischen Diana, zart mit Silber plattirt. Das Nackte ist völlig weiß, und durchaus frei von jeder Farbenschattirung; nur die Lippe ist roth, und auch das Barthaar hat einen dunkel schimmernden Anstrich.

Wir haben hier also dasselbe Ergebniß, das bisher noch jede unbefangene Betrachtung geliefert hat. Selbst in der älteren Zeit erstrebte die Bemalung der Bildwerke niemals sinnliche Täuschung. Und die uralten Terracottendarstellungen, die in Athen zahlreicher als irgendwo anders vorhanden sind, bestätigen denselben Grundsatz. Giebt es über und über bemalte Terracotten etruskischen Fundorts, so sind diese eben einzig und allein der roheren Kunst Etruriens eigenthümlich. In ganz Athen habe ich nur eine einzige Terracotte gesehen, die in allen ihren Theilen bemalt war, eine rothe Satyrmaske in der Sammlung der Königin. Aber es ist bekannt, wie gerade für Satyrn die rothe Farbe beliebt war, und auch hier geht, wie in anderen ähnlichen Fällen, diese Bemalung nicht hervor aus dem Drange nach sinnlicher Treue, sondern aus einer

bestimmter religiöser Farbensymbolik. In allen übrigen farbigen Terracotten, die aus dem alten Hekatompedon stammen, sind nur die Augenbrauen, die Augenränder und die Pupille schwarz, hie und da sind sogar die Ecken der Augen roth punktirt, und die Lippen sind roth, so wie das Haar meist auf rothem Grunde vergoldet; aber im Uebrigen ist auch nicht die geringste Spur von einer Bemalung des Nackten. Die Bemalung erstreckte sich nur auf Sessel und Gewänder. Und so war und blieb es in allen Zeiten des griechischen Kunstlebens. Nur der Schmuck als Schmuck, und diejenigen Körpertheile, in denen auch die Natur aus dem einfachen Fleischton zu bestimmterer Färbung fortschreitet, wie Auge, Haar und Lippe, waren der Bemalung zugänglich; nie aber das Fleisch als Fleisch. Und ebenso wurden auch nur untergeordnetes unorganisches Beiwerk, Kränze, Diademe, Waffenstücke, gewisse Attribute, die Leitzügel der Pferde, und ähnliche Dinge dieser Art aus vergoldetem Metalle den Marmor- und Erzbildern beigegeben. Farbe und Metallschmuck sollte nicht die Gestalt als Gestalt verdecken und erdrücken, sondern sie nur voller und bestimmter hervorheben und abgrenzen. Das ist eine Sache, die nachgerade für abgemacht gelten sollte. Und doch können sich die Theoretiker der fleischfarbigen Mannequins noch immer nicht beruhigen. *Φιλοκαλοῦμεν μετ᾽ εὐτελείας.*

Auch die höchste Blüthezeit der griechischen Plastik ist in Athen noch sattsam vertreten. Sind auch die Parthenonswerke und ein Theil der Friesplatten vom Tempel der Nike Apteros

in England und Frankreich, — die Reste, die noch an Ort und Stelle sind, reichen noch hin, einigen Ersatz für das Verlorene zu bieten. Wenn Du in südlichen Ländern auf und ab wanderst und Du findest unter freiem Himmel in natürlichem Wuchse eine einsame Palme, die Pracht ihres stolz aufsteigenden und anmuthig sich senkenden Blättergewölbes ergreift Dich unendlich tiefer, als daheim im engen nordischen Treibhause ein ganzer Palmenwald in Kübeln und unter Glasdach. So ergeht es uns auch mit diesen plastischen Werken. Für den durchsichtig klaren attischen Himmel sind sie geschaffen und auf diese bestimmte bauliche Umgebung in ihrer Erfindung berechnet. Gewaltsam losgetrennt von ihrer ursprünglichen Bestimmung entzücken sie zwar auch, denn ihre Formenschönheit ist unverwüstlich; aber ihren vollen Zauber üben sie nur hier. Wie sollte ich es anfangen, von den Werken des Parthenon, die hier noch vorhanden sind, von dem Fries und dem Marmorgeländer des Niketempels und von den anmuthigen Reliefdarstellungen am Denkmal des Lysikrates Dir eine lebendige Anschauung zu geben? Die Gegenstände dieser Darstellungen kennst Du aus der Beschreibung der Bauwerke, zu deren bildnerischem Schmuck sie gehören. Die Schönheit der Formen aber kann Niemand genießen, der sie nicht selbst sieht. Eine schlichte Umrißzeichnung ist hier immer noch besser als die wortreichste Schilderung.

Ich will Dich auch nicht aufhalten, indem ich Dich an alle einzelnen Grabsteine und Graburnen und Sieges- und

Weihebilder führe. Sie sind zum Theil von ausgezeichneter Schönheit, und zeigen eindringlicher als selbst die größeren Denkmale, wie diese Griechen Nichts thaten und Nichts hatten, das sie nicht sinnig durch künstlerische Bildung verschönten und weihten. Sind doch sogar zahlreiche Inschriften mit besonderen Reliefbildern ausgeschmückt, die man nicht unpassend als sculpirte Titelvignetten bezeichnet hat. In der Sammlung der Königin sah ich ein Spielwerk für Kinder, ein antikes Joujou. Die beiden Seiten desselben haben, wie die Bilder der Vasen erscheinen, auf schwarzem Grunde feine rothe Figuren; auf der einen Seite Peleus und Thetis, auf der anderen Hercules und, wie es scheint, Poseidon. Wie läppisch erscheinen unsere modernen Spiel- und Nippesachen, wenn wir sie mit dieser feinen und sinnigen Verzierung vergleichen! —

Wohl aber lohnt es, daß Du mich noch an ein anderes altes Denkmal begleitest. Ich meine an die Statuen der Eponymen.

Südöstlich vom Theseustempel, versteckt unter dem fast unzugänglichen Häusergewirr der neuen Stadt stehen zwei viereckige hohe Pfeiler, an deren Vorderseiten sich seltsame Statuenkolosse lehnen. Der eine dieser Pfeiler ist noch ziemlich vollständig erhalten. Er hat einen viereckigen Untersatz von 1,50 M. Breite und 1,31 M. Tiefe; die Höhe läßt sich nicht bestimmen, denn er steckt zum Theil noch im Boden. Die Vorderseite dieses Untersatzes hat ein Reliefbild, den heiligen

Oelbaum, um den sich die heilige Burgschlange windet. Auf diesen Untersatz setzt eine Kolossalstatue auf, die vom Fuß bis an die Halsgrube fast sieben Fuß Höhe hat. Der Kopf fehlt. Der Oberleib neigt sich auf die rechte Seite, ein Bruchstück der rechten Hand findet sich noch am Oberschenkel. Der linke Arm war stark gehoben, ist aber ebenfalls an der Schulter abgebrochen. Die Beine haben sehr langgestreckte Schenkel und gehen vom Knie an in schuppige Schlangenleiber über, die sich an die beiden Schmalseiten des Pfeilers hinaufziehen, mit ihren Enden bis an die Schultern ihres menschlichen Oberleibes reichend. Die zweite Pfeilerstatue scheint nicht mehr an ihrem ursprünglichen Standort zu stehen. Sie ist verstümmelter und ragt nur mit ihrer oberen Hälfte aus dem Boden heraus. Sie hat einen bärtigen Kopf, das Gesicht aber ist zerstört. Die Arme sind ebenfalls abgebrochen. Der Oberleib ist stärker und gedrungener als an jener ersten Figur; vom Nabel abwärts aber beginnt auch hier eine Fischhautbildung. An den Schmalseiten des Pfeilers sind jedoch keine Schlangen- oder Fischleiber zu entdecken. Ganz in der Nähe, mit dem ersten Pfeiler in völlig gerader Linie, findet sich noch ein dritter Pfeileruntersatz, der jetzt durch einen Stall verdeckt ist. Dieser Untersatz gleicht dem ersten genau; er hat ebenfalls das Relief des Oelbaums mit der Burgschlange.

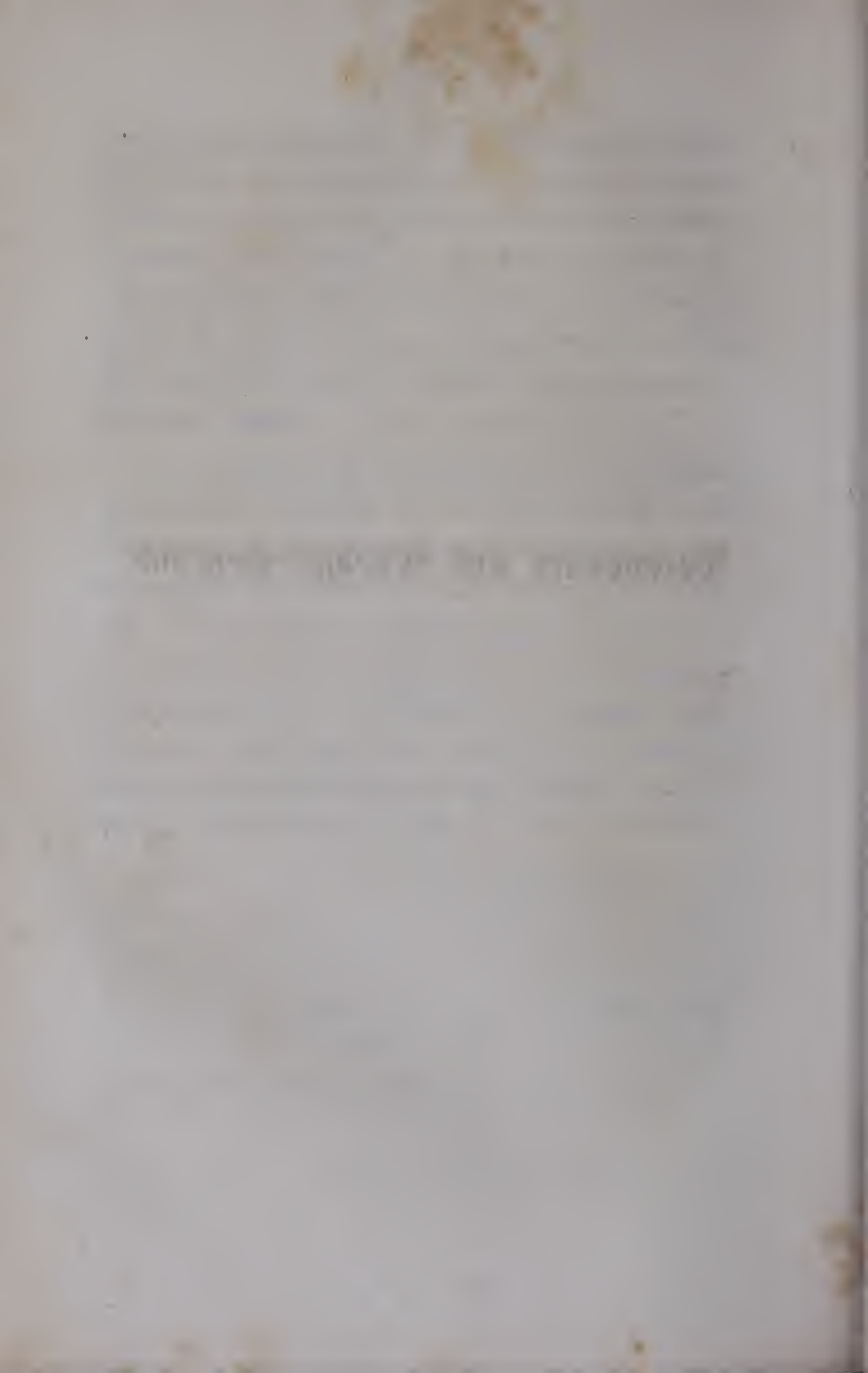
Jener schlangenfüßige Heros ist jedenfalls Cekrops, der nach der alten Sage halb Mensch halb Schlange war und deshalb ausdrücklich der Schlangenfüßige, *τὰ πρὸς ποδῶν*

δρακοντίδης, genannt wird. Durch Pausanias aber wissen wir, daß die alten Stammhelden, von denen die einzelnen Stämme der Athener ihre Namen hatten und die deshalb Eponymen genannt wurden, in der Stadt ihre besonderen, dicht bei einander liegenden Statuen hatten. L. Roß hat daher ganz gewiß Recht, wenn er in seiner trefflichen Schrift über das Theseion diese Pfeilerstatuen als die Statuen der Eponymen bezeichnet.

Dafür spricht sowohl ihre örtliche Lage wie ihre seltsame Bildungsweise. Pausanias setzt die Eponymenstatuen in die Nähe des Bouleuterion, des Rathes der Fünfhundert. Das Bouleuterion aber ist durch die neuesten Ausgrabungen festgestellt. Die Oertlichkeit paßt auf's genaueste. Und Roß hat hervorgehoben, daß es in Athen Sitte war, alle öffentlichen Bekanntmachungen an den Statuen der Eponymen auszustellen und aufzuhängen. Sind aber nicht diese viereckigen Pfeiler, deren Rückseite völlig frei war, für solche öffentliche Anschläge ganz besonders geeignet?

Künstlerisch ist jene Cekropsstatue ohne Bedeutung. Sie ist leer und unbestimmt in ihren Formen, und in manchen Theilen doch wieder übertrieben wulstig. Roß setzt sie in die Zeit des Hadrian, indem er annimmt, daß die ursprünglichen alten Statuen der Eponymen in irgend einer der vielen Verwüstungen, die Athen zu erleiden hatte, zerstört wurden.

Peloponnes und Nordgriechenland.



Korinth.

Wir bilden eine ganz stattliche Karavane. Voran Dimitri Pomoni, unser trefflicher Dragoman, der als solcher Dolmetscher, Reiseführer und Koch zugleich ist; sodann wir drei Reisende, alle zu Pferde; hinterdrein auf Maulthieren das Gepäck, Betten und Kochgeschirr; dazu drei Diener und Maulthiertreiber.

Griechenland hat bis jetzt im Innern noch keine Fahrstraßen; die steinigen ungeebneten Berg- und Feldwege sind nur für Fußgänger und Reiter betretbar. Auch Herbergen mit Kost und Nachtlager sind nicht vorhanden; die orientalischen Khane, die deren Stelle vertreten, bieten nichts als vier leere Wände, die der Fremde nach Belieben mit seinen eigenen Sachen ausfüllen mag. Eine solche griechische Reise ist noch unendlich beschwerlicher, als eine Reise im Innern Siciliens. Aber was schadet es? Eisenbahnen und Dampfschiffe in Ehren! Aber so von Zeit zu Zeit einmal in diesen schönen, halb barbarischen Ländern das Stück Vagabundenthum, das in jeder frischeren

Menschennatur steckt, wohlgemuth austoben können, das ist denn doch ein Reiz, den ich um keinen Preis missen möchte. Wie prächtig ist es, wenn wir lustig zu Pferde die schöne Welt durchstreifen und am ersten besten munteren Bergquell unter schattigem Baume das Lager zum Frühstücksmahl aufschlagen, hier und da wohl auch einmal in die Möglichkeit kommen, die unwillkommene Bekanntschaft mit Räubern zu machen! Es durchzuckt uns da noch etwas von jener Poesie des Reiter- und Kriegerlebens, in dem, wie der Dichter sagt, der Mann noch was werth ist. „Für sich selber steht er da ganz allein."

Der Weg von Athen nach Korinth führt über Eleusis und Megara. Zur Seite haben wir das rhythmisch auf- und abwogende Meer, und die schön geschwungenen Felsberge von Salamis und Aegina, und sodann, je mehr wir uns dem Isthmus nähern, die malerische Küste der östlichen Argolis.

Was sind das für stolze und gewaltige Namen! Es ist doch keine Reise in der Welt in dieser Beziehung mit einer griechischen Reise vergleichbar. Und zu der Weihe der geschichtlichen Erinnerung tritt die unbeschreibliche Großartigkeit und Erhabenheit der landschaftlichen Schönheit.

Es ist die alte heilige Straße, auf der wir dahinziehen. Dicht hinter dem vielbesungenen Olivenhaine steigt der Weg rasch bergan. Wir stehen am Fuße jenes hügeligen Gebirgszuges, der die westliche Grenze der attischen Ebene bildet, am

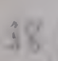
Fuße des alten Aegalios. Unwillkürlich wenden wir uns um, Athen einen Scheidegruß zu sagen. Welch' herrlicher Anblick bietet sich dem erstaunten Auge! Weit ausgebreitet und im zauberhaftesten Farbenschmuck prangend, liegt die große attische Ebene vor uns. Im Vordergrund der Oelwald mit den schweifenden Wässern des Kephissos und den kleinen versteckten Waldkapellen; dicht dahinter die blitzenden Dächer Athens und die weit strahlenden Marmormassen des hohen Königspalastes, und über der Stadt die altehrwürdigen Mauern der Akropolis und die hochragenden Säulen des Parthenon, der Propyläen und des Erechtheion; und sodann als großartigster Hintergrund die schönen Formen des langhingestreckten ruhig lagernden Hymettos und des gewaltigen Pentelikon, dessen nördliche Senkung durch die schimmernden Häuser von Kephissia lieblich belebt ist.

Jetzt treten wir in einen engen Gebirgspaß. In einsamer Wildniß steht hier das alte verfallene Kloster Daphni, mit den malerischen Formen des späteren byzantinischen Styls, wahrscheinlich erbaut zur Zeit der fränkischen Herzöge. Eine Schaar griechischer Landleute, auf Pferden und Maulthieren ihre Waaren nach Athen zum Verkauf führend, lagert behaglich auf den Steinbänken des alten Wirthshauses, das neben dem Kloster steht. Diese kühnen kriegerischen Gestalten mit den langen zottigen Pelzmänteln, mit dem blanken Schießgewehr an der Seite, mit den dolchartigen Messern und Pistolen im Leibgurt, und dem rothen mit einem weißen Tuch

umschlungenen Feß, — das ist doch wahrlich eine romantische Staffage für diese wildromantische Landschaft!

Die Schlucht erweitert sich. Zwischen den Bergen öffnet sich ein herrlicher Blick auf den blauen Spiegel des Meeres, auf Salamis und auf die Berge von Megara. Wir reiten etwa noch eine halbe Stunde. Da biegen wir rasch um die Ecke eines vorspringenden Bergabhanges. Siehe da, die Bucht von Eleusis!

Hier haben wir die ganze Großartigkeit des Meeres, verbunden mit der Lieblichkeit eines bergumsäumten Landsees. Der Küstensaum, der im Alterthum durch seine Fruchtbarkeit so berühmt war, daß hier vorzugsweise die altgeheiligten Sagen und Cultgeheimnisse der früchtespendenden Demeter und Persephone ihren Schauplatz haben, ist eine wunderbar schöne, von sanften Hügelreihen halbkreisförmig geschlossene Ebene. Das Meer buchtet sich ein in ruhig und großartig geschwungener Rundung; an der Nordseite erhebt sich amphitheatralisch das Bergland von Salamis, und drüben an der Westspitze schimmern die Dächer von Eleusis herüber.



Besonders merkwürdig sind hier die sogenannten Rheitoi; die alte Grenze zwischen dem attischen und eleusischen Gebiete. Diese Rheitoi sind zwei kleine Teiche, die seltsamer Weise salziges Meerwasser enthalten. Sie sind höher gelegen als das Meer, das nur wenige Schritte von ihnen entfernt ist;

nach dem Glauben der Alten entstanden sie durch eine unterirdische Strömung aus dem Euripus bei Chalcis. Sie waren der Demeter und der Persephone heilig, nur Priester hatten hier das Vorrecht des Fischfanges; jetzt liegt an jedem dieser Rheitoi eine Mühle, von denen freilich die eine schon wieder verfallen ist. In Griechenland ist die Phantasie immer geschäftig, die Landschaft mit den Gestalten des klassischen Alterthums zu beleben. Im Vordergrunde der kühn geschwungene tiefblaue Meerbusen, im Hintergrunde die schönen Linien der begrenzenden Berge, in der Mitte das fruchtbare Blachfeld und die glänzenden Wasserspiegel dieser Seen; dazu diese Mühlen mit der antikisirenden Staffage der eleusischen Priester oder wohl gar des Raubes der Persephone, ich meine, ein solches Bild, ausgeführt in dem großen und feierlich ruhigen Style von Nikolaus Poussin, müßte von der ergreifendsten Wirkung sein.

Ueberhaupt ist gar nicht zu sagen, was Griechenland einmal an Reiz und Schönheit verlieren wird, wenn sich auch hier unsere modischen phantasielosen Trachten einbürgern werden. In Eleusis war gerade ein Festtag; die Mädchen waren in ihrem besten Putze. Sie tragen ein langes, reich mit schwarzen oder rothen Stickereien umsäumtes Gewand aus weißer Wolle, das vom Hals bis zu den Füßen ohne künstlichen Einschnitt weitfaltig herabwallt, jeder Form und jeder Bewegung des Körpers sich malerisch anschmiegend. Darüber, ein kürzerer Ueberwurf von demselben Schnitte und

Stoffe. Den Kopf aber bedeckt ein metallener Helm, gebildet aus kunstvoll ineinander geflochtenen Schuppenreihen von Kupfer- und Silbermünzen. Diese schlanken, hochgewachsenen Mädchen mit diesem zierlichen Helm auf dem Kopfe, gemahnen täuschend an die Gestalt der Athene.

Zwischen Eleusis und Megara ist die Landschaft minder großartig. Auf der einen Seite wüste steinige Berge, die letzten Ausläufer des Kithäron; auf der anderen das Meer mit Salamis und an dessen Küste ein einsames malerisches Kloster. Dann eine Zeitlang eine öde Ebene mit niederem Strauchwerk und wilden Oelbäumen. Zuletzt Megara, eine kleine, freundliche Stadt, nicht weit vom Meere entfernt, mit platten Dächern sich amphitheatralisch an einen Berg hinauflehnend, der sich oben in zwei vereinzelte Spitzen sondert. Im Alterthume krönten diese beiden Bergspitzen zwei Akropolen.

Eine Stunde hinter Megara beginnen die berühmten skironischen Felsen. Hier trieb der alte Räuber Skiron sein Wesen, der den Wanderern auflauerte und sie hinunter in das Meer warf, bis der jugendfrische Held Theseus dem Frevler ein gleiches Schicksal bereitete. Uns zur Rechten die hohen schroffen Felswände; dicht unter uns in schwindelerregender Jähe das brausende Meer; und der Pfad, auf dem wir wandeln, so schmal und steinig, und so mühsam bergauf und bergab sich durch die steilsten Klippen hindurchwindend, daß er in der That nicht ohne Gefahr ist und den Namen der

bösen Stiege, der Kaki Skala, den er heute führt, mit Recht verdient. Nichtsdestoweniger war im Alterthum dieser Weg fahrbar, die alten Gleise sind noch zu sehen; und die That des Theseus war wohl keine andere als eine Ebnung und Schützung des Weges, die die gefahrdrohenden Bergstürme, die von der Sage unter der Gestalt eines kühnen Räubers dargestellt werden, unschädlich machte. An Großartigkeit der Fernsicht hat ganz Italien nichts, was sich auch nur entfernt mit diesem skironischen Wege vergleichen dürfte; selbst nicht einmal jene wunderbar herrliche Straße von Sorrent nach Castellamare. Das Meer hat hier die Enge eines beschränkten Landsees verloren, malerisch tauchen die Berge von Aegina auf und die vielen kleinen reizenden Inseln des saronischen Golfes, und endlich drüben auf der anderen Seite des Meeres die peloponnesische Küste mit ihren unzähligen Buchten und Felsriffen und den schöngeformten blauschimmernden Bergen.

Allmälich senkt sich der Weg. Ein hübsches Thal, an der Ostseite von einer fortlaufenden Kette wellenförmiger Hügel umgrenzt, führt uns von hier bis zum korinthischen Isthmus. Hie und da weitschattige Baumgruppen; überall in wuchernder Fülle Fichtengestrüpp und Myrten und Oleander; nirgends aber die Spur fleißig betriebsamer Menschen. Auf der ganzen langen Strecke von Megara bis zum Isthmus ist ein einziges kleines Dörfchen, Kinetta, aus vier troglodytischen Hütten bestehend.

Warum ich bisher nicht von Alterthümern oder von Kunstwerken gesprochen? Der Grund ist einfach. Von dem alten Glanze von Eleusis und Megara und der heiligen Straße ist fast nichts mehr vorhanden. Das Kloster Daphni steht auf der Stelle jenes alten Apollotempels, der im Oedipus auf Kolonos mehrfach erwähnt wird; schon der Name *Δάφνη*, der Lorbeer, deutet auf den heiligen Lorbeerhain des Gottes. Nicht weit von Daphni entfernt gemahnen zahllose Nischen, die zur Aufstellung kleiner Weihegeschenke in die natürliche Felswand geschnitten sind, an ein Heiligthum der Phile Aphrodite, das die Athener der Mutter oder der Gattin des Demetrius Poliorketes erbaut hatten. Eleusis ist jetzt ein kleines albanesisches Dorf, das seinen alten berühmten Namen in Levsina (*Ἐλευσῖνα, Λεψῖνα*) verwandelt hat. Eine kleine Kapelle außerhalb des Dorfes, die dem heiligen Zacharias geweiht ist und wahrscheinlich die Stelle des alten Triptolemostempels einnimmt, enthält einige dürftige Statuenbruchstücke aus den Zeiten der Römer, unter denen höchstens ein Kopf des Zeus eine besondere Erwähnung verdient. Von Bauwerken sind nur hier und da wenige vereinzelte Trümmer. Die nachlässige Arbeit der aufgefundenen Säulen und Gebälke, der römische Styl einer kolossalen Reliefbüste aus der Mitte des Giebelfeldes, und die bestimmte Nachricht der Alten, daß in der römischen Zeit der alte Glanz der verfallenen Perikleischen Bauten wiederhergestellt wurde, lassen keinen Zweifel, daß Roß Recht hat, wenn er in seinen griechischen Königsreisen (Theil II, S. 100) diese Trümmer erst dem zweiten

Jahrhundert nach Christus zuweist. Megara, einst durch die vollendetsten Werke von Praxiteles, Skopas und Lysippus geschmückt, besitzt jetzt nichts mehr als ein paar verstümmelte römische Kriegerfiguren, einige bereits bekannte alte Steininschriften und kleine Terracottenfigürchen, die die Einwohner gelegentlich auf den Feldern finden und emsig dem Fremden zum Verkauf bieten.

So kamen wir nach Kalamaki, einem kleinen Städtchen von wenigen Häusern. Es ist der alte Hafen von Schönos. Unmittelbar dahinter beginnt der korinthische Isthmus. Dieser besteht aus kahlem Kalkmergel; nur niedriges Fichtengestrüpp bedeckt ihn. An der breitesten Stelle ist er etwa eine deutsche Meile breit; aber von keinem einzigen Punkte übersieht man zu gleicher Zeit beide Meere. Am westlichen Ende des Isthmus erheben sich jäh aus der Ebene die gewaltigen Berggipfel von Akrokorinth.

Nur die Mauertrümmer des alten Poseidontempels erinnern noch an den alten Glanz der isthmischen Spiele. Bedeutsam aber scheint mir eine Thalschlucht, die in der Nähe des alten Tempelbezirks liegt. Sie ist etwa fünfzig Fuß tief und eine Stunde lang; ein kleiner Bach durchrieselt sie. An der Westseite, die dem Tempel zugekehrt ist, ist sie eng, gegen Osten aber erweitert sie sich und bietet hinlänglich Raum für ein kleines Fruchtfeld, das ein Bauer emsig bepflügte. Pindar bezeichnet an drei verschiedenen Stellen, am Schlusse der siebenten

und am Anfang der dritten isthmischen, und ebenso am Schlusse der zweiten nemeischen Ode den Siegeskranz des isthmischen Siegers als einen Kranz aus der isthmischen Waldschlucht. Und eine alte Bauurkunde, die sich bei Böckh C. I. Nr. 1104 findet, nennt diese Schlucht eine heilige Schlucht und bezeichnet sie als von einer Mauerumfassung umschlossen. War hier in diesem Thale vielleicht der heilige Fichtenhain und der Epheu, aus dessen Zweigen sie den isthmischen Siegerkranz flochten?

Das heutige Korinth ist eine kleine, eben erst wieder erstehende Stadt von wenig Tausend Einwohnern. Nur sieben Säulen eines uralten dorischen Tempels zeugen von der einstigen Pracht und Herrlichkeit. Ich begreife nicht, wie einige Kunsthistoriker dazu kommen konnten, diesen Tempel in eine späte Zeit hinaufrücken zu wollen. Die Säulen stehen weit von einander getrennt, sind schwer und gedrungen, ihre Höhe beträgt nicht einmal vier Durchmesser des unteren Umfanges. Ueberdies haben sie noch sehr deutliche Reste rother Stuckbekleidung. Diese rothe Färbung des Stucks aber ist, wie ich gelegentlich ausführlich beweisen werde, das sicherste Kennzeichen eines sehr alten Ursprungs. Es ist von wenig Belang, welcher Gottheit dieser Tempel geweiht war. Aber mir scheint aus dem Bericht des alten Reisebeschreibers Pausanias deutlich hervorzugehen, daß, wie auch Leake annimmt, es der Tempel jener Athene ist, die hier unter dem Namen der Chalinitis, d. h. der Zaumanlegerin, verehrt ward, weil sie dem Bellerophon

den Pegasus gezähmt und gezäumt hatte. Pausanias bezeichnet den Tempel dieser Göttin als neben dem Theater stehend. Vom Theater geht er aufwärts und kommt zu einem Tempel des Zeus, den, wie er sich ausdrückt, die Römer den Capitolinischen, die Griechen aber Koryphaios nennen; von dort kommt er zu einer Kampfschule und zu der Quelle Lerna, und von da steigt er hinauf nach Akrokorinth. Diese Quelle ist noch jetzt am Bergabhange von Akrokorinth vorhanden. Man kann von den Säulen des Tempels aus genau den Weg des Pausanias verfolgen.

Unterhalb der heutigen Stadt, nach dem Meere gelegen, ist eine wunderbar schöne, von saftigem Epheu an allen Seiten reich umschlossene künstliche Grotte mit rieselndem Quellwasser, die vor der Zeit des griechischen Befreiungskrieges zu den Gärten des reichen und edlen Kiamilbei gehörte. Die wunderbarste Rundsicht umgiebt uns, das Meer, die gewaltigen schneebedeckten Berge des Parnaß, Helikon und Kithäron und am anderen Ufer die hügelumsäumten Korinthenfelder von Achaja. Dieses entzückende Thal ist recht eigens für reiche Gartenanlagen geschaffen. Ich glaube daher, daß Göttling Recht hat, wenn er an diese Stelle das alte Kraneion, jene parkartige, durch ihre schattige Kühle berühmte Vorstadt des alten Korinth, setzt, obgleich Ernst Curtius diese Annahme bestreitet.

Aber am herrlichsten ist es oben auf Akrokorinth. Alle Wunder der Schweiz und Italiens verschwinden gegen die

Großartigkeit dieser ganz unvergleichlichen Landschaft. Akro-korinth erhebt sich 1770 Fuß gerade aus der Meeresfläche heraus, und oben an seiner Spitze breitet es sich aus zu einem eigenen großen, mehr als eine Stunde umfassenden Hochland, das wieder seine besonderen Berge und Ebenen hat. Alle Zeiten haben hier ihre Geschichte in Steinschrift gegraben. Noch erquickt uns der frische Quell der Pirene, an der einst Bellerophon den Pegasus einfing; und vereinzelte Säulenstücke gemahnen uns an die einstige Pracht des alten Tempels der Aphrodite. Ringsherum um den ganzen Berg laufen die mächtigen Zinnen und Thürme der stolzen Venetianer, und wüste Schutthaufen erzählen uns von den zerstörten Häusern, Moscheen und Bädern der Türken, die sich hier eine eigene kleine Stadt erbaut hatten. Jetzt aber ist hier Alles todt und verödet. Nur fünf alte Invaliden bilden die dürftige Bewachung.

Die höchste Höhe des Berges liegt auf der Ostseite. Unter uns erglänzen in ihrem tiefen Blau die beiden Meere des korinthischen und sarronischen Golfes, und zwischen beide hindurch spannt sich wie eine breite Brücke die glatte Steinfläche des Isthmus. Rechts die wildzerklüfteten Berge der skironischen Felsen, an die sich dann lang hingestreckt die Felsen von Salamis anschließen; sodann mitten im Meere Aegina mit seinen malerisch gezackten hochragenden Berggipfeln, und über Aegina drüben die plastisch ruhige, schön geschwungene Küste von Attika, der Pentelikon, der Hymettus und das

Vorgebirge von Sunion, umflossen von den Wellen des ägäischen Meeres, aus dem in leisen bläulichen Streifen in der Ferne einzelne cycladische Eilande auftauchen. Links am korinthischen Golfe dicht unter uns das kleine Städtchen mit freundlichen Ziegeldächern und den einsam ehrwürdigen Säulen des alten Tempels, darüber hinaus die nordgriechische Küste mit dem Parnaß, Helikon, Kithäron und der Gerania, Berg an Berg, und auf der anderen Seite die achaische Ebene, die sogenannte Wocha, mit ihren blühenden Korinthenfeldern, hinter denen sich eine lange Kette von Hügeln erhebt, deren einer der Sitz des alten Sikyon war. Und wenden wir uns dann rückwärts auf die Westseite zu, da erheben sich die dichtgedrängten unzähligen Berggipfel des bergreichen Peloponneses. Im Vordergrunde der altarförmige Apesas bei Nemea und die Vorgebirge von Tenea, Mykene und der argivischen Ebene; dicht hinter diesen aber die gewaltigen Schneeberge des Kyllene und der übrigen arkadischen Hochgebirge. Die Berge wogen ab und auf, wild durcheinander, wie sturmgepeitschte, aber mitten im ungestümsten Brausen erstarrte Wogen des Meeres.

Und nun dazu der Zauber der alten Geschichte und Sage! Wer einmal auf dem Rigi gestanden hat, der weiß es, welch' ganz eigenthümlichen Reiz die Tellsage über die Ufer des Vierwaldstädter Sees verbreitet. Hier aber reiht sich Sage an Sage, Geschichte an Geschichte. Die nemeischen und die skironischen Berge mit den Thaten des Herakles und des Theseus; Tenea und der Kithäron mit der Sage von Oedipus; die

Pirene, der Helikon, der Parnaß, deren Namen uns schon wie lebendige Poesie klingen, und dann die großen Weltereignisse, durch die die Griechen dort im Meere bei Salamis ihre ruhmreichen Persersiege erkämpften, hier aber auf dem Isthmus ihre weltgeschichtliche Stellung für immer an die Römer verloren, und weiter hinauf am Ende des Golfes die weltberühmte Bucht von Lepanto, wo am Beginn der neueren Geschichte auf's Neue der Kampf zwischen dem Abendland und Morgenland so erfolgreich entschieden ward.

Was will doch das dämonische Walten der Weltgeschichte, die sich in bestimmten Zeiten nur immer an bestimmte einzelne Völker bindet und diese dann, nachdem sie ihren weltgeschichtlichen Beruf erfüllt haben, unwillig fortwirft wie ausgepreßte Citronenschalen? Dieses kleine Städtchen da unten zu unseren Füßen, das sich erst seit einigen Jahren wieder mühsam aus der Zerstörung des Türkenkrieges aufrafft, das ist dasselbe einst so stolze Korinth, dessen Reichthum und Ueppigkeit einst alle Städte der Welt überstrahlte; und diese beiden gewaltigen Meere, die jetzt so still und öde sind, daß man kaum hie und da eine vereinzelte Fischerbarke erblickt, und die nur alle vierzehn Tage einmal ein Dampfschiff des österreichischen Lloyd tragen, das sind dieselben Meere, auf denen einst der Welthandel von Korinth und Sikyon herrschte.

„Dorische Zierde, Korinth, wo ist Deine gepriesene Schönheit,
Wo ist der Thürme Kranz, wo der gerühmte Besitz?

Wo Dein Mastenwald, wo die Zahl der Paläste, wo die Frauen
Sisyphos' Abkömmling', und wo die Tausende Volks?
Selbst nicht Spuren von Dir, o Vielgeprüfte! sind übrig,
Denn der eiserne Krieg, — Jegliches fraß er hinweg.
Wir Nereiden allein, des Meer's unverwüstliche Töchter,
Blieben zu künden allhier, gleich Halkyonen, Dein Leid."

Mit diesem rührenden Epigramm beklagte vor fast zweitausend Jahren Antipater von Sidon die Zerstörung Korinths durch die Römer. Damals erhob sich die Stadt noch einmal zu einer neuen Nachblüthe. Wo aber ist Hoffnung, daß der traurige Zustand von heute jemals sich ändere?

Die schreckliche Verwilderung des Bodens hat die Luft verpestet; Korinth ist einer der gefährlichsten Fieberorte von ganz Griechenland. Seit einigen Jahren sind zwei deutsche Aerzte hier, die alle beide ihr reichliches Einkommen finden; sie verlassen Korinth in den nächsten Wochen; sie und ihre Familien verzehren sich hier in unausgesetzten Fieberanfällen.

Nur die großartigsten Colonisirungen können hier durchgreifen. Aber die Griechen hassen die Fremden und wissen alle Versuche umfassender Ansiedelung immer erfolgreich zu hintertreiben. Im Jahre 1846 wollte ein bairischer Artillerie-Hauptmann Hütz auf dem Isthmus ein deutsches Dorf gründen. Das Ministerium hatte die Einwilligung gegeben, die

Auswanderer rüsteten sich in Baiern bereits zum Abzug, die meisten Häuser waren schon fertig; da kam das Colonisationsgesuch vom Ministerium an die Kammer, diese versagte die Genehmigung. Die Häuser verfallen jetzt nutzlos in Trümmer, ohne daß sie jemals bewohnt waren. Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen.

Uebrigens haben wir Deutschen gar keine Ursache, es zu beklagen, daß neuerdings die Auswanderungen nach Griechenland aufgehört haben. Die Erfahrung hat nun einmal gezeigt, daß alle bisherigen Ansiedelungen dort noch immer mißlangen. Und sie müssen mißlingen, bevor sie nicht so ausgedehnt und massenhaft sind, daß Aussicht vorhanden ist, durch die sorgsamste und in allen Theilen des Landes gleichmäßig durchgeführte Bebauung des Bodens die Verwüstungen einer zweitausendjährigen Barbarei wieder gut zu machen.

Griechenlands Schicksal bleibt schwankend und unbestimmt, bevor nicht das Schicksal des Orients zu einer festen Entscheidung kommt. Welcher Auswanderer aber mag muthwillig seine Zukunft in den gordischen Knoten der orientalischen Wirren schlingen?

Wie die Alten ihre Tempel bemalten.

Zwanzig Jahre dauert bereits der Streit, inwieweit die alten Tempel bemalt waren; und die streitenden Parteien sind sich seitdem auch nicht um ein Haarbreit näher gekommen.

Freilich giebt es jetzt Niemand mehr, der die Anwendung der Farbe in der alten Baukunst ganz und gar in Abrede stellt. Es ist in der That unzweifelhaft, daß die Gliederung des Gesimses und der Decke durch lebendige Färbung für das Auge ganz besonders hervorgehoben wurde. Aber beschränkte sich nun diese Färbung ausschließlich nur auf diese Decken- und Gesimsverzierungen, oder erstreckte sie sich über den ganzen Bau in seinem ganzen Umfange, also auch auf Säulen und Wandflächen? Darüber ist für jetzt noch ebenso wenig Uebereinstimmung wie bei dem ersten Beginn des Streites.

Gerade in diesem Augenblicke sind die Vorkämpfer wieder auf's Neue auf dem Kampfplatz erschienen; Hittorff abermals mit einem großen Werke „Restitution du temple d'Empédocle

à Selinonte, ou l'Architecture polychrome chez les Grecs. Paris 1851" und Semper mit einer kleinen Schrift „Die vier Elemente der Baukunst. Braunschweig 1852," die ihrem wesentlichsten Gehalte nach auch nur von der Färbung der alten Tempel handelt. Hittorff aber ebensowohl wie Semper beharren bei ihrer ursprünglichen Meinung; Beide denken sich nach wie vor die griechischen Tempel durchaus in allen ihren Bautheilen farbig. Und die andere Partei ist nicht minder unbeugsam. Franz Kugler, der im Jahre 1835 durch seine gründlichen Untersuchungen über die Polychromie der alten Architektur und Sculptur als der bedeutendste Gegner Hittorff's und Semper's aufgetreten war, hat diesen Streitschriften in einer vortrefflichen Abhandlung im deutschen Kunstblatt 1852 Nr. 15 und 16 geantwortet. Und Kugler ebenfalls ist auf seinem früheren Standpunkt geblieben. Auch jetzt wieder leugnet er die Bemalung der Säulen und Wandflächen, ja er leugnet sogar die Bemalung des dorischen Echinus; er macht nur insofern ein kleines Zugeständniß, daß er jetzt im Gesims außer der Bemalung der Metopen auch noch die blaue Bemalung der Triglyphen zugiebt; ein Zugeständniß, das er aber schon vor vielen Jahren in der ersten Ausgabe seiner allgemeinen Kunstgeschichte gemacht hatte. Nur unter der Voraussetzung dieser blauen Farbe ist es erklärlich, wie Vitruv V, 2 von den Triglyphen behaupten kann, sie seien eine Nachahmung der mit blauem Wachs bestrichenen Bretter, welche man in der älteren Zeit vor die abgesägten Deckenbalken genagelt habe.

Und wäre denn wirklich dieser Streit unlösbar? Streitig ist eigentlich nur die Beschaffenheit der Säulenstämme und der äußeren Cellawände. Beide Parteien geben zu, daß die Deckentäfelung und die Vorderflächen des Giebeldreiecks und der Metopen und Triglyphen farbig waren. Vor der Hand ist es von wenig Belang, ob der dorische Echinus nackt war, oder ob, wie Einige vermuthen und wie es allerdings die plastische Anschaulichkeit der griechischen Formensprache zu erheischen scheint, mit umgebeugten Blätterprofilen bemalt. Wer jetzt nach der Bemalung der alten Tempel frägt, der frägt nur, ob die Säulenstämme und die äußeren Cellawände farbig oder weiß waren. Und wer sich rühmen dürfte, in Betreff dieser Baustücke zu einer unbezweifelbaren Entscheidung gekommen zu sein, der hätte in Wahrheit die ganze Streitfrage zum Abschluß gebracht.

Ich gestehe, daß ich an die Möglichkeit einer solchen zwingenden Lösung glaube.

Betrachten wir zunächst die Säulen.

Die bisherigen Verhandlungen haben zur Genüge gezeigt, daß uns in den Schriftwerken der Alten keine genaue, alle Zweideutigkeit abschneidende Kunde überkommen ist. Wir sind lediglich auf die Erforschung der alten Denkmale selbst angewiesen. Und da die vollendetsten Denkmale, die auf uns kamen, die Marmortempel Athens sind, so ist es durchaus sachgemäß, daß beide Parteien mit gleichem Eifer bemüht wa=

ren, ihre Meinungen über die Farbigkeit oder Farblosigkeit der alten Baukunst hauptsächlich durch diese athenischen Marmortempel zu begründen. Wenigstens Kugler's und Semper's Untersuchungen haben immer diesen Weg genommen.

Wir wollen den gleichen Weg einschlagen. Können uns also Diejenigen, die behaupten, daß die Marmorsäulen mit Farbe überzogen gewesen, solche Farbenreste an den athenischen Tempeln nachweisen? Sie haben es versucht. Namentlich hat sich Semper wiederholt gerühmt, daß er in den Säulencannelirungen des Theseion Farbenspuren gefunden habe; und um diese Entdeckung zu bestätigen, theilt er in seiner neuesten Schrift über die vier Elemente der Baukunst (S. 45) das Gutachten mit, das Faraday am 21. April 1837 über einzelne Baustücke des Theseion gegeben. Dies Urtheil des berühmten Chemikers ist für unseren Gegenstand sehr wichtig. Es bestätigt, was schon als unzweifelhaft feststeht, nämlich: daß die Decken- und Gesimsglieder und einzelne kleinere Verzierungen gefärbt waren. Merkwürdiger Weise aber — das hat schon Kugler in seiner oben erwähnten Abhandlung im deutschen Kunstblatt treffend bemerkt — beweist es die Bemalung der Säulenstämme, die doch Semper mit ihm beweisen wollte, so wenig, daß es gerade im Gegentheil ein sehr gewichtiges Beweisstück für Semper's Gegner wird.

Faraday's Gutachten über die Säulen des Theseion lautet: „Ich bin zweifelhaft über diese Oberfläche. Ich finde

kein Wachs oder Mineralfarbe, es sei denn ein wenig Eisen. Ein wohlriechendes Harz scheint in einigen Stücken vorhanden zu sein, und ein verbrennlicher Stoff in allen. Vielleicht kam ein vegetabilischer Stoff in Anwendung."

Alle Zweifel schwinden, wenn wir mit diesem Gutachten Faraday's die Untersuchung eines anderen Chemikers verbinden. Landerer, Professor der Chemie an der Universität zu Athen, hat bei seinem regen Sinn für die athenischen Alterthümer es sich von jeher zur Pflicht gemacht, allen archäologischen Fragen, die durch chemische Untersuchungen gefördert werden können, seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Und so hat er denn auch jene vermeintlichen Farbenspuren der athenischen Marmorsäulen genau untersucht. Er theilt seine Ergebnisse in den zu Athen erscheinenden archäologischen Ephemeriden 1839, S. 187 mit, und erklärt dort diese vermeintlichen Farbenreste unbedingt für die natürliche Oxydirung des Eisens, das auch im weißesten Marmor enthalten ist. Man erhält dieselbe Färbung, wenn man neue Marmorstücke mit verdünnter Salpeter- oder Salzsäure überstreicht und sie dann einige Monate der atmosphärischen Luft aussetzt. Dazu kommt noch, daß sich unter dem Mikroskop deutlich Moosansätze zeigen. Diejenigen Stellen in den Steinbrüchen des Pentelikon, die seit Jahrhunderten bloß liegen, haben genau dieselbe Färbung wie die athenischen Marmortempel. Wenn daher Faraday in seinem Gutachten ausspricht, daß er in den Säulen des Theseion ein wenig Eisen und einen verbrennlichen vegetabilischen

Stoff, aber kein Wachs und keine Mineralfarbe vorgefunden habe, so ist dies Eisen und dieser verbrennliche vegetabilische Stoff durch Landerer's Untersuchung jetzt vollkommen erklärt. Kurz, wir haben einen ganz unwiderlegbaren Beweis in Händen, daß diese Farbenspuren nicht das Werk künstlicher Färbung, sondern natürlicher Oxydirung sind.

Und das gilt nicht allein von den Säulen des Theseion. Ich weiß es aus der gütigen Mittheilung Landerer's selbst, daß er eben so genau die Säulen des Parthenon und des Erechtheion untersuchte. Ueberall dasselbe Ergebniß. Es ist also unzweifelhaft, die Säulenstämme der athenischen Marmortempel waren unbemalt, durchaus in der weißen Naturfarbe des Marmors; und nur oben das Capitell gönnte sich zur Andeutung seiner reicheren Gliederung das muntere Spiel wechselnder Farben. Wenn daher die Vertheidiger der Säulenbemalung gewöhnlich zu ihren Gunsten den Umstand anführen, daß die der See zugekehrte Südseite des Parthenon verhältnißmäßig weißer sei als die übrigen Seiten, indem sie sagen, dort habe die scharfe Seeluft die Farben schärfer weggebeizt, so erklären wir von unserem Standpunkte diesen Umstand einfach daraus, daß dort die Seeluft diese Kryptogamen nicht so ungehindert aufkommen ließ.

Genau dasselbe gilt von den Cellawänden. Wenigstens von den äußeren.

Diese Marmorwände haben durchgängig denselben goldrothen Anhauch wie die Säulen; der gleichen Wirkung liegen also die gleichen Ursachen zu Grunde. An künstlichen farbigen Anstrich dieser Marmorwände ist in der guten Zeit in keinem Falle zu denken. Es erregt die ganze Entrüstung des Naturhistorikers Plinius (35, 1) und des Philosophen Seneca (Brief 86), daß man unter Claudius anfing, den Marmor zu bemalen, und daß man in dieser Manier unter Nero sogar schon so weit ging, die Einfarbigkeit bunt zu machen und Flecken, wo sie im Marmor nicht von selbst vorhanden waren, künstlich durch Tünche hervorzubringen, so daß der numidische Marmor nach Art der Eier gestreift und der synnadische purpurfarbig erscheinen mußte.

Nur das Innere der Cella hatte zuweilen einen farbigen Ueberzug. Das reine Weiß mochte wohl hie und da die Wirkung der Bilder und Statuen, die in der Cella waren, beeinträchtigen. Ich habe mich durch eigene Besichtigung überzeugt, daß allerdings, wie Semper wiederholt hervorhebt, im Innern der Cella des Theseustempels die Wand, vom hohen Sockel angerechnet bis auf die Höhe von sechs Steinschichten, mit einem dickeren Stucke überdeckt gewesen ist. Die mit regelmäßigen Meißelschlägen rauh gehauene Oberfläche und die darin befindliche Stuckmasse beweisen dies unzweifelhaft. Und wollte man hier auch an die Einwirkung einer späteren Zeit denken, die das Theseion zu ihren gottesdienstlichen Zwecken benutzte, so ist ein solcher farbiger Ueberzug doch auch in dem

nördlichen Flügel der Propyläen, der freilich kein Tempel, sondern eine Pinakothek war, vollkommen sicher. Faraday's Gutachten über Theile der Bekleidung von diesem nördlichen Propyläenflügel lautet: „die Farbe ein Kupferoxyd, Wachs ist vorhanden." Neuere Ausgrabungen haben dort Farbenkästchen gefunden, die ohne Zweifel aus den Händen der mit dieser Färbung beschäftigten Arbeiter herrühren.

So scheint es mir durchaus unumstößlich, daß das Aeußere der Marmortempel in seinen Haupttheilen, in Säulenstamm und äußerer Cellawand, jedenfalls ganz und gar in der natürlichen Weiße des Marmors dastand. Die bekannte, auf den Bau des Erechtheion bezügliche Inschrift (C. I. 160) zeigt deutlich, daß das Poliren des Tempels, ξέειν, ἐπεργάζεσθαι, die letzte Vollendung des Baues war. Wie könnte auch sonst Pausanias immer nur so schlechthin von dem „weißen Stein" λευκὸς λίθος sprechen?

Ulrichs hat in seinen vortrefflichen „Reisen und Forschungen in Griechenland" S. 73 und 87 eine große Anzahl von Nachrichten der alten Schriftsteller gesammelt, die diese Annahme durchaus bestätigen. In diesem Sinne kann allerdings Pindar (Nem. 130) seinen Hymnus mit einer weißen Stele aus parischem Marmor vergleichen; und ebenso kann ein Epigramm (Anthol. IX, 421) Delos wegen der einstigen Pracht seiner Marmorgebäude, „das einst weiße Delos — ἡ τότε λευκή —" nennen. Und es ist ganz naturgemäß, daß Servius,

wenn Virgil in der Aeneide (VIII, 720) von dem niveo candentis limine Phoebi, von der schneeigen Tempelschwelle des strahlenden Phöbus spricht, nicht nur das Schneeig, sondern auch das Strahlend auf den carrarischen Marmor bezieht, aus dem der palatinische Tempel des Apollo gebaut war.

Ich erlaube mir aber eine Zwischenbemerkung. Ich habe mit Absicht eine Stelle nicht erwähnt, die Ulrichs ebenfalls anführt und auf die auch Kugler in der mehr erwähnten Abhandlung im deutschen Kunstblatt ein großes Gewicht legt. Es ist die Stelle aus Plinius' Naturgeschichte (36, 4, 10), nach welcher die Tempeldiener im Dianentempel zu Ephesus die Fremden ermahnt haben, ihre Augen zu schonen, „weil die Strahlung des Marmors zu groß war." Man braucht diese Nachricht nur genauer zu betrachten, und man sieht sogleich, daß wir uns hier ihrer nicht bedienen dürfen. Sie lautet: „In magna admiratione est et Hercules Menestrati: et Hecate Ephesi in templo Dianae post aedem, in cujus contemplatione admonent aeditui parcere oculis, tanta marmoris radiatio est." Die blendende Strahlung des Marmors wird also hier nur von einer marmornen Hekatestatue ausgesagt, keineswegs aber vom Tempel selbst. Diese Nachricht des Plinius ist wichtig, wenn zu entscheiden ist, ob die marmornen Statuen weiß oder bemalt waren; aber für unsere rein architektonische Frage giebt sie keinen Beweis ab.

Aber wenn ich auch diese Stelle des Plinius nicht benutzen möchte, um zu beweisen, daß die Marmortempel unbemalt waren, so dient sie doch, nachdem wir diese Thatsache durch anderweitige Beweismittel hinlänglich begründet haben, auch uns zu einer sehr wichtigen Erwägung. Blendete der Marmor sogar bei einfachen Statuen die Augen des Beschauers in sehr gefährlicher Weise, nun! da mußte die Gefahr bei großen Marmorgebäuden, die ja überdies ganz und gar dem stechenden Sonnenlichte ausgesetzt waren, nur um so größer sein. Hat also Semper nicht Recht, wenn er zur Vertheidigung seiner Ansicht mehrfach auf diese Strahlung des weißen Marmors aufmerksam macht? Und wie war die Gefahr, die in dieser Strahlung lag, zu vermeiden?

L. Roß berichtet im Kunstblatt 1836, Nr. 42, daß auf der Akropolis ein bleierner Farbentopf gefunden sei, noch zu einem Drittel mit Mennig gefüllt. Und bei dieser Gelegenheit bemerkt er: „Ich vermuthe, daß man sich des Mennigs auch bediente, um den Marmor während der Bearbeitung mit einem leichten röthlichen Ton zu überziehen, wozu die heutigen Steinmetzen in Griechenland grüne Pflanzensäfte verwenden, damit seine blendende Weiße, zumal bei starkem Sonnenschein, den Augen nicht schade.“ Und vielleicht kann man hier auch an eine Angabe des Plutarch denken, der (Themistokles 8) von einigen marmornen Denksteinen, die um den Tempel der Diana Proseoa auf der Küste von Euböa standen, berichtet, daß sie, wenn man sie mit Speichel reibe, Geruch und Farbe

des Safran zeigten. Man kann eine solche Dämpfung des Weiß vollkommen zugeben, und die Thatsache, daß die Marmortempel weiß waren, bleibt dennoch fest. Eine solche Dämpfung ist noch lange keine Bemalung. Und sie fand gewiß nur in sehr dringenden Fällen statt.

Ich wiederhole also: Die Säulenstämme und die äußeren Cellawände der alten Marmortempel waren ganz gewiß nicht bemalt. Es ist widersinnig, angesichts aller chemischen und geschichtlichen Beweise diese unbestreitbare Thatsache noch länger leugnen zu wollen.

Aber ich füge sogleich hinzu: Dies gilt nur von den Marmortempeln. Die Tempel aus Tuff, Kalk- und Sandstein stehen unter ganz anderen Gesetzen und Verhältnissen. Die Säulen und Wände dieser Tempel waren ursprünglich allerdings bemalt.

Es war der Grundirrthum aller bisherigen Verhandlungen, daß sie die verschiedenen Tempelbauten unterschiedslos zusammenwarfen. Alle Tempel sollten entweder weiß oder alle farbig sein; an eine dritte Möglichkeit wurde gar nicht gedacht. Und doch wäre es so naheliegend gewesen, sich daran zu erinnern, daß ein anderes Material an die Kunstthätigkeit auch andere Forderungen und Bedingungen stelle und daß

daher mit der Veränderung des Baumaterials auch eine Veränderung des Baugeschmacks eintreten könne.

Die ältesten griechischen Tempel waren nicht von Marmor, sondern von Tuff, Kalk- oder Sandstein. Hier durften Säulen und Wand nicht in der Nacktheit ihres Materiales bleiben; ein Stucküberzug mußte sie vor den zerstörenden Einwirkungen von Wind und Wetter schützen. Und dieser Stucküberzug war bei der Freude kindlicher Menschen an bunten Farben wohl in den meisten Fällen roth.

Von den älteren sicilischen Tempeln war dies längst zum Theil bekannt. Kugler hätte an den unzweifelhaften Spuren rother Färbung, die in dem Stucküberzuge der Säulen in Girgenti und Selinunt gefunden sind, nicht so flüchtig vorübereilen sollen. Die Bauart dieser sicilischen Tempel ist viel zu fein und ausgebildet, als daß man hier diese Färbung ohne Weiteres als provinziellen Auswuchs bei Seite werfen dürfte. Aber — was das Wichtigste ist — auch die alten Bauwerke des eigentlichen Griechenland zeigen ganz denselben rothen Stucküberzug an Säule und Cellawand.

Wenn man durch die jetzige kleine Eingangsthür in die Akropolis zu Athen eintritt und, die Propyläen einmal rechts liegen lassend, an dem Postament vorüberschreitet, auf dem die Reiterstatue des Agrippa stand, so stoßen wir auf wüst umherliegende Säulentrümmer von Tuff (Poros), die wahr-

scheinlich zu demselben alten Tempel der Akropolis gehören, dessen Ulrichs in seinen Reisen und Forschungen S. 86 Anm. 14 Erwähnung thut. Diese Säulen sind ganz und gar mit rothem Stuck überzogen. In einzelnen Cannelirungen ist dieser Ueberzug noch vollständig erhalten.

Auch die Tempelruine von Korinth, einer der ältesten griechischen Tempel, ebenfalls aus Tuff, hat an den Säulen ganz dieselbe rothe Stuckbekleidung. Kugler glaubte diese Thatsache bezweifeln zu dürfen, weil bis jetzt Stackelberg der Einzige gewesen ist, der (der Apollotempel zu Bassä S. 24, Anm. 33) sie ausdrücklich berichtet hat. Kugler hat Unrecht. Ich habe mir diese Säulenreste sehr sorgsam angesehen, und muß Stackelberg's Bericht durchaus bestätigen. Stackelberg spricht von einer Nachahmung des Granit; es genügt zu wissen, daß die Färbung intensiv roth ist.

Ich bürge für die Unbefangenheit dieser Beobachtung, denn ich habe sie ganz unabhängig von Stackelberg gemacht; erst später habe ich ersehen, daß diese Farbenreste überhaupt in Frage gekommen seien. Auch Göttling erwähnt in seinen gesammelten Abhandlungen, die von seiner ersten griechischen Reise Bericht erstatten, S. 129, diesen farbigen Ueberzug. Das Roth der Säulen ist hier also ebenso gesichert, wie oben an den Säulen des alten athenischen Tempels.

Und an diese sicheren Thatsachen in Betreff der Säulen schließen sich ebenso sichere Thatsachen in Betreff der Cellawände.

Auch der Athenetempel zu Aegina ist aus gewöhnlichem Stein erbaut; nur das Dach und der Kranz des oberen Gesimses waren von Marmor. An den Säulen haben sich keine Farbenspuren erhalten, obgleich an ihnen, nach Maßgabe der eben besprochenen Denkmale, eine solche rothe Färbung ebenfalls vorauszusetzen ist. Dagegen war, wie Wagner in seinem Bericht über die äginetischen Bildwerke S. 218 aussagt, die Cella des Tempels zinnoberroth, und von innen waren die Mauern derselben mit einem dünnen Kalkbewurf überzogen, welcher glatt geschliffen und ebenfalls roth angestrichen war.

Wer möchte nach solchen Thatsachen noch länger an der unbedingten Weiße aller griechischen Tempel festhalten?

Die Lösung dieser vielverwickelten Streitfrage ist also sehr einfach. Die alten Tufftempel waren farbig, weil das Material die Farbe erforderte; die Marmortempel waren weiß, weil der Marmor der Farbe nicht bedarf und zu stolz ist, als daß er seine eigene angeborene Schönheit mit elendem Lappenwerk überputzen möchte. Beide Parteien, die bisher aufgetreten sind, hatten in ihrer einseitigen Ausschließlichkeit Unrecht. Semper hat Unrecht, wenn er sagt, die spätere Marmorarchitektur habe mit der älteren Ueberlieferung nicht zu brechen gewagt, und Kugler hat Unrecht, wenn er von der Beschaffenheit der Marmortempel ohne Weiteres auf die Beschaffenheit der alten Tufftempel zurückschließt.

Nun wird auch klar, wie Pausanias (I, 28, 8) von einem rothen und grünen Gerichtshof sprechen kann. Pausanias zählt, nachdem er die Merkwürdigkeiten des Areopag geschildert hat, die übrigen athenischen Gerichtshöfe auf und unter diesen stellt er vier obenan, das Parabyston (das Versteckte), das Trigonon (das Dreieck), das Batrachion (das Grüne), und das Phoinikion (das Rothe). Pausanias setzt ausdrücklich hinzu, der erste Gerichtshof habe seinen Namen von seiner versteckten Lage, der zweite von seiner äußeren Gestalt, der dritte und vierte aber von seiner Farbe. Ist es denn da noch erlaubt, sich gegen den klaren Wortsinn eigenlaunig zu sträuben und mit Kugler und Raoul=Rochette jene Farben nur auf Ornamente, gewissermaßen nur auf das Schild dieser Gebäude zu beschränken? Wir unsererseits lernen aus dieser Nachricht des Pausanias nur eine neue wichtige Thatsache. Nämlich die: daß, ob zwar Roth als die stolzeste Farbe am gebräuchlichsten sein mochte, nichtsdestoweniger auch andere Farben Anwendung fanden. Und wir dürfen diese Thatsache nicht einmal nur auf profane Baulichkeiten beschränken. Auch Tempel scheinen zuweilen vom Roth abgewichen zu sein. Im dorischen Tempel zu Metapont, der ebenfalls aus rohem Kalktuff gebaut ist, ist nach dem Bericht des Herzogs von Luynes die äußere Cellawand mit gelblichem Stuck überzogen. Die Säulen sind natürlich von derselben Färbung gewesen.

Und jetzt haben wir auch den einzig richtigen Schlüssel zur Deutung jenes vielbesprochenen Orakelspruches, den, nach

Herodot's Erzählung (III, 57), die Pythia den Siphniern ertheilte. Die Siphnier, sich ihres blühenden Wohlstandes freudig bewußt, verlangen vom delphischen Orakel Auskunft, ob ihr Glück auch festen Bestand haben werde. Das Orakel antwortet:

„Doch wenn in Siphnos weiß erst wird das heil'ge Gemeinhaus,
Weiß erst schimmert der Markt: thut Noth ein sich'rer Berather,
Sich zu versichern der hölzernen Schaar und des röthlichen Herolds."

Siphnos erhielt bald einen argen Stoß. Die Samier griffen es an, besiegten es und erpreßten hundert Talente. Dabei ging das Orakel allerdings in Erfüllung; Agora und Prytaneion waren weiß in dieser Unglückszeit. Und wie waren sie es geworden? Herodot sagt ausdrücklich: die Siphnier hatten damals Agora und Prytaneion aus Marmor gebaut (*τοῖσι δὲ Σιφνίοισι ἦν τότε ἡ ἀγορὴ καὶ τὸ πρυτανήιον Παρίῳ λίθῳ ἠσκημένα*). Haben wir also hier nicht wieder dieselbe Thatsache, die wir bereits aus anderen Beweisen gewonnen haben? Jetzt, da Agora und Prytaneion aus Marmor gebaut sind, sind sie weiß; früher aber, aus gewöhnlicherem Stein bestehend, waren sie nicht weiß, sondern farbig.

Damit ist aber nicht gesagt, daß es im Alterthum gar keine weißen Tufftempel gegeben habe. Im Gegentheil! deren sind genug vorhanden. Scheint doch selbst einer der größten und gefeiertsten Tempel, der Zeustempel zu Olympia, aus

Tuff gebaut, einen weißen marmorartigen Stucküberzug gehabt zu haben!

Jedoch glaube ich sicher annehmen zu dürfen, daß diese weißen Stucktempel erst nach der Entstehung der weißen Marmortempel auftreten. Die weißen Stucktempel sind eine lügnerische Nachbildung der Marmortempel. Es waren so stolze Bauten, diese fernstrahlenden Marmorbauten! Wo also der Marmor nicht leicht zu haben war, oder wo ein Marmorbau zu kostspielig schien, da baute man aus gewöhnlichem Stein, überzog diesen aber weiß, um wenigstens den Schein des Marmors hervorzubringen. Und damit dieser Stuck immer weiß sei, weil er nur in dieser Weiße den Schein des Marmors hat, so war man darauf bedacht, ihn von Zeit zu Zeit zu erneuen. Livius (XL, 51) sowohl wie Cicero (in Verrem Act. II, lib. I, 55) erzählen uns von Tempeln, die neu geweißt wurden.

Erst die römische Kaiserzeit, verlockt durch die buntfarbigen Marmorarten Asiens und Aegyptens, kehrt zur Farbigkeit der alten Tuffarchitektur zurück. Im Marmor aber wird diese Farbigkeit, die bei dem Tuff eine von der Natur dieses Steines geforderte Nothwendigkeit gewesen war, zum geckenhaft geschmacklosen Spiele. Alle Zeiten des Verfalles suchen durch äußere Pracht zu ersetzen, was dem inneren Gehalte abgeht. Das neue Berliner Museum gleicht den römischen Kaiserbauten in erschreckender Aehnlichkeit. Es ist in solchen Fällen

nicht auf das Schöne abgesehen, sondern nur auf das Prunkende und Pomphafte.

Ich bekenne, daß ich mir einbilde, durch diese scharfe Unterscheidung zwischen Tuffbau und Marmorbau die Frage über die Farbigkeit der alten Tempel im Wesentlichen gelöst zu haben. Und ich werde in meiner Ansicht bestärkt, da sich mir in der Geschichte der Plastik die Frage nach der Farbigkeit der alten Bildwerke ganz ungesucht durchaus in derselben Weise gliedert.

Hier haben wir ebenfalls wesentlich zwei Stufen. Die alten Holzbilder waren über und über bemalt; das verlangte die Natur des Holzes. Größtentheils mochte dies wohl auch mit den ältesten Terracotten der Fall sein; wir haben Beispiele solch gänzlicher Bemalung besonders in etruskischen Funden. Es sind Götzenbilder, und wir wissen es von den Götzenbildern aller Völker und Zeiten, diese können in der Farbe gar nicht derb genug sein. Jedoch mit der Entstehung der sogenannten Akrolithen tritt sogleich ein reinerer Sinn ein. Kopf, Hände und Füße sind in diesen von Marmor; der malerische Drang der Plastik genügt sich hier in dem einfachen Gegensatz des Organischen und Unorganischen; nirgends rohe Naturnachahmung mit der Absicht sinnlicher Täuschung. Das Haar ist vergoldet, wie das Gewand; nur Augenbrauen, Augen und Lippen, auch von der Natur durch besondere Färbung hervorgehoben, erhalten einen scharf ausgeprägten Localton.

Als dann später aus den Akrolithen sich die vollen Marmorwerke herausbildeten, blieb das Gesetz der Bemalung durchaus dasselbe. Betrachten wir die Stele des Aristion mit dem ehrenfesten Marathonkämpfer im Theseion zu Athen oder die berühmte herkulanische Diana, so sehen wir auch hier nur Haar, Auge und Lippe, und den Schmuck der Waffen und Gewänder durch Farbe bezeichnet; die Gestalt wirkt nur als Gestalt, nur als reine Form für sich; nirgends die mindeste Spur vom Streben nach Carnation. Alles, was wir von der kostbaren Technik der Chryselephantinen wissen, setzt außer allem Zweifel, daß auch die Chryselephantinen hierin völlig mit der Marmortechnik übereinstimmen. Das Elfenbein der Athene Parthenos muß auf der trocknen Akropolis durch Wasseranfeuchtung, das Elfenbein der Zeusstatue in dem feuchten Olympia dagegen durch Oelung frisch erhalten werden; es mußte also an beiden Orten ungefärbt sein. Die Augensterne — *τά μέσα τῶν ὀφθαλμῶν* — waren von strahlendem Stein. Haar und Bart vergoldet, der Saum des Gewandes bemalt. Die gemalten Bilder, die Pausanias bei der Beschreibung der Zeusstatue zu Olympia erwähnt, waren nur an der Brustwehr, die die Statue einfaßte.

Wir sehen also auch hier die durchgreifende Einwirkung des Materials. Wie auch die Aegypter nicht Bilder aus Granit oder Porphyr, sondern nur Bilder aus Holz, Kalk- und Sandstein bemalten, so haben auch die Griechen erst mit der Anwendung des Marmors und des dem Marmor verwandten Elfenbeins

das reine Kunstgesetz gefunden, von dem die griechische Plastik nachher niemals wieder abging. Und zwar ist dieses Gesetz durchaus dem Gesetz der Marmortempel entsprechend. Wie im Marmortempel der eigentliche Körper des Tempels weiß ist und nur einzelne Baustücke, wie Metopen, Triglyphen und Dach- und Deckenornamente, ihre besondere Bedeutung durch Färbung besonders hervorheben, theils um die reine Wirkung des einfachen Weiß durch den lebendigen Gegensatz zu beleben, theils um dem Bildwerk, das sich auf sie aufsetzt, einen wirksamen Hintergrund zu sichern; so ist auch hier in der Plastik der Körper als Körper durchaus rein und einfarbig; nur einzelne Theile des Gesichts, die auch in der Naturgestalt des Menschen durch besondere Färbung sich scharf von der fleischigen Grundfarbe absondern, sind besonders hervorgehoben. Und der volle Gebrauch der Farbe tritt nur im Gewand ein, das allerdings nicht blos in den Säumen, sondern zuweilen, wie selbst im Panathenäenzuge des Parthenon, in seinem ganzen Umfange bemalt ist. Der Schmuck der Farbe bezeichnet eindringlich das Gewand als Schmuck und trennt es scharf ab von der tiefen Formenbedeutsamkeit des Körpers. Und Kränze, Diademe, Waffenstücke und symbolische Attribute von vergoldetem Metall thun dann das Ihrige, das Hinüberneigen der Plastik in das lebendige Leben zu verstärken, wie die eroberten Kriegsschilde, die man an den Architrav des Tempels befestigte, die ideale Welt des Bauwerks mit der wirklichen Welt verbanden.

Und wir dürfen nicht befürchten, daß die Erzplastik dieses reine Kunstgesetz durchbrochen habe. Die Erzstatue war ja von Hause aus durch ihr Material von aller künstlichen Farbenwirkung entfernter. Wir sehen daher auch hier nur Augen, Lippen und Haare, und hie und da die Gewandung durch Gold oder Silber und Edelstein aus der einfarbigen Grundfläche herausgehoben; an täuschende Naturnachahmung aber ist so wenig zu denken, daß die Lippen z. B. immer nur mit weißem Silber plattirt sind. Wenn daher uns die Anekdoten der Kunstgeschichte von der sonnverbrannten Haut der Athletenstatuen, von der Schamröthe auf den Wangen des Athamas, von der Todtenblässe im Angesicht der Jokaste, ja selbst von der Röthe in den Wangen der lemnischen Athene von Phidias erzählen, so mögen uns diese Anekdoten zwar einen lebendigen Begriff von der wunderbaren Kunst der Erzmischung und deren theilweiser Entartung geben, zum großen Theil aber müssen wir sie auch, wie die Schilderungen des Kallistratos, gar sehr der rhetorischen Uebertreibung zeihen. Auch die Alten legten bereits einen hohen Werth auf den feinen grünen Ton der durch Oxydation hervorgebrachten Patina; es ist dies die nobilis aerugo des Horaz. Wie konnten sie das, wenn sie vom Erze sinnliche Täuschung verlangten?

Wirkliche Bemalung dürfen wir also nur in der alleraltesten Zeit annehmen; in der reiferen Zeit niemals. Auf eigentlich malerische Wirkung der Farbe ist es weder bei dem Tempel noch in der Statue abgesehen. Vielfarbige Plastik

ist, wie vielfarbige Architektur, lediglich ein Erzeugniß der mehr pracht= als kunstliebenden Römer. Solche verderbte Geschmacksrichtungen können aber nicht in Betracht kommen, wenn es gilt, die ewigen Musterbilder aller Kunstschönheit in ihrem innersten Wesen zu ergründen.

Die Ebene von Argos.

Nauplia, 21. April.

Ich schreibe Dir von hier aus, weil morgen das Post-schiff nach Athen geht. Dies ist für einige Wochen der letzte Brief. Im Inneren des Peloponnes hört alle Verbindung mit der gebildeten Welt auf.

Was ist in diesen letzten Tagen Alles an mir vorüber-gezogen, was für großartige Landschaften und was für ge-waltige geschichtliche Erinnerungen! —

Sogleich hinter Korinth verließen wir das Meer. Wir ritten am dürftigen Flußbett des Asopos entlang, zwischen kahlen steinigen Bergen. Unversehens öffnet sich ein freund-liches Thal; auf einer kleinen Anhöhe liegen die Trümmer von der Akropolis des einst „wohlgebauten" Kleone. Bald steigt der Weg wieder in die Höhe, er führt uns über den wüsten Bergrücken des Treton. Dann hinunter in's Thal von Nemea. Die Seitenwände des Treton sind von einer

Unmasse von Höhlen durchlöchert, die im Winter durch jäh herabstürzende Bergbäche gebildet werden. In einer dieser Höhlen hauste der berühmte Nemeische Löwe, dessen Erlegung die alte Sage unter die größten Thaten des Herakles zählt. Die heutige Mythenerklärung erblickt in dieser That des Herakles nur die mythische Spiegelung einer geregelten Dämmung und Leitung der wildzerstörenden Regenwässer. Der Nemeische Löwe ist der Sohn des Typhon, des Unwetters.

Das Thal von Nemea, rings von milden Berghöhen umsäumt, ist von einer fast melancholischen Einsamkeit. Schweigsam blicken uns die drei dorischen Säulen des alten Zeustempels entgegen, die einzigen Ueberreste der alten Herrlichkeit. Sie sind schlank, weit von einander gestellt, in ihren Formen bereits matt und verschwimmend; sie gehören offenbar schon einer verfallenden Zeit an. Vom Stadion der festlichen Spiele und vom Grabmal des mythischen Opheltes, zu dessen Todesfeier diese Spiele gefeiert wurden, zeugen nur noch übereinandergeschichtete Trümmerhaufen; auch von dem grünen Cypressenhain, den hier noch Pausanias sah, und der der stillen Abgeschiedenheit des Thales so entsprechend war, sind alle Spuren verschwunden. Hie und da sprossen nur vereinzelte Oelbäume. Ein griechischer Bettelmönch in seiner langen Kutte wandelte bedächtig am Wege nach dem nahegelegenen Dorfe von Hagios Georgios vorüber. Sonst nirgends ein menschliches Wesen. Nur zahlreiche Frösche, die in der sumpfigen Niederung nisten, erfüllen die Luft mit ihrem eintönigen Gequake.

Vor uns lagert in mächtiger Ruhe der schöngeformte Apesas. Der Apesas ist ein Berg von 2700 Fuß Höhe. Sein langgestreckter Kamm ist oben künstlich abgeplattet zu der Form eines Altars. Dieser war ein Heiligthum des Zeus Apesantios. Bereits Perseus soll es errichtet haben. Wir haben hier bei den ältesten Griechen dasselbe religiöse Gefühl, das wir bei allen Naturvölkern finden; auf den Bergen fühlen sie sich den hochthronenden Göttern näher.

Enge Bergschluchten führen von hier nach Mykene.

Mykene liegt am Abhange eines rauhen Bergkegels, der Euböa heißt. Die alte Stadt, die bei Homer die weiträumige genannt wird, hat sich an diesem amphitheatralisch hinaufgezogen; zum Theil kann man noch die Spuren der alten Mauern verfolgen. Noch innerhalb der Stadt lagen, wie Pausanias berichtet, die Grabmale des Agamemnon und der Getreuen, die mit Agamemnon von Troja zurückkamen und vom Aegisthos bei einem Mahle erschlagen wurden; und ebenso das Grab der Elektra. Höher hinauf liegt die Burg, rings umfestigt von den gewaltigsten cyclopischen Mauern. Die Lage dieser Burg ist herrlich. Durch vorspringende Bergkuppen versteckt, beherrscht sie „sehend ungesehen“ die ganze argivische Ebene, Argos, mit der hochragenden Feste Larissa, Nauplia mit dem gewaltigen Palamidi, die Ruinen von Tiryuth, den schwungvoll gebogenen Golf mit dem blauschimmernden Spiegel des Meeres, und die schroff aufsteigenden Berge Lakoniens.

Noch stehen die gewaltigen Mauern der Burg, allen Stürmen der Zeit trotzend, im Wesentlichen unversehrt. Sie sind aus ungeheuren Felsblöcken zusammengethürmt, die mit großer Kunst ineinandergepaßt sind und fast das Ansehen und die Unzerstörbarkeit natürlicher Felsberge haben. Sie folgen allen Biegungen und Krümmungen des Bergrückens. Der Haupteingang ist auf der südwestlichen Seite; es ist das sogenannte Löwenthor. Zwei parallele aus riesigen Felsblöcken aufgeführte Mauerarme bilden eine Thorgasse, etwa 50 Fuß lang und 20 Fuß breit. Die Seitenpfosten des Thores neigen sich in alter Weise nach oben bedeutend zusammen; über ihnen lagert ein gewaltiger Steinbalken, 15 Fuß lang und mindestens $4^1/_2$ Fuß hoch. Darüber ein wunderlich geheimnißvolles Relief mit zwei gewaltigen Löwenkörpern, von denen das Thor seinen heutigen Namen führt. Innerhalb dieses Mauerverschlusses erhebt sich nun wieder auf neuer Erhöhung eine andere mächtige Mauerumschließung. Dies war der Wohnsitz des alten Königsgeschlechtes. Darf man von der Befestigung Mykene's einen Schluß ziehen auf die Befestigung von Ilion, wahrlich! da versteht man es, wie die Griechen zehn Jahre lang sich vergeblich bemühten, die Burg von Ilion zu erobern, und sich zuletzt ihrer nur durch List bemächtigen konnten.

Es ist ein ganz wundersames Gefühl, mit dem wir unter den Trümmern dieses uralten Atridensitzes umherwandeln. Kein anderes Denkmal des Alterthums hat auf mich

diesen tief ergreifenden Eindruck gemacht, wie diese Mauern und dies Thor von Mykene, durch das einst Perseus, Atreus und Thyestes, Agamemnon, Iphigenia, Aegisth und Klytämnestra, Elektra und Orest aus- und eingingen. Jene alten sagenhaften Gestalten, die wir bisher nur im Zauberspiegel der epischen und tragischen Dichtung erblickten, werden uns hier plötzlich zu leibhaftig geschichtlicher Wahrheit. Wir sehen sie in der Noth und Angst ihres wechselvollen Schicksals. Körperlich greifbar steht eine Zeit vor uns, die über alle Geschichte hinausreicht. Ernst Curtius sagt in seiner vortrefflichen Beschreibung Mykene's: „Homer's Gesänge sind es, die diesen stummen Mauern die Weihe des Ruhmes geben, und diese Mauern wiederum sind die wahrhaftigen Zeugen Homer's; sie beweisen uns, daß es einen Agamemnon gegeben hat und viele Tapfere vor ihm."

Zuletzt aber kehren wir immer wieder zu dem Löwenthor zurück. Unwiderstehlich reizt uns jenes geheimnißvolle Bildwerk, das in Form eines Giebeldreiecks den architektonischen Abschluß der Thoröffnung bildet. So weit unsere Kenntniß der alten Kunst reicht, ist es unter allen Bildwerken Europa's das älteste; europäisch aber ist es, denn der Stein, aus dem es gearbeitet ist, ist zwar etwas feinkörniger als die Baustücke der cyclopischen Festungsmauer, aber doch durchaus von derselben fahlgrauen Farbe, und ohne Zweifel in den Bergen der Umgegend gebrochen. Zwei Löwen, oder genauer ausgedrückt, zwei Löwinnen heben sich, einander gegenüberstehend, in

feinem Relief aus der Grundfläche ab; die Bildung ihrer Körperformen ist frei und lebendig; Knochen und Adern und Muskeln sind, wie dies bei allen ältesten Kunstwerken Brauch ist, mit scharfer Naturwahrheit bezeichnet; die Köpfe, die jetzt fehlen, sprangen offenbar in voller Rundung aus dem Relief heraus und fletschten Dem, der in die Burg eintreten wollte, trotzig abwehrend die Zähne entgegen. Diese Löwen sind Wappenhalter; auch auf einem alterthümlichen korinthischen Bildwerke, auf dem Kasten des Kypselos, hatte, wie Pausanias (V, 19, 1) beschreibt, Agamemnon einen Löwenkopf auf dem Schilde. Mitten zwischen diesen beiden Löwen steht, ebenfalls in Relief, eine runde uralte Säule, unten schmaler als oben, also nicht, wie alle anderen griechischen Säulen, sich aufwärts, sondern umgekehrt nach unten verjüngend; das Capitell derselben trägt zwischen zwei Querplatten vier nebeneinanderliegende Kugeln. Und was ist der Sinn dieser räthselhaften Darstellung? Es kann kaum ein Zweifel sein, daß, wie Gerhard in den Mykenischen Alterthümern, Berlin 1850. S. 10 treffend dargelegt hat, diese Säule mit ihren krönenden Kugeln das Sinnbild des Apollo Agyieus, d. h. des Apollo als Thorschützers ist. Elektra wendet sich in ihren Gebeten bei Sophokles (Vers 1345) vor Allen an den Apollo als den schützenden Gott des Hauses. Aber allerdings ist diese Erklärung noch nicht vollständig. Löwen und Säule nämlich stehen auf einem Sockel von so seltsamer Form, daß wir uns vergebens bemühen, die künstlerischen oder religiösen Motive derselben zu ergründen. Wie Du aus der beifolgenden Zeich-

nung ersiehst, setzen die Tatzen der beiden Löwen und die Säule des Apollo auf je einen viereckigen Würfel auf. Diese Würfel, in ganz gleichen Abstandsweiten von einander abstehend, ruhen auf einem Querbalken, dessen Höhe der Höhe der Würfel gleichkommt. Dieser Querbalken seinerseits ruht dann wieder auf zwei kurzen Untersätzen, die an beiden Seiten sichelförmig ausgehöhlt sind. Diese Untersätze stehen dann schließlich auf einem neuen Querbalken, der der Grundstein des Ganzen ist. Und damit das ohnehin Unerklärliche erst recht unerklärlich werde, geht durch den oberen und unteren Querbalken, wie durch die zwischen den beiden sichelförmigen Aufsätzen liegende Oeffnung ein tiefer Riß, der jedenfalls absichtlich mit einer Steinsäge geschnitten ist. Er ist zu sauber, zu geradlinig und in seinen beiden Endpunkten zu sicher abgezirkelt, als daß hier an ein Erdbeben oder an irgend einen anderen gewaltsamen Zufall gedacht werden könnte. Dieser Sockel ist von Gerhard unerklärt geblieben, und auch Ernst Curtius, der Gerhard's Erklärung annimmt, hat keinen Versuch gemacht, diese Lücke zu ergänzen. Göttling in seinen gesammelten Abhandlungen (S. 52 ff.) nimmt die Säule für eine Herme oder vielmehr, das Capitell mit eingeschlossen, für einen vierköpfigen Hermes; den Sockel aber nimmt er für die Darstellung eines Thores, wie Hermes ja oft als Bildwerk über alten Thoren throne; der Sägenschnitt theile das Thor in zwei Hälften; diese seien die beiden Thorflügel.

An diese scharfsinnige Erklärung glaubte ich, bevor ich das zu erklärende Bildwerk selbst sah; jetzt, nachdem ich es gesehen habe, weiß ich, daß sie falsch ist. Sie beruht auf einer irrthümlichen Voraussetzung. Göttling hatte sich in seiner Erinnerung getäuscht; er hatte geglaubt, jener wunderliche Sägenschnitt ende mit der Höhe der vermeintlichen Thürflügel, und so war es freilich erlaubt, den darüberliegenden Querbalken als Hyperthyron, als Thorbalken zu fassen. Gestern haben wir gesehen, daß dieser obere Querbalken ebenfalls durchschnitten ist; er ist also kein Thorbalken, und damit fällt das Thor ganz von selber. Mir scheint es nutzlos, jetzt lange über dies Reliefbild zu grübeln. Eine wirkliche Lösung des Räthsels ist nicht möglich, bevor wir nicht eine ausgebreitetere Kenntniß der persischen, phönizischen und lycischen Kunstwerke haben. Die alte Sage läßt die Cyclopen, die als die Erbauer des benachbarten Tiryns genannt werden, ausdrücklich aus Lycien kommen. Und Euripides ebenfalls scheint im rasenden Herakles (Vers 945) auf phönizischen Ursprung hinzuweisen.

Weiter unten, außerhalb der Burg, im Bezirk der eigentlichen Stadt gelegen, ist jener großartige unterirdische Gewölbbau, den die Alterthumsforscher bald als das Grab des Agamemnon, bald als das Schatzhaus des Atreus bezeichnen.

Ein acht Fuß breites Thor, in seiner ganzen Bauart dem Löwenthore sehr ähnlich, führt in ein gewaltiges kreisförmiges

Gewölbe. Dies Gewölbe hat 49 Fuß Höhe und 48 Fuß Durchmesser und ist aus 34 übereinandergeschichteten Mauerringen aufgeführt. Diese einzelnen Mauerringe, aus gewaltigen Steinschichten gebildet, verengen sich nach oben immer mehr und mehr; der oberste Ring wird zuletzt so eng, daß ihn ein einziger gewaltiger Steinblock als der Schlußstein des Ganzen ausfüllt. Man hat die Gestalt dieses Gewölbes nicht mit Unrecht mit der Gestalt eines Bienenkorbes oder eines umgestürzten Trichters verglichen. Die Kuppel ist so kühn und gewaltig, daß sie uns unwillkürlich an die Kuppel des römischen Pantheon erinnert. Die Steine waren, wie die eingebohrten Nagellöcher und gefundene Erzplatten sicher bekunden, über und über mit glänzendem Metall bekleidet. Rechts führt eine kleinere, aber dem Hauptthore ähnliche Thür in ein dunkles viereckiges Gemach, das in den lebendigen Felsen gehauen ist. Nach Curtius' Angabe ist es 27 Fuß lang, 20 Fuß breit und 19 Fuß hoch.

Die Bestimmung dieses Doppelgewölbes ist streitig. War es ein Grab oder eine Schatzkammer oder, wie Manche wollen, Beides zugleich? Ich meinerseits kann mir aus der Beschreibung des Pausanias und aus der Vergleichung mit der von Pausanias ausführlicher geschilderten Schatzkammer des Mynias in Orchomenos nur den Begriff einer Schatzkammer herauslesen; obgleich nicht zu leugnen ist, daß namentlich in Etrurien Gräber gefunden sind, die mit diesem vermeintlichen Grabe des Agamemnon viel Aehnlichkeit haben.

Auch in dieser Frage müssen wir das entscheidende Ergebniß späterer Ausgrabungen abwarten.

In der Nähe liegen noch ähnliche Hügel, die unbedingt die von Pausanias erwähnten Grabmale umschließen. Wann kommt die Hand, die diese alten Denkmale bloßlegt?

Unten am letzten Ende des Berges haben sich jetzt einige troglodytische Hütten angenistet Ein Krug Wasser, um den ich die armen Leute bat, war so schmutzig, daß ich daraus nicht zu trinken vermochte. Das ist das traurige Jetzt des einst so „goldreichen" Mykene. Diese Leute sprachen vom „heiligen" Agamemnon. So übersetzen sie sich die altgriechische Mythologie in die christliche, um mit ihr einen Begriff verbinden zu können. An einem anderen Orte hörte ich einmal, wie Gott Hermes sich gefallen lassen mußte, als König Jeremias zu paradiren.

Bei der herrlichsten Abendbeleuchtung ritten wir durch die schöne weite Ebene nach Argos; die hohen Burgen von Argos und Nauplia und dazwischen die unendliche Fluth des Meeres immer im Angesicht. Wir kamen über die sagenberühmten Flußbetten des Charadros und Inachos. Sie waren wasserlos, obgleich wir noch zeitig im Frühjahr sind und in den letzten Wochen heftige Regengüsse hatten. Keine Ebene des wasserarmen Griechenlands ist so wasserarm, wie die von dürren Kalksteinbergen umgebene Ebene von Argos. Schon von

Homer wird Argos das durstige Argos genannt. „Die vielen Schluchten und Spalten schlürfen," wie E. Curtius schön sagt, „gierig den herabströmenden Regen auf, er strömt schnell über den harten Boden hinweg und das dürstende Land lechzt immer von Neuem nach Erquickung." Verstehst Du jetzt die sinnige Sage von den Töchtern des Danaos, die immer und immer Wasser in das Faß schöpfen, und deren Arbeit nie endet, weil das Faß einen durchlöcherten Boden hat? Und so sind unzählige Mythen lediglich aus der Natur des Landes erklärbar. Dort am westlichen Saume der Küste liegt Lerna, das den zuströmenden Bergbächen keinen Abfluß bietet und daher schon in der ältesten Zeit entsetzlich versumpft war. Hier hast Du das Seitenstück zum nemeischen Löwen: Die lernäische Hydra ist der lernäische Sumpf. Herakles kämpfte mit der Hydra. Schlug er ihr einen Kopf ab, so wuchsen ihr immer zwei neue, und nur mit der entsetzlichsten Mühe gelang es, auch dies Ungethüm zu bewältigen. Und so ist es auch mit dem Stall des Augias.

Argos ist ein hübscher freundlicher Ort, soweit niedrige Lehmhütten ein freundliches Ansehen gestatten. Im Khane, in dem wir schliefen, mußten wir oben die Ziegellücken mit Tüchern und Decken verstopfen, um uns nur einigermaßen vor dem Zugwinde zu schützen. Heute früh durchstreiften wir die Stadt und deren nächste Umgebung. In der Stadt selbst sind noch einige Reste alter cyclopischer Mauern. Besonders schön aber, landschaftlich sowohl wie architektonisch, ist das

Theater, dessen in drei Abtheilungen gegliederte Sitzreihen am Fuße der dem Meer zugekehrten Seite der hohen Larissa in den natürlichen Fels gehauen sind. Oben auf der Larissa selbst, der alten mächtigen, von den Pelasgern erbauten Akropolis, sind noch gewaltige cyclopische Mauern und alte Cisternen. Lockender aber als alle Alterthümer ist die unvergleichliche Landschaft; der Blick auf die mächtigen Berge von Nauplia und Lakonien, und auf die dämmernd hinschwindende Weite des unendlichen Meeres! —

Nach einem Ritt von anderthalb Stunden waren wir in Tirynth.

Tirynth ist eine der allerältesten Städte Griechenlands, obschon nicht so alt wie die argivische Feste Larissa. Die Sage macht sie zur Wiege des Herakles. Die Akropolis, von der allein noch Reste vorhanden sind, liegt auf einem Hügel, der schwerlich viel über dreißig Fuß hoch und nur wenige hundert Schritte von der offenen Seeküste entfernt ist. Diese unsichere Lage gebot also die höchste Kunst der Befestigung. Und wahrlich! die Mauern von Tirynth sind in dieser Hinsicht das Großartigste in der ganzen Welt. Selbst der sonst so trockene Pausanias wird hier begeistert und ärgert sich, daß die Griechen, gewohnt, mehr das Ausländische als das Heimische zu bewundern, immer nur von dem Wunderwerke der ägyptischen Pyramiden sprächen, da doch das Schatzhaus von Orchomenos und die Tirynthischen Mauern durchaus dieselbe Bewunderung

verdienten. Schon Homer legt Tiryuth das preisende Beiwort τειχιοέσσα bei; ein Ausdruck, der nicht „mauerreich," sondern „wohlummauert" bedeutet.

Cyclopisch nannten die späteren Griechen diese ältesten Mauern, weil sie selbst die Möglichkeit ihrer Entstehung nicht mehr begriffen und deshalb sie als das Wunderwerk eines dämonischen Riesengeschlechtes anstaunten. Geschichtlich gehören diese gewaltigen Bauten den alten Pelasgern an, jenem räthselhaften Volke des ältesten griechischen Alterthums, das schon Aristophanes scherzhaft mit den Störchen vergleicht, weil es rastlos von Ort zu Ort wandert und überall Spuren seiner unermüdlichen Bauthätigkeit zurückläßt. Deshalb werden diese Mauern mit Recht auch pelasgische Mauern genannt.

An und für sich ist der Grundgedanke dieses ältesten und ursprünglichsten Mauerbaues sehr einfach. Er besteht darin, daß die Steine, „zwar nicht unbehauen oder ungespalten, aber ungeschnitten, ungeglättet, meist vieleckig, selten rechtwinkelig, ohne Mörtel oder anderes Bindemittel, in Lagen, die von völliger Geradlinigkeit mehr oder weniger abweichen," übereinandergeschichtet und die Lücken und Zwischenräume sodann mit kleineren Steinen verdeckt und ausgefüllt werden. Dieser Bau findet sich daher fast bei allen Naturvölkern; in China, in Mexico, selbst im Elsaß sind Merkmale desselben. Was aber den pelasgischen Bau von allen derartigen Versuchen anderer Völker scharf und ganz unverwechselbar unterscheidet,

das ist die ihm ganz allein eigenthümliche Kolossalität der Massen. Diese pelasgischen Mauern haben zuweilen Blöcke, die zehn bis elf Fuß lang und fünf bis sechs Fuß hoch sind. Was setzt dies bereits für eine ausgebildete Mechanik voraus!

Ein solcher Bau ist unverwüstlich; denn je größer die Baustücke, desto mehr gleicht die Mauer dem Wuchse des natürlichen Felsens. Forchhammer hat in einer meisterhaften Abhandlung „Ueber die cyclopischen Mauern Griechenlands" die Technik dieses kunstreichen uralten Mauerbaues gleichsam wieder entdeckt; ja auf seine Anregung ist sogar in der Nähe von Kiel der, wie es scheint, gelungene Versuch gemacht worden, diese alte Bauweise in unseren handwerksmäßigen Brauch zurückzuführen.

Wie in Mykene, so verfolgen auch hier die Mauern die natürliche Form des Berges; und ebenso ist hier wie dort ein äußerer und innerer Bezirk der Akropolis. Höchst merkwürdig sind die sogenannten Galerieen. Dies sind große gewölbartige Gänge innerhalb der einzelnen Mauern, deren Wölbung ebenfalls nur durch die natürliche Verzahnung der Steine, durchaus ohne Bindemittel sich aufbaut. Zwei Galerieen sind noch ziemlich vollständig erhalten. Die größte ist 84 Fuß lang, 5 Fuß breit und etwa 12 Fuß hoch; sie liegt im innersten Mauerverschluß; eine zweite, nur wenig kleinere, ist in einer der äußeren Mauern; und wahrscheinlich waren, wie dies aus

erhaltenen Resten unverkennbar hervorgeht, fast alle Ringmauern in ähnlicher Weise ausgehöhlt. Kein Mensch weiß, wozu diese Gewölbgänge dienten. Waren sie Speicher für Waffen- und Nahrungsvorräthe? Oder waren sie Zufluchtsorte? Das Wahrscheinlichste ist, daß sie Schlupfwinkel waren, nicht sowohl zur Flucht, als vielmehr zum heimlichen Versteck, um den Feind, selbst wenn er bereits in die Festung gedrungen, noch von diesem Hinterhalte aus unversehens überfallen zu können.

Dicht unter Tirynth liegt eine Musterwirthschaft, die Capodistria anlegte. Sie ist verfallen. Nicht weit davon entfernt, auf dem Wege nach Argos, ist ein Dorf Neutirynth; freundliche deutsche Bauernhäuser, gegründet von schwäbischen und bairischen Einwanderern; auch dieses ist bereits wieder von seinen Bewohnern verlassen. Der angeschwemmte Küstengrund ist schlammig und sumpfig; die Fieberluft läßt keine dauernden Ansiedelungen aufkommen.

Eine schöne mit Maulbeerbäumen bepflanzte Straße führt nach Nauplia. Nauplia, sagt man, hat viel durch die Verlegung der Residenz nach Athen verloren; trotzdem ist es noch immer ein hübsches, für griechische Verhältnisse sehr civilisirtes Städtchen, in seinem äußeren Aussehen an die kleinen Seestädte von Mittel- und Unteritalien erinnernd. Oben auf der hochgelegenen altvenetianischen Felsfestung Palamidi thront ein deutscher Landsmann, der Hauptmann Stellwag,

ein alter Philhellene, als Festungscommandant. In dessen liebenswürdiger Familie verweilten wir einige glückliche Stunden.

Morgen geht es nach Arkadien. Leb' wohl!

Messene.

Der Tag, den ich unter den gewaltigen Mauerresten des alten Messene zubrachte, gehört zu den glücklichsten Tagen meines ganzen griechischen Reiselebens.

Wir waren über Tripolitza nach Megalopolis gegangen; von dort hieher nach Messene.

Tripolitza oder Tripolis, die Dreistadt, bezeichnet sich schon durch ihren Namen als die moderne Vereinigung der altarkadischen Städte Tegea, Mantinea und Pallantion, zwischen denen sie mitteninne liegt. Megalopolis aber ist jener großartige städtische Mittelpunkt Arkadiens, dessen Gründung von Epaminondas ausging, als dieser nach der Vernichtung von Sparta's Oberherrschaft im vierten Jahrhundert Messene wiederherstellte und Arkadien zu einem geordneten Gemeinleben führte, um Sparta ringsum mit starken und mächtigen Gegnern zu umschließen. Ueberreste von diesen alten Städten sind nicht mehr viele vorhanden; nur hie und da noch, wie namentlich

in Mantinea, die alten Ringmauern und in Megalopolis die in den Fels gehauenen Sitzreihen des Theaters, das Pausanias als das größte von ganz Griechenland bezeichnet. Alle diese Ueberreste sind auf das Genaueste erforscht und beschrieben in den „Reisen und Reiserouten durch Griechenland" von Ludwig Roß, und im „Peloponnesos" von E. Curtius; Schriften, deren ganzen Werth man erst dann gehörig zu würdigen weiß, wenn man an Ort und Stelle durch eigene Erfahrung die Schwierigkeit und Kostspieligkeit derartiger Untersuchungen kennen gelernt hat.

So habe ich also bereits ein tüchtiges Stück Arkadien durchwandert. Wer Arkadien nicht blos aus den süßlichen Erfindungen einer veralteten Schäferpoesie, sondern aus den wirklichen Thatsachen der Geschichte und Geographie kennt, der weiß zur Genüge, daß Arkadien ein ziemlich rauhes Gebirgsland ist. Der Temperaturunterschied gegen die umliegenden Küstenlandschaften ist sehr bedeutend. In den Hochebenen von Tripolitza und Megalopolis, von denen freilich die erste beinahe zweitausend, die zweite vierzehnhundert Fuß über dem Meere liegt, war gegen Ende April eine Kälte zum Erstarren; im Winter ist überall reichlicher Schneefall. Daher ist Arkadien, besonders mit dem durstigen Argos verglichen, sehr wasserreich. Die Vegetation ist eine fast nördliche. Im Alterthum waren die Berge dicht bewaldet; wilde Thiere, besonders Wölfe und Bären hausten in diesen Wäldern, wie ja der arkadischen Artemis der Bär geweiht ist; und auch

heute noch hat Arkadien wunderbar schöne uralte Eichen, Platanen und Tannen, blumenbedeckte grünende Wiesen und eine Fülle lieblich schmetternder Nachtigallen, wie deren nirgends anders so viele vorhanden sind. Als rauhes Gebirgsland galt Arkadien zwar schon im Alterthum nicht für besonders fruchtbar, aber nichtsdestoweniger hegte es den Ackerbau mit der liebendsten Sorgfalt; überall sehen wir noch an den Berghalden alte Terrassen, die davon zeugen, wie emsig jedes kleinste Stück tragbaren Ackers benutzt ward. Philopömen, den man mit Recht in dieser Hinsicht den Cincinnatus der Griechen genannt hat, verband sein Lebelang den Ackerbau mit den wichtigsten Staats- und Feldherrngeschäften. Jetzt aber ist Arkadien wieder vorwiegend Weideland. Man kann Tagelang reiten und man sieht keinen einzigen Menschen, als hie und da einen einsamen Hirten. Eingehüllt in seinen kurzen zottigen Schafpelz, den Kopf mit dem rothen, von einem weißen Tuch turbanartig umwundenen Feß bedeckt, den langen, oben in kühner Schwingung gekrümmten Schäferstock, die sogenannte Mangura, in Händen, lebt er Tag und Nacht den größten Theil des Jahres mit seinen Hunden, Schafen und Ziegen in Wäldern und Feldern, von Nichts lebend, als von selbstbereitetem Brote und Käse und dem frischen Bergquell.

Wie ganz unendlich blühender und lieblicher dagegen ist Messenien!

Messenien ist unbedingt die lieblichste Landschaft Griechenlands. Sie hat am meisten südländisches Wesen. Und fast erscheint es mir für mehr als ein blos zufälliges Spiel der Geschichte, daß gerade Aristomenes, der größte Held der großen aber unglücklichen Messenier, unter allen griechischen Helden uns am meisten an die liederberühmte Romantik des mittelalterlichen Ritterthums erinnert. Aristomenes ist der Cid der Messenier.

Der Gegensatz gegen Arkadien wird sogleich sehr fühlbar. Von Megalopolis kommend, haben wir eben die rauhen und unwegsamen Grenzgebirge der alten Kromitis überschritten, in denen die Sage den Orest, von den Eumeniden verfolgt, umherirren läßt. Da betreten wir plötzlich eine große weite Ebene, die im Süden vom Ithome, im Osten vom Taygeton und im Nordwesten vom lykäischen Gebirge begrenzt ist. Sie ist das stenyklarische Gefilde der Alten, der nördliche Anfang Messeniens. Ueberall grüne üppige Getreidefelder, durch die unser Führer in ächt griechischer Rücksichtslosigkeit mitten hindurch reitet. Diese Ebene und die rings liegenden Berge waren der hauptsächlichste Schauplatz der langen messenischen Kriege. Andania, die uralte messenische Hauptstadt, erst zu Anfang der vierziger Jahre von E. Curtius wieder entdeckt, liegt ganz in der Nähe.

Nun geht es bergauf. Wir umreiten die nördliche Seite des Ithome, des großen messenischen Berggipfels. Links das herüberragende schneebedeckte Haupt des Taygeton. Muntere Bergbäche rieseln am Wege. Wir kommen in liebliche Ge-

büsche, in denen hundertjährige Eichen, blühende Mandeln, wilde Olivenbäume, Lorbeer, Myrthen, Oleander und indianische Feigen sich bunt durcheinander verschlingen. Wir sind wie in eine andere Welt versetzt; die ganze südliche Fülle und Ueppigkeit von Sicilien und Unteritalien umgiebt uns. Jetzt macht der Weg eine rasche Wendung. Wir sind an der Südseite des Ithome. Die gewaltigen Mauern des alten Messene stehen vor dem erstaunten Blicke; ein Eindruck, so überraschend großartig, daß ihn Keiner vergißt, der ihn jemals erlebt hat.

Eine weite grüne Bergschlucht. Zur Linken der kahle, oben auf der Höhe tafelförmig abgeplattete Ithome, zwar nur 2500 Fuß hoch, aber, weil er steil aus der Ebene aufsteigt, von sehr gewaltigem Ansehen. Zur Rechten der Evan, niedriger als der Ithome; gegen dessen Kahlheit aber lieblich abstechend durch das saftige Grün der Bäume und Sträucher, mit denen er über und über bewaldet ist. Beide Berge stoßen unten am Fuße mit ihren Abhängen dicht aneinander. Und gerade in dieser Einsattlung liegt das gewaltige Hauptthor von Messene, dessen Mauern sich von hier aus bergauf und bergab über den Ithome und Evan hinziehen und die in der Mulde des Thales ausgebreitete Häusermasse der alten weiträumigen Stadt fest umschlossen.

Dieses Thor von Messene ist das schönste und mächtigste Festungswerk, das wir aus der geschichtlichen Zeit des griechischen Alterthums haben. Es ist noch vortrefflich erhalten.

Und wo etwa eine Lücke ist, da ist sie dem Auge kaum sichtbar. Das ganze Thor ist von dichtem Gesträuch und wuchernden Schlingpflanzen herrlich umwachsen. Es ist, wie Curtius in seiner Beschreibung Messene's mit Recht sagt, als träte man in eine Stadt, die erst seit Kurzem verlassen ist.

Wir stehen vor einem großartigen Rundbau. An den beiden Seiten des Einganges springen zwei viereckige Thürme vor, die einen etwa fünfzehn Fuß breiten Thorweg beschützen. Dieser führt in den inneren Hofraum. Das ist ein regelmäßiger Kreis von zweiundsechzig Fuß im Durchmesser. Noch ist der Mauerring in der Höhe von neun Steinlagen trefflich erhalten; sauber geglättete Quadern, die äußerst kunstvoll ineinander gefugt sind. Unten zuerst ein Gurt von Steinen, doppelt so lang als hoch; dann eine Schicht, in der die Höhenrichtung als das entschieden Ueberwiegende vortritt; darauf ein zweiter Gurt, in Gestalt und Höhe dem ersten genau entsprechend; dann erst die regelrecht übereinandergeschichteten Quadern, so zierlich behauen und ohne Bindemittel so fest aufeinandergelagert, daß sie wie von Natur aus zusammengewachsen erscheinen. Noch zeigen zwei Nischen an den beiden Seiten des Einganges, daß dieser herrliche Raum auch des Statuenschmucks nicht entbehrte. Ein zweiter Thorweg, dem ersten gerade gegenüber, bildet den Ausgang, der auf einem breit gepflasterten Pfade unmittelbar in die Stadt führt. Der mächtige Thorbalken, der achtzehn Fuß lang ist, ist zur Hälfte

von seinem Lager herabgestürzt. Geschäftig umrankt ihn grüner Epheu.

Die Stadtmauern laufen hinauf nach den Höhen des Ithome und Evan, dann senken sie sich wieder in's Thal herab, und stoßen dort in einem zweiten, östlich gelegenen Thor zusammen, das nur noch in wenigen Resten erhalten ist und dem Westthore wohl niemals an Großartigkeit gleichkam.

Auch diese Mauern machen den mächtigsten Eindruck. In bestimmten, wenn auch nicht überall gleichen Entfernungen sind sie von viereckigen, bei plötzlichen Biegungen wohl auch von runden Thürmen durchbrochen. Pausanias sagt von diesen Mauern: „Die babylonischen Mauern oder die memnonischen zu Susa in Persien habe ich nicht gesehen und auch Niemand gesprochen, der sie gesehen hätte; aber das weiß ich, daß die messenischen Mauern stärker sind, als die Mauern von Amphryses in Phocis, Byzanz und Rhodus, die doch für die am besten befestigten Orte gelten." Die Bewunderung steigt, wenn wir erfahren, daß diese wahrhaft riesigen Mauerwerke in sehr kurzer Zeit — Diodor sagt, in der Frist von 85 Tagen — erbaut sind. Was hatte doch selbst noch das sinkende Griechenland in politischen Dingen für eine zähe Thatkraft!

Es ist ein unendlicher Genuß, diesen Mauerwindungen eine Zeitlang über Thal und Höhe durch das dichteste Gestrüpp, von dem sie umwachsen sind, nachzugehen. Kommen

wir etwas höher hinauf auf den Rücken des Ithome oder des Evan, da ragt drohend das schneebedeckte Haupt des spartanischen Taygeton herüber. Gerade unter uns liegt der üppig grünende Thalgrund, belebt von den Dächern von Mauromati und Kloster Burkano, und in der Ferne blitzt der Wasserspiegel des messenischen Golfs auf.

Die Stadt selbst ist fast spurlos verschwunden. Nur die Mauerreste eines Tempels, die Trümmer des Stadion und einzelne Stufenreihen des Theaters sind noch vorhanden. Hie und da auch Gräber, zum Theil sogar halb geöffnet. Ein Sarkophagrelief, das eine Eberjagd darstellt, ist ohne sonderlichen Kunstwerth. Diese Trümmer liegen alle ziemlich nahe zusammen. Der Haupttheil der Stadt hat sich offenbar an der Berglehne, die unter dem heutigen Mauromati liegt, amphitheatralisch hinaufgezogen.

Mauromati ist eine Ortschaft von einigen wenigen dürftigen Hütten. Dort übernachteten wir. Die ganze Bevölkerung, Männer und Frauen und Kinder, umdrängte uns; Einzelne, um uns alte, aber größtentheils ziemlich werthlose Münzen zum Kauf anzubieten, die Meisten aber aus reiner und unverhehlter Neugier. Es ist doch überall derselbe kräftige Menschenschlag und dieselben bunten farbenprangenden Trachten. Der Inhaber des Khan ist der Pappa, d. h. der Geistliche des Ortes; ein junger Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, mit langem schwarzem Barte und einem sehr

gutmüthigen, aber fein geschnittenen, fast an das griechische Profil erinnernden Gesichte. Er war sehr zuthulich zu uns und zeigte uns mit Stolz seine Bücher. Es waren ein paar in Athen und Venedig gedruckte Gebetsammlungen und Liturgien. Nicht einmal ein neues Testament war darunter.

Ein deutscher, ja selbst ein italienischer Dorfpfarrer würde sich doch wundern, wenn er zufällig einmal einem solchen griechischen Amtsgenossen begegnete. Gymnasial- oder gar Universitätsbildung ist bis jetzt für einen solchen Geistlichen durchaus nicht erforderlich; sein ganzes Wissen und Können besteht im nothdürftigen Lesen und Schreiben und im näselnden Absingen der vorgeschriebenen Kirchengesänge. Dies erlernt er, indem er einige Monate zu einem anderen Pappa in die Lehre geht. Der Pfarrer und die Pfarrerin treiben bäurische Feldarbeiten, wie alle übrigen Bauern; sie unterscheiden sich von den Anderen nur dadurch, daß ihr Haus meist zugleich der Khan des Dorfes ist.

Wer sollte es für möglich halten? Unser Pappa hatte noch niemals eine Uhr gesehen, und war ganz erfreut, als er zufällig die Uhr unseres Führers bemerkte. Diese Griechen sind so einfach und ursprünglich, daß sie die Zeit einzig nach dem Höhenstande der Sonne messen. Eine Uhr ist das beneidete Vorrecht der Franken. Ein vielgesungenes Volkslied hat den Refrain:

„O Mädchen, feurig lieb' ich Dich; O Mädchen, lieb' auch mich!
Mein kleines Herz pickt ruhelos, wie eine Frankenuhr;
Verschmäht den Schlüssel Deine Hand, so steht's ersterbend still."

Lord Elgin schenkte den Athenern zum Ersatz für die geraubten Parthenonswerke eine Thurmuhr. Noch heute kann sich außer Athen nur Livadia in Böotien eines solchen Besitzthumes rühmen. Früherhin trat auch Tripolitza in die Schranken. Jetzt aber ist die Uhr von Tripolitza schadlos geworden und wird schwerlich jemals wieder in Stand gesetzt. Es müßte ja zu diesem Behufe ausdrücklich ein Uhrmacher aus Athen geholt werden.

Solche Züge beweisen am deutlichsten, wie ganz entsetzlich weit die heutigen Griechen noch immer selbst von den gewöhnlichsten und alltäglichsten Formen und Sitten der gebildeten Welt entfernt sind. In heutiger Zeit kann man solche Zustände nicht mehr patriarchalisch nennen, sie sind barbarisch.

Und diese Barbarei wirkt doppelt niederschlagend angesichts jener schönen und gewaltigen Bauwerke, der schweigenden und doch so beredten Zeugen einer hochgebildeten Vergangenheit!

Unwillkürlich mußte ich an die tiefempfundenen Worte zurückdenken, mit denen Pausanias den Verfall von Megalo-

polis beklagt und die ich erst gestern in Megalopolis selbst las. Er sagt: „Wenn Megalopolis, das mit allem Eifer und dem größten Glücksvertrauen der Griechen von den Arkadiern gebaut ward, jetzt alles Schmuckes und des alten Glückes beraubt ist, so setzt mich das nicht in Verwunderung; denn ich weiß, daß das Schicksal immer etwas Neues schaffen will und daß Alles, das Starke und das Schwache, das Entstehende und Vergehende, von diesem mit eiserner Nothwendigkeit verwandelt und vernichtet wird. Mykene, das die Griechen im trojanischen Kriege anführte, Ninus, einst die Hauptstadt des assyrischen Reiches, das böotische Theben, das früher gewürdigt ward, das Haupt des griechischen Staatenbundes zu sein, sind von Grund aus zerstört; Theben hat seinen Namen nur noch der Akropolis und einigen wenigen Einwohnern gelassen. Theben in Aegypten, Orchomenos, und Delos, einst der Handelsplatz von ganz Griechenland, haben jetzt nicht mehr so viel, als zu einem mittelmäßigen Privatvermögen gehört. Von Babylon, der größten Stadt, die jemals die Sonne beschienen, ist nichts übrig, als der Tempel des Belus und, wie von Tirynth in Argos, die Ringmauer. Das Schicksal wollte, daß alle diese Herrlichkeit ein Nichts werde. Dagegen sind Alexandria in Aegypten und Seleucia am Orontes, kaum erbaut, sogleich zu einer solchen Größe und Glücksfülle emporgestiegen, als habe sie das Glück ganz und gar in seine Arme genommen. So sind die menschlichen Dinge veränderlich und ohne Beständigkeit."

In einer schwankenden Zeit wie der unsrigen, kann man diese Worte nicht ohne die innigste Rührung lesen. Ueberhaupt! Ich wiederhole es: Wer kann Griechenland jetzt durchwandern, ohne daß ihn unabläſſig die ernste Betrachtung beschäftigt, wie die Geschichte niemals den neuen Wein in die alten Schläuche füllt, sondern, so oft eine neue Culturfrage in die Welt tritt, auch immer neue, bisher ungebrauchte Kräfte in's Treffen führt?

B a s s ä.

Wie entzückend ist es auf deutschen Bergwanderungen, wenn wir oft ganz unerwartet mitten in stiller Waldeinsamkeit auf eine kleine versteckte Waldkapelle stoßen, oder auf ein altes verfallenes Kloster. Die Frische und Lieblichkeit des grünen Waldes hat uns weich und träumerisch gestimmt; wir können es lebendig nachfühlen, warum hier der fromme Christ des Mittelalters andächtig sein Knie beugte, um dem allmächtigen Schöpfer für seine unendliche Güte zu danken.

Auch das griechische Alterthum kannte den wundersamen Reiz dieser weltabgeschiedenen Heiligthümer. Der Apollotempel zu Bassä bei Phigalia liegt in einer wilden Gebirgsschlucht, viertehalbtausend Fuß über dem Meere, ganz und gar abgesondert von der bewegten Menschenwelt. Und diese einsame Wildniß ist nicht etwa erst in späterer Zeit durch die allmäliche Verödung des Landes entstanden; sie war hier vom Anbeginn. Der Name Bassä bezeichnet schon an sich nur ein Waldthal. Wenigstens konnte die alte Ortschaft, deren Reste man einige

hundert Schritt vom Tempel entfernt am Abhang des Berges entdeckt hat, nur einige Häuser umfassen.

Ich vergesse nie den gewaltigen Eindruck, den ich empfand, als plötzlich der schöne Tempel vor uns stand.

Von Messene waren wir bergauf und bergab fast ununterbrochen die herrlichsten Waldlandschaften durchwandert. Hier am Fuße des lykäischen Gebirges ist Arkadien am schönsten. Griechenland, sonst so baumlos und wasserarm, hat hier lustig rieselnde Quellen und Bergbäche, die sich zuletzt in der klaren rauschenden Neda vereinen; ja die oft stundenlangen Eichenwälder, die bei uns in Deutschland fast nur noch im Munde der Dichter leben, sind hier so dicht und so über und über mit wucherndem Strauchwerk umwachsen, daß es oft Mühe kostet, sich durch das undurchdringliche Dickicht hindurchzuwinden. Die Thäler, die sich jezuweilen öffnen, sind wild und großartig. Sie bieten den umherschweifenden Hirten vortreffliches Weideland und würden auch gute Frucht tragen, wenn hinlängliche Arbeitskräfte vorhanden wären, sie zu bebauen. Auf der ganzen zweitägigen Reise hatten wir nur eine einzige Ortschaft berührt, Dragoï, das in der Nähe des alten Phigalia gelegen ist. Von dort nahmen wir die gerade Richtung auf Bassä. Man klimmt einen steilen Bergrücken hinan. Alle Vegetation hört auf. Der Boden wird immer nackter und felsiger; nur sehr vereinzelt steht an einer sickernden Quelle noch eine Platane. So weit das Auge reicht, nirgends die

leiseste Spur einer thätigen Menschenhand. Unversehens kommt man wieder in einen Eichenwald, der aber dürftig und kahl ist. Dann senkt sich der Weg ein wenig bergab. Und man steht in einem einsam öden Thale. Mitten aber in dieser kahlen Oede erhebt sich die heitere Säulenpracht und die blühende Schönheit des vortrefflich erhaltenen Tempels. Ringsum Todtenstille. Nur ein paar alte verwetterte Eichen strecken geisterhaft ihre laublosen Aeste aus. Wer fühlt nicht das tief Ergreifende dieses contrastvollen Eindrucks?

Dieser Tempel ist ein Tempel des Apollo Epikurios, ein Tempel des rettenden Heilgottes. Pausanias erzählt, daß die Phigalier dem Gotte dies prächtige Heiligthum weihten, weil er sie gnädig vor jener furchtbaren Pest behütete, die im Anfange des peloponnesischen Krieges Athen so entsetzlich verheerte und auch an einzelnen Orten des Peloponnes ihre Opfer verlangte. Es wird sich schwerlich gegen diese Erzählung des Pausanias etwas Gegründetes einwenden lassen; denn die vollendete Schönheit des Tempels bekundet unzweifelhaft, daß Pausanias Recht hat, wenn er als den Erbauer desselben Iktinos bezeichnet, den attischen Baumeister des Parthenon.

Einen eigenen Reiz empfängt dieser Tempel aus dem Gestein, aus dem er erbaut ist. Es ist der bläulich graue Kalkstein der umliegenden Berge; kein Stuck hat die natürliche Farbe desselben überkleidet. So erscheint dieser Tempel im schönsten Sinne naturwüchsig, gleichsam als die höchste Spitze

und die ideale Verklärung jener schöpferischen Naturbildung, die hier in der einsamen Wildniß die Berge und Felsen in kunstreichen Formen hervorrief. Nur die Decke der äußeren Säulenhallen und die Bildwerke des inneren Frieses waren von glänzendem Marmor, die einförmige Masse durch den farbigen Gegensatz heiter belebend.

Schon Pausanias sagt, daß, mit Ausnahme des Athenetempels zu Tegea, im ganzen Peloponnes kein schönerer Tempel sei, als dieser Apollotempel zu Bassä. Seine Schönheit ist für uns um so bedeutsamer, je mehr die Bildungsweise einzelner Formen von der üblichen Bildungsweise der übrigen griechischen Tempel abweicht. Die Säulen sind fast noch alle vollzählig; nur Decke und Dach fehlt. Die Länge desselben beträgt hundert und sechsundzwanzig Fuß, die Breite achtundvierzig. Die äußere Umgangshalle besteht aus achtunddreißig dorischen Säulen, von denen jetzt freilich die beiden südlichen Ecksäulen in Trümmern liegen; je vierzehn an den Langseiten, sechs an den Fronten. Die Vorder- und Hinterhalle ist eine jede durch zwei vorspringende Mauerpfeiler und durch je zwei dorische, jetzt zertrümmerte Zwischensäulen gebildet. Höchst eigenthümlich aber ist das Innere der Cella. Sie ist offenbar ein Hypäthralbau; die beiden Pultdächer, oben von einem freien, durch die Sonne erleuchteten Zwischenraume durchbrochen, werden auf beiden Seiten von inneren Säulen getragen. Aber diese sind nicht freistehend, sondern vorspringende Halbsäulen, die mit ihrer Rückseite in starke viereckige Wand-

pfeiler enden; und unten am Fuß haben diese Halbsäulen ionische Basen, oben an der Spitze aber dorische Capitelle. Dem Eintretenden geben sie den Schein freier Hallen; in Wahrheit aber bilden sie an jeder Seite fünf tiefe Nischen=kapellen, geschmückt mit Bildwerken und Weihegeschenken. Die beiden letzten Halbsäulen springen nicht, wie die übrigen, im rechten Winkel aus der Wand vor, sondern biegen sich bedeutend einwärts. Der Zweck ist leicht zu errathen. Denn hinter diesen letzten Kapellen liegt die hintere kleinere Hälfte der Cella. Sie ist mit voller Decke versehen und umschließt das heilige Gottesbild. Die Oeffnung dieser Hintercella wird durch jene Einbeugung der Säulen breiter. Der Blick auf das Bild wird voller und freier.

Möglich, daß Diejenigen Recht haben, welche behaupten, die Phigalier des peloponnesischen Krieges hätten nur deshalb hier ihren prächtigen Tempel errichtet, weil hier von jeher eine altgeheiligte Stätte des Apollodienstes gewesen. Der Grund, warum gerade hier sich ein Heiligthum festsetzte, ist an sich klar und unzweifelhaft. Das Gefühl, das dieser wilden einsamen Höhe die religiöse Weihe gab, das ist der unwillkürliche Andachtsschauer, der nothwendig Jeden beschleicht, der hier oben steht; einsam, einsam, unter ihm die unzähligen hochragenden Berge und tiefen Thäler und über ihm das tiefblaue eherne Gewölbe des Himmels, über dem die ewigen Götter thronen. Dicht neben dem Tempel des Apollo erhebt sich der Gipfel des Berges; er heißt bei den Alten Kotylion.

Auch auf diesem stand ein Heiligthum der Aphrodite. Hier wie dort ist die religiöse Stimmung dieselbe; nur der Zufall der Localsage entscheidet, an welche einzelne Gottheit gerade das Gebet sich richtet.

Im Osten da drüben liegt der große lykäische Berg, der nach der arkadischen Sage die Wiege des Zeus war. An diesen schließen sich die nomischen Berge, die Weideberge des Pan. Aus der Ferne ragen die schneebedeckten Häupter des gewaltigen Taygeton und der hohe scharfumrissene Ithome, zwischen ihnen das schimmernde Meer des messenischen Golfes. Die Natur ist hier so groß und so wild erhaben, daß kein Herz so verhärtet ist, daß es nicht tief im innersten Grund erbebt und erschrickt vor der Größe und Macht des Unendlichen. Vollends wenn, wie heute, der Himmel trüb und umwölkt ist und schwarze Schatten über den schweigenden Bergen lagern. Der kindliche Mensch fällt gerührt nieder und sehnt sich, zu Gott zu beten und ihm zu opfern.

Und siehe! er geht hin und baut seinem Gotte einen Tempel. Und wenn dann dieser Tempel vollendet ist, wie tröstend und heiter beruhigend wirkt dessen milde und erhabene Schönheit! Die Säulen dort, die so rastlos aufstreben und im Gegendruck des schützenden Daches doch so befriedigt und maßvoll in sich selber zurückkehren, wie bringen sie Ruhe und Klarheit in die arme zagende Seele des Menschen. Der Mensch gewinnt wieder Vertrauen zu sich selber. Er fühlt es, daß kein Leid so groß ist, das nicht die Götter zu heilen vermöchten, die ewig hülfreichen, die gnädig beschützenden.

Olympia.

Evviva Olympia! rief unser Führer, als die olympische Ebene sich vor uns aufthat. Freudig stimmten wir in dies jauchzende Lebehoch ein.

Man betritt eine solche geweihte Stätte immer mit feierlich gehobener Stimmung. Ich begreife durchaus das Gefühl, mit dem der fromme Pilger in Jerusalem einzieht.

Wie mild und friedlich heiter muß das Thal von Olympia zur Zeit seiner alten Pracht und Herrlichkeit gewesen sein! Auf allen Seiten war es umsäumt von sanft aufschwellenden bewaldeten Hügelreihen, aus denen der mit einem Heiligthume des Kronos gekrönte Kronoshügel am nördlichen Ende malerisch vorsprang; in der Ebene selbst Tempel, Altäre, Schatzhäuser, Statuen und Weihegeschenke dicht an einander gedrängt; und mitten in dieser großartigen Pracht der herrlichsten Kunstwerke grün und schattig der „baumprangende“ Götterhain, Oelbäume, Platanen, Palmen und Silberpappeln. An der

Ostseite ernst und träumerisch der tiefwirbelnde wasserreiche Alpheios, westlich der muntere Bergbach Kladeos.

Heute ist diese einst so festliche Landschaft trüb und öde. Die umliegenden Höhen sind kahl und baumlos; nur das Kronion ist mit niederem Gestrüpp überwachsen. Der Alpheios hat sein festes Flußbett verlassen und sucht sich schwerfällig bald hier bald dort neue Bahnen. Die ganze Ebene ist versumpft und schlammig; nur einige dürftige Mauer- und Säulentrümmer des großen Zeustempels und am östlichen Abhange des Kronion die natürliche Vertiefung des alten Stadion erinnern wehmüthig an die geschwundene Prachtfülle. Leute aus der Umgegend bebauen einige Spannen Landes. Sonst sieht man überall Nichts als die wildwuchernden Distelblüthen des Asphodelos, die altgriechische Todtenblume.

Selbst ein so unermüdlicher Forscher, wie Ludwig Roß, gesteht, daß alle Vermuthungen über die Lage und Einrichtung der einzelnen Baulichkeiten ein vielleicht ergötzliches, aber müßiges Spiel sind, bevor nicht der alte Winckelmann'sche Plan einer umfassenden Ausgrabung verwirklicht ist. Im Jahre 1836 erbat der Fürst Pückler von der griechischen Regierung die Erlaubniß zu dieser unberechenbar folgenreichen Unternehmung; die gefundenen Schätze wollte er sogar in einem Museum zu Olympia selbst aufstellen. Die Regierung ging darauf nicht ein. Was soll man zu so entsetzlicher Eitelkeit und Beschränktheit sagen?

Trotz alledem ist man hier an Ort und Stelle unablässig angeregt, sich das alte strahlende Festleben geschäftig auszumalen und dem Wesen und der Bedeutung desselben näher auf den Grund zu gehen.

Nach Olympia strömten aus allen Theilen der griechischen Lande die Zuschauer, Wettkämpfer und Festgesandten. Unter den vier großen Nationalfesten der Griechen, den isthmischen, pythischen, nemeischen, olympischen, ist das Fest zu Olympia das größte. Die olympischen Spiele überstrahlen alle anderen; wie, um Pindar's Bild zu gebrauchen, die Sonne am Tage die Sterne.

Die Feier der olympischen Spiele ist recht eigentlich die Festfeier der nationalen Einheit. Hier bringen es sich die Griechen zu lebendigem Bewußtsein, wie fest und untrennbar durch gemeinsame Abstammung, gemeinsame Sprache, gemeinsame Sitte und Religion sie zu einander gehören. Ganz Griechenland, obgleich von Massilia bis Trapezunt in hundert und aber hundert kleine Staaten und Städte zersplittert, führt die Zeitrechnung der Olympiaden ein und mißt nach olympischen Stadien. Die olympischen Spiele wachsen mit der wachsenden Macht und Größe des Griechenthums; sie verfallen und versinken zu nichtigem Scheine in dem Augenblicke, da das römische Weltreich die nationale Selbständigkeit der Griechen vernichtet.

Und worin bestanden diese großen Feierlichkeiten? Der Kern und der Mittelpunkt des Ganzen waren die gymnastischen Wettkämpfe: der Wettlauf, der Sprung, der Ringkampf, der Wurf des Discus und des Speeres und der aus allen diesen Kampfarten zusammengesetzte Fünfkampf, das Pentathlon, zuweilen auch der rohere Faustkampf, und außerdem die ritterlichen Kämpfe der Pferde- und Wagenrennen. Mir scheint in dieser Hinsicht die Windstille sehr bemerkenswerth, die das Thal von Olympia sowohl wie das Thal von Nemea auszeichnet. Bedenken wir, wie wichtig diese Windstille für die gymnastischen Wettkämpfe war, so scheint es, als sei die Wahl dieser kesselförmig geschlossenen Thäler nicht blos ein günstiger Zufall, sondern wohlberechnete Absicht.

Musische Uebungen lagen durchaus nicht im ursprünglichen Plan dieses olympischen Festes. Ein Theater wird erst zur Zeit der römischen Kaiser errichtet. Und wenn wir von Herodot hören, daß er der versammelten Menge zu Olympia einen Theil seines großen Geschichtswerkes vorlas, und wenn dann Dichter, Sophisten und Redner diesem großen Beispiele folgen, so geschieht dies nur deshalb, weil hier der günstigste Ort war, sich und sein Werk zur allgemeinsten Kunde zu bringen. Solche Vorträge waren nur vereinzelte Schaustellungen, nicht geregelte festliche Wettkämpfe.

Göttergleiche Ehre und Seligkeit erwartete den olympischen Sieger. Diagoras aus Rhodus war mit dem jüngsten und

ältesten seiner acht Söhne nach Olympia gekommen. Als nun die beiden Jünglinge gesiegt hatten, der eine im Faustkampf, der andere im Faust- und Ringkampf, trugen sie ihren Vater im Stadium umher und die Zuschauer bewarfen ihn mit Blumen und priesen ihn glücklich. Ein Lacedämonier aber trat zu ihm heran und sagte: „Jetzt stirb, Diagoras, denn Du wirst doch nicht in den Himmel steigen wollen.“ So unmöglich schien es, daß ihm noch ein höheres irdisches Glück zu Theil werde. Und Chilon aus Sparta, einer der sieben Weisen, starb in der That vor Freude, als er seinen Sohn als Sieger im Faustkampf umarmt hatte. Mit Recht sagt Cicero, daß ein olympischer Sieger in Griechenland mehr Ehre genieße, als in Rom ein triumphirender Feldherr.

Im Tempel des Zeus erhält der Sieger von den festlichen Kampfrichtern den Siegespreis, einen Palmenzweig und einen Kranz von wilden Olivenblättern. Eine Statue wird ihm gesetzt, obgleich in Griechenland sonst nur Göttern und Heroen die Ehre bildnerischer Verherrlichung zu Theil wird; und wenn ein und derselbe Kämpfer dreimal gesiegt hat, so giebt ihm diese Statue die naturtreue Portraitbildung; denn wie könnten selbst die Götter eine idealere Gestalt haben, als solch' ein gewaltiger Kämpfer. Dichter, wie Pindar und Simonides, singen dem Sieger unsterbliche Siegesgesänge; die besten Städte bewerben sich um ihn, damit er ihr Bürger werde, und wenn er dann in die Heimath einzieht, so wird das Thor und ein Theil der Stadtmauer niedergerissen, zum Zeichen gleichsam,

daß, wie Plutarch sagt, eine Stadt, die solche Männer hervorbringe, keiner schützenden Mauern bedürfe. Der Sieger fährt bei diesem festlichen Zuge einher auf einem mit Schimmeln bespannten Viergespann, das Haupt bekränzt mit dem zu Olympia errungenen Olivenkranze und angethan mit einem stolzen purpurnen Prachtgewande. Die Freunde und Verwandten und die jubelnde Menge begleiten zu Roß und zu Wagen den Festzug und singen weitschallend das dithyrambische Siegeslied, das eigens zu diesem Behufe gedichtet ward. Er erhält die rühmlichsten Vorrechte und Geschenke; wichtige Staatsämter werden ihm anvertraut. Die Alten nennen das Leben eines solchen Siegers ein seliges, ein göttergleiches, und Pindar warnt einmal einen olympischen Sieger, nicht noch Höheres zu erstreben; denn, „wer makellosen Segen aufbaue, Reichthumsfülle besitzend und Ehre dazu, der solle nicht grundlos streben, vollends ein Gott zu werden."

In der That, wenn wir diese wunderbaren Thatsachen lebendig durchdenken, da fühlen wir lebhaft, auf welch' durchaus anderer Sinnesweise das griechische Alterthum ruht als das Sein und Denken der neueren Zeiten. Wir Menschen von heute können es kaum noch begreifen, wie die Griechen, dieses geistreichste Volk der Erde, zu ihrem höchsten Nationalfeste ein rein gymnastisches Fest wählten; geschweige denn, daß wir diese wahrhaft bacchische Begeisterung für den olympischen Sieger nachzufühlen oder gar zu theilen vermöchten.

Wir haben das lebendige und unmittelbar theilnehmende Verhältniß zu diesen olympischen Spielen verloren, weil die Gymnastik bei uns nicht mehr jene Stellung einnimmt, die sie bei den Griechen in so hervorragender Weise hatte. Es ist durchaus nicht blos die körperliche Stärke und Geschicklichkeit, die die Grundlage dieser olympischen Spiele bildet. Die handwerksmäßige, nur auf die einseitige Ausbildung des Körpers gerichtete Gymnastik, die Athletik, die später bei den Römern so gewaltig in Aufnahme kam, ist den Griechen verächtlich, sie gilt ihnen als banausisch, d. h. als des Freien unwürdig. Die Gymnastik hat bei den Griechen eine sehr ideale Grundlage. Sie ist nur deshalb der Mittelpunkt der olympischen Spiele, weil sie in Wahrheit der Brennpunkt ist, in dem alle Strahlen des sittlichen, künstlerischen und politischen Lebens der Griechen zusammenlaufen.

Die Griechen sind so durch und durch künstlerische Naturen, daß sie sich die Schönheit der Seele gar nicht denken können ohne die Schönheit des Körpers. Die Aristokratie des Geistes ist bei ihnen wesentlich auch eine Aristokratie der Körperschönheit. Spricht doch sogar ein Aristoteles jenes berühmte Wort aus, daß es nur eine Verirrung der Natur sei, wenn manche Sclaven die Schönheit der Freien hätten, und daß, wenn es Menschen gäbe, alle an Körperschönheit so überragend, wie die Bildnisse der Götter die Menschen überragen, die übrigen diesen von Rechts wegen unterthan sein müßten. Das Schöne ist den Griechen das Gute und das Gute das Schöne;

das höchste sittliche Ideal bezeichnen sie als den guten und schönen Menschen. Die Gymnastik, deren Zweck und Ziel die Schönheit des Körpers in Haltung und Bewegung ist, ist daher, wie das Vorrecht, so auch die Pflicht des Freien. Die gymnastische Erziehung ist die wesentliche und naturnothwendige Ergänzung der musischen. Sie erzieht nicht blos zu sinnlicher, sondern zu sinnlich sittlicher Tüchtigkeit. Diese sinnlich sittliche Tüchtigkeit ist es, die die Griechen am olympischen Sieger feiern. Der olympische Sieger ist ihnen vorzugsweise ein solch' guter und schöner Mensch.

Und hier tritt sogleich die politische Bedeutung der griechischen Gymnastik hervor. Vom freien und sittlich tüchtigen Manne verlangen die Griechen vor Allem auch die kriegerische Wehrhaftigkeit. Ebenso wie sie sich den Geist nicht denken können ohne den Körper, so können sie sich auch den Bürger nicht denken, ohne daß dieser zugleich für den Krieg geübt und geschickt sei. Aeschylus, Sophokles, Sokrates ziehen in den Krieg, wie jeder andere Bürger, ja Aeschylus setzt sich eine Grabschrift, in der er nicht seines dichterischen Ruhmes gedenkt, sondern nur seiner „ruhmvoll kämpfenden Kraft, die Marathon's Hain und der dichtlockige Meder erprobt hat.“ In diesem Sinne ist den Griechen die Gymnastik allerdings zugleich eine Vorschule des Krieges.

Freilich sind sie zu schönheitsvoll und künstlerisch, als daß sie jemals über Gebühr diesen unmittelbar praktischen

Zweck der Gymnastik vordrängen und die schöne und freie Darstellung der körperlichen Kraft und Schönheit zu rein soldatischer Abrichtung erniedrigen möchten. Aber ein klar ausgesprochenes Bewußtsein von diesen kriegerischen Vortheilen der Gymnastik haben sie dennoch. Einzig dies ist der Grund, warum in den olympischen Spielen auch die ritterlichen Wagenkämpfe, die nicht so unmittelbar auf die körperliche Schönheit und Tüchtigkeit Bezug haben, einen so bedeutenden Werth haben, und einzig deshalb reißen die griechischen Städte ihre Thore und Mauern ein, wenn der olympische Sieger in die Heimath einzieht.

Wie herrlich ist jenes Gespräch Lucian's, in welchem der alte Solon dem jungen Scythen Anacharsis über die Bedeutung der griechischen Gymnastik Belehrung giebt.

Solon sagt dort: „Der Ruhm, welcher sich an den gymnastischen Sieg knüpft, ist es, was dem Sieger über Alles gilt. Sieht man erst, welche Menschenmasse an diesen Festen zusammenkommt, um diese Kämpfe zu schauen, wie die Schauplätze mit Tausenden gefüllt sind, und wie die Kämpfer gepriesen, ihre Sieger aber Göttern gleich geachtet werden, da erkennt man, daß wir auf alle diese gymnastischen Uebungen keinen vergeblichen Fleiß verwenden. Welch' hohes Vergnügen, zu schauen den Muth der jungen Männer, die Schönheit ihrer nackten Leiber und die bewunderungswürdige Wohlgestalt, die ungemeinen Fertigkeiten, die unbekämpfbare Kraft und Kühn-

heit und Ehrliebe und unbezwungene Gesinnung und den unermüdlichen Eifer für den Sieg! Da ist kein Aufhören zu loben, zu rufen, zu klatschen. Sehen nun die Jünglinge, wie Diejenigen, welche sich auszeichnen, geehrt und ihre Namen verkündet werden in Mitte sämmtlicher Hellenen, so wird wiederum ihr Eifer für die Uebungen nur um so größer. Nun aber kannst Du daraus abnehmen, wie Diejenigen im Kampfe für Vaterland, Weib, Kinder und Heiligthümer und für alle wahren Güter des Lebens sich erzeigen werden, die um einen Oelzweig nackt mit so feuriger Siegesbegierde kämpfen!"

Und derselbe Dialog fügt hinzu: „Ueberhaupt sind alle diese Uebungen zugleich auf den Kampf in Waffen berechnet. Da werden uns die also Geübten viel bessere Dienste leisten, als alle Anderen, da wir zuvor ihre nackten Leiber durcharbeiteten und geschmeidiger, kraftvoller, streitbarer, behender, schnellkräftiger und darum dem Feinde furchtbarer machen. Du begreifst wohl, wie Die mit den Waffen sein müssen, welche selbst nackt den Feind erschrecken, nicht zeigend die träge weiße Wohlbeleibtheit oder blasse Magerkeit, wie weibische Körper im Schatten verkommen, zitternd, gleich von vielem Schweiße zerfließend und keuchend unter dem Helme, zumal wenn die Mittagssonne aufbrennt. Was soll man mit Menschen anfangen, die alsdann dürsten und schlottern, den Staub nicht ertragen und, wenn sie Blut sehen, gleich erschrecken und vorher sterben wollen, ehe sie in's Handgemenge kommen? Diese Uebungen nun sind es, welche wir mit unseren Jünglingen

vornehmen, nicht nur, um sie für das Leben im Frieden trefflicher zu bilden, indem sie ihre Ehre nicht in's Gemeine setzen, sich durch Müßiggang nicht zu Muthwillen und schlechtem Treiben verleiten lassen und dagegen rastlos sich mit jenen Wettkämpfen beschäftigen, sondern auch in der Hoffnung, an ihnen Wächter unserer Stadt zu bekommen und von ihnen beschützt im Genusse der Freiheit zu leben; durch sie siegen wir über jeden Feind und sind gefürchtet und geachtet von unseren Nachbaren. Das gemeinsame Gut, das höchste Glück des Staates ist es aber, wenn für Krieg und Frieden die Jugend auf's Beste herangebildet, nur immer nach dem Edelsten strebt."

Was Wunder also, daß die Griechen von so glühender Lust zu diesen gymnastischen Spielen durchdrungen waren? Wo zwei oder drei Griechen festlich zusammenkommen, da sind auch gymnastische Spiele; ja sogar unter den Abgeschiedenen im Elysium sind sie. Aber was Wunder auch, daß diese Spiele nur eine künstliche Frist hatten, nachdem für die Griechen Freiheit und Selbständigkeit nur ein leerer Schall war?

Man hat es vielfach als eine idealistische Ueberschwenglichkeit belächelt, daß der kunstsinnige Otfried Müller in seinem klassischen Buch über die Dorier auch die Kriegskunst der Griechen als eine schöne Kunst, als eine kämpfende Gymnastik bezeichnete. Aber auch Aristoteles sagt: Nimmer vermag ein Wolf oder ein anderes wildes Thier einen schönen Kampf zu

bestehen, sondern nur ein tüchtiger Mann, der sich in der Kampfschule geübt hat.

Wer kann sich hier in Olympia der Macht dieser gewaltigen Erinnerungen entziehen?

Megaspiläon.

Megaspiläon ist ein griechisches Kloster in der Landschaft Achaja, dicht an der arkadischen Grenze.

Wir kamen von dem arkadischen Grenzstädtchen Kalawryta, das in einer wunderbar schönen Ebene gelegen ist, zu Füßen des schneebedeckten Kyllenegebirges. Wir ritten an den Ufern des rauschenden Buraikos entlang, in einer Schlucht, eng zwischen hohen kahlen Bergen. Da steigt der Weg plötzlich steil aus dem Thale auf, wir biegen um eine Ecke, und vor uns liegt ein Gewimmel von Dächern und Häusern, die sich dicht an hohe schroffe Felswände anlehnen, ja zum Theil wie Schwalbennester in die Höhlungen dieser Felswände hineingebaut sind. Die Spitzen der Felsen hangen drohend über die Dächer herüber. Diese Häuser sind Megaspiläon, das größte und reichste Kloster Griechenlands. Es hat ungefähr zweihundert Mönche.

Der Name Megaspiläon bezeichnet auf deutsch eine große Höhle. Diese Höhle, in die jetzt die Klosterkirche sowie ein

Theil des Klostergebäudes hineingebaut ist, ist offenbar das ursprüngliche Heiligthum gewesen. Der alte griechische Reisebeschreiber Pausanias, der im zweiten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung Griechenland bereiste, bezeichnet (VIII, 18) diese Höhle als die Stelle, wo nach der alten Sage der älteste griechische Seher Melampus die rasenden Töchter des Prötus durch geheime Opfer und Sühnungen von ihrem Wahnsinn heilte. Wir haben also auch hier wieder dieselbe Erfahrung, die wir so oft in Griechenland machen: der christliche Cultus siedelte sich am liebsten an solche Orte an, die schon in der heidnischen Vergangenheit eine sichere religiöse Weihe hatten. Das jetzige Klostergebäude wurde erst 1510 gebaut, die eigentliche Gründung aber wird auf Simon und Theodorus zurückgeführt, die hier ein heiliges Madonnenbild fanden, das der Apostel Lukas selbst gemalt hatte.

Es war der erste Mai; ein sonniger Nachmittag lagerte über dem stillen, dicht umschlossenen Thale, als wir in die Klostergebäude einritten. Ich werde den Anblick nie vergessen, der uns hier überraschte. Die milde Sonnenwärme hatte die Mönche aus den dumpfen Zellen herausgelockt; sie saßen am schattigen Eingang des Klosterhofes. Es waren größentheils alte ehrwürdige Gestalten, mit lang herabwallendem weißen Barte; ein schwarzes Barett bedeckte das greise Haupt. Sie tragen ein langes, bis an die Füße reichendes Untergewand von blauer Farbe, das sie an der Hüfte mit einem blauen oder rothen Shawle umgürten; darauf legen sie ein kürzeres,

aber ebenfalls blaues Obergewand, ganz von demselben Schnitte, an den Säumen jedoch mit schwarzem Pelz verbrämt. Die Füße sind mit weißen Strümpfen und schwarzen Schuhen bekleidet.

Diese griechischen Klöster üben Gastfreundschaft, ganz in derselben Weise, wie die Hospize auf den Schweizeralpen; man giebt bei der Abreise eine kleine Spende in die Klosterkasse. Wir hatten gute Empfehlungen aus Athen; wir waren also doppelt willkommen. Wir konnten kaum Zeit gewinnen, unsere Sachen abzulegen und uns so wohnlich als möglich in dem angewiesenen Gastzimmer einzurichten, da ging es gleich an ein Fragen und Examiniren, das gar kein Ende nehmen wollte. Wer wir seien, woher wir wären, welcher Religion wir angehörten, das waren hauptsächlich die Dinge, über die die Neugier dieser weltabgeschiedenen Mönche Auskunft verlangte. Die Fragen waren von ihrer Seite sehr lebhaft; wir konnten aber nur langsam antworten, denn wir beherrschten die Sprache nicht und mußten uns meist unseres Führers als Dolmetschers bedienen. Ich meinerseits ergötzte mich am meisten, die seltsamen Physiognomieen dieser patriarchalischen Gestalten zu betrachten; ich mußte an den Düsseldorfer Lessing denken, der sich hier hätte die Modelle für seine Hußbilder suchen sollen. Da zog ich meine Lorgnette aus der Tasche. Das war ein Ding, das noch keiner dieser Mönche gesehen hatte. Meine Reisegefährten, Göttling und Preller, trugen Brillen; diese interessirten sie nicht im Mindesten; sehr

viele Mönche trugen selbst Brillen. Aber meine Lorgnette war ihnen ein Wunder. Sie verlangten sie näher zu sehen; der Prior rückte seine Brille von den Augen und probirte die Lorgnette, die übrigen Mönche folgten dem Beispiele des Priors, die Lorgnette kreiste von Hand zu Hand, oder vielmehr von Auge zu Auge; die einzelnen Mönche konnten kaum den Augenblick erwarten, wo die Reihe an sie kam. Und auch später, als der Reiz der Neuheit längst vorüber war, kamen immer wieder Einzelne zu mir, die auf's Neue verlangten, sich dieses staunenswürdigen Instruments bedienen zu dürfen.

Der Abend nahte heran. Wir rückten aus unserer schattigen Klosterhofecke mehr in das Freie unter das kühle Obdach grüner Platanen, von denen aus man eine entzückende Aussicht hat auf dunkelgrüne Cypressen und auf die schroffen Felsabhänge, gegen deren braungelbe Färbung die weißen Klostermauern malerisch abstechen. Die Mönche ließen nicht ab, uns auszufragen, und es war sehr natürlich, daß, nachdem sie erfahren hatten, wir seien Protestanten, das Gespräch sich bald auf die Religion kehrte. Namentlich that sich einer unter ihnen hervor, der es offenbar auf eine Bekehrung abgesehen hatte. Er konnte nicht satt werden, gegen den Katholicismus und gegen den Papst zu eifern, und meinte, wir Protestanten, die wir doch auch den Papst haßten, wir müßten nothwendig uns mit der griechischen Kirche verbinden; wir müßten griechisch werden, denn die griechische Kirche sei die orthodoxe Kirche. Ich machte mir den Spaß, den eifrigen Lutheraner zu spielen

und antwortete: die Sache verhalte sich gerade umgekehrt; wir Protestanten, wir hätten den wahrhaft evangelischen Glauben, wir glaubten nichts, was nicht in der Bibel stehe und was Christus und die Apostel selbst gelehrt hätten. Das machte aber böses Blut, und der bekehrungslustige Mönch gab mir nicht undeutlich zu verstehen, wir Protestanten seien doch auch nichts als Ketzer und unser Seelenheil sei für ewig verloren. Als ich darauf weiter drang und ihn um die Grunddogmen seiner Kirche fragte, da kam er freilich in arge Verlegenheit. Er wußte mir nichts zu sagen, als daß die griechische Kirche weder protestantisch noch katholisch sei, sondern die allein rechtgläubige und von der heiligen Synode eingesetzte. Diese Antwort überraschte mich nicht, denn ich wußte, daß alle diese Mönche nur sehr nothdürftig lesen und schreiben können, und daß sie sehr weit entfernt sind von jener Bildung, die wir in Italien, wenigstens in allen größeren Klöstern, finden.

Abends machten wir in Begleitung einiger Mönche einen Spaziergang in den Umgebungen des Klosters. Still und friedlich liegt in dem grünen Thal der Kirchhof mit einer kleinen Begräbnißkirche. Von dort aus wies uns ein Mönch mit selbstbewußtem Stolze auf die höchste Spitze der umliegenden Felsen. Sie war mit einem kleinen Fort gekrönt und eine Kanone zeigte drohend ihren Schlund. Die Mönche von Megaspiläon haben sich nämlich im griechischen Befreiungskampfe sehr tapfer gegen die Türken bewährt. Ibrahim Pascha wollte in den Jahren 1825 und 1826 das Kloster mehrmals

angreifen, aber er ist immer von seinem Versuche resultatlos abgestanden. Uebrigens übten die Türken in Griechenland durchaus keinen religiösen Druck. Auf dem Berge Athos sind bis auf den heutigen Tag unter türkischer Herrschaft noch zwanzig griechische Klöster, alle auf's Großartigste eingerichtet. Und die Duldsamkeit der Türken gegen diese Klöster ist um so bewunderungswürdiger, als die Türken sehr wohl wissen, daß diese Klöster den Centralherd der russischen Parteiumtriebe bilden.

Nach diesem Spaziergange besichtigten wir die Kirche und die übrigen Baulichkeiten. Die Kirche ist sehr einfach gebaut und im Innern unscheinbar. Malereien sind nicht vorhanden, denn es wäre unwürdig, die elenden Farbenkleckssereien, mit denen die Wände überzogen sind, als Malereien gelten lassen zu wollen. Merkwürdig ist nur ein altes wächsernes, sehr gebräuntes Bild, eine Madonna mit dem Kinde, das ein altbyzantinisches Werk ist, hier aber als ein Werk des Apostel Lukas verehrt wird, und dessen Auffindung, der Sage nach, dem Kloster Ursprung und Macht gab. Es giebt nur drei Bilder, die der Apostel Lukas eigenhändig gemalt hat, und alle drei gehören der anatolischen, d. h. der griechischen Kirche; hier in Megaspiläon, im Kloster Kyty auf der Insel Cypern und auf dem Malasberge bei Trapezunt. Die Mönche küßten das Bild mit frommem Entzücken, und auch unser Dragoman, der sonst in religiösen Dingen ein sehr pfiffiger Rationalist war, konnte sich im Küssen und Anbeten dieses Bildes gar

nicht genug thun. Die ganze griechische Christenheit wallfahrtet emsig nach diesem Bilde.

Von der Kirche wurden wir in den Weinkeller geführt. Diesem Keller sah man es an, daß die frommen Mönche ihr Fasten und Beten sich in guten Stunden auch wieder zu versüßen wissen. Faß lag an Faß, und es waren gewaltige Fässer. Das größte unter ihnen war zwar nicht ganz so groß wie das berühmte große Faß von Heidelberg, aber dafür ist es auch nicht ein blos renommistisches Schaustück wie dieses, sondern es ist im täglichen Gebrauch. Wir kosteten den Wein. Der Wein war herb. Ich zweifle, ob die Schelme uns von ihrem besten gaben.

Auf unserer Rückkehr aus diesen unterirdischen Räumen streiften wir an einer Thür vorüber, die uns als die Thür des Bibliothekzimmers genannt wurde. Ich trug Verlangen, die Bibliothek zu besehen. Man zögerte; endlich sagte man uns, der Schlüssel sei verloren. Ich lächelte, und fand es im Stillen sehr bezeichnend, daß nicht der Schlüssel zum Weinkeller, sondern der Bibliothekschlüssel abhanden gekommen. Fast aber scheint es, daß ich den guten Mönchen Unrecht gethan hatte. Es wurde mir später in Athen erzählt, daß sie mit ihrer Bibliothek immer sehr geheimnißvoll zu thun pflegen. Sie sollen manche seltene Sachen haben. Unter anderen Merkwürdigkeiten soll sich hier auch eine deutsche Bibelübersetzung Luther's befinden, die der große Reformator den Mönchen von

Megaspiläon mit einer eigenhändigen Widmung überschickte, als er eine Zeitlang die Hoffnung nährte, im Kampfe gegen das Papstthum die griechische Kirche auf seine Seite ziehen zu können.

Dieser Nachmittag im Kloster Megaspiläon wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Man fühlt sich hier plötzlich aus der öden Uncultivirtheit Griechenlands herausversetzt, man glaubt in Italien zu sein. Die schönen sorgsam gepflegten Cypressen, die man in Griechenland sonst nur selten sieht, thun das Ihrige, diese Täuschung für einen Augenblick zu begünstigen. Aber diese Täuschung dauert nicht lange. Wo sind hier die Lebenszeichen jener feinen sinnigen Kunstbildung des italienischen Mittelalters, die sogar das kleinste italienische Kloster so wunderbar anmuthend macht? Diese auf- und ineinandergeschachtelten Schwalbennester, sie sind malerisch; aber wo bleibt in diesem wirren Durcheinander der entzückende Formensinn des romanischen Baustyls? Diese Gärtchen da unten, die amphitheatralisch sich am Berge heraufschlängeln, und die die Mönche in idyllischer Freude emsig bepflanzen, ach! sie heimeln uns an und erfreuen uns doppelt, nachdem wir lange dies Grün so schmerzlich entbehrt haben; aber wer nur einmal die friedlich heitere Kunstpracht eines italienischen Klosterhofes mit seinen Rosenbäumen und plätschernden Brunnen gesehen hat, der sucht hier vergebens diese liebgewordenen Eindrücke wieder. Und wo sind die schattigen Säulenhallen mit den köstlichen Wandmalereien, durch die die großen italienischen Meister so groß wurden? Wenn irgendwo, so kann man hier in Me-

gaspiläon lernen, was für ein unsägliches Unglück es für Griechenland ist, daß es das ganze Mittelalter hindurch, bis auf die neueste Zeit, von aller europäischen Bildung fern blieb. Die italienischen Klöster passen auch nicht mehr in unsere Zeit, aber man betrachtet sie mit Ehrfurcht wegen ihrer großen Vergangenheit, in der sie die alleinigen Träger der Kunst und der Wissenschaft und der Volkserziehung waren. Hier aber, diese griechischen Klöster? Sie haben eine dumpfe Vergangenheit, und dumpf ist ihre Gegenwart. Wo ist ihre Kunst? Wo ihre Wissenschaft? Wo ihr Streben, das Volk zu erziehen? Diese Mönche wissen Nichts, sie lernen Nichts, sie unterrichten keine Kinder; diese müßten denn etwa später selbst in das Kloster eintreten wollen. Das Land ist so arm, so bevölkerungslos; überall mangelt es an Arbeitskräften. Hier oben in reizender Landschaft sitzen zweihundert Müßiggänger, die dem Lande ihre Arbeitskraft entziehen und vom Schweiße der Armen leben.

Diese Betrachtungen drängten sich mir gewaltsam auf, so sehr ich mich ihnen auch zu entziehen suchte, um mir den Genuß nicht muthwillig zu stören. Abends aßen wir in Gesellschaft zweier Mönche vortrefflich. Die Betten waren für unsere reisemüden Glieder unendlich behaglich. Den andern Morgen ritten wir bei dem prächtigsten Wetter wieder reiselustig in die frische Welt hinein. Die Mönche waren in der Kirche und lange noch hörten wir ihr näselndes Absingen des Morgengebetes.

Ueber Marathon nach Theben.

Von Athen bis Marathon braucht man ungefähr sieben Stunden. Der Weg über Kephissia ist der kürzeste.

Kephissia ist ein reizender kleiner Ort an der Quelle des attischen Kephissos, am Fuß des Pentelikon. Es war von jeher der beliebteste Sommeraufenthalt der Athener. Hier hatte Herodes Attikus sein reiches Landhaus, und auch jetzt erheben sich bereits zierliche Landhäuser in beträchtlicher Anzahl, theils reichen Athenern, theils ansässigen Engländern, theils fremden Gesandten gehörig. Es ist hier eine Grünheit und Ueppigkeit des Blumenwuchses und ein Reichthum an uralten weitschattigen Platanen, Olivenbäumen, Myrten und Epheu, wie diese in ganz Griechenland, geschweige denn im steinigen Attika sich nicht so leicht wiederfinden dürften.

Hinter Kephissia ist ein herrlicher alter Olivenwald. Dann aber wird die Gegend sogleich kahl und öde. Der Weg steigt fortwährend sanft bergan über felsige Hügel am nördlichen

Abhang des Pentelikon; nur niedriges Strauchwerk umgiebt uns, Fichtengestrüpp, Myrten- und Oleanderstauden, verkrüppelte Eichen, vereinzelte dürftige Pinien. So erreichen wir in etwa drei Stunden die höchste Erhebung des Weges. Welch ein Blick! Unter uns liegt die schöne gewaltige Ebene, das Meer, und jenseits desselben die schöngeformten vielzackigen Berge der nahen Insel Euböa. Wir biegen wieder in eine Schlucht ein, und winden uns langsam im Zickzack den steinigen Bergpfad hinunter. Am Fuße des Berges liegt das freundliche Kloster Vrana. Noch einige Minuten. Wir stehen auf dem geweihten Boden des Schlachtfeldes von Marathon.

Marathon! Wie ganz eigen berührte es mich, als uns hier gerade beim Eintritte in die marathonische Ebene vier Fremde begegneten, aus deren Gespräch sich ergab, daß sie Amerikaner seien. Hätte damals auf dieser ewig denkwürdigen Stätte das kleine Häuflein Griechen nicht die gewaltigen Massen der orientalischen Barbaren zurückgedrängt, was wäre heut Europa, was vollends Amerika?

Unser Führer sprengte, wie es in dem wegelosen Griechenland allgemein üblich ist, mitten durch die hohen Getreidefelder, die die fruchtbare Ebene bedecken. Sein Ziel war ein hoch aufgeschichteter Grabhügel, der dicht an der Küste liegt. Unter diesem Hügel schlummern die hundert und zweiundneunzig athenischen Helden, die den großen Sieg mit ihrem Leben erkauften; Grabsäulen, die hier standen, bezeichneten,

wie Pausanias berichtet, deren Namen. Von dieser ehrwürdigen Grabstätte aus beherrscht der Blick die ganze Ebene.

Die Ebene von Marathon gleicht durchaus einem antiken Amphitheater. Die schön geschweifte Bucht, die die Ostseite bildet, ist ein rein gezeichneter Theaterkreis; an den beiden Enden sicher geschlossen durch scharf vorspringende schroffe Bergfelsen, im Süden durch den Argoliki, einen hohen und kühnen Abhang des Pentelikon; im Norden durch ein schmales scharfkantiges Vorgebirge, das bei den Alten den Namen Kynosura führte. Die westliche Rückseite gipfelt sich aus steilen Anhöhen auf, die mit dem Gebirgszuge des Parnes zusammenhängen. Nur ein vereinzelter Bergast, der Kotroni, tritt aus dem festen Stamme dieser Berge heraus und scheidet zwei Thalschluchten; am Eingange der südlichen liegt das bereits erwähnte Vrana, am Ende der nördlichen, tief versteckt und von unserm Hügel aus nicht sichtbar, ein kleines Dorf, das heutige Marathon. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß die Alterthumsforscher Recht haben, wenn sie behaupten, daß das alte Marathon nicht die Stelle des heutigen, sondern die Stelle von Vrana einnahm.

Mit der Schlacht haben diese Seitenthäler nichts zu schaffen. Diese spielte hart an der Küste, auf der eigentlichen Ebene, die von Norden nach Süden etwa zwei Stunden lang und von Osten nach Westen eine gute halbe Stunde breit ist.

Auch das unkundige Auge des Laien gewahrt sogleich, daß die Griechen durch die Gunst der Oertlichkeit im entschiedensten Vortheil gegen die Perser waren. Und diese Gunst der Oertlichkeit ist wesentlich in Betracht zu ziehen, um zu erklären, wie es den Griechen möglich war, gegen eine so gewaltige Uebermacht obzusiegen.

Eben hatten die Perser auf der gegenüberliegenden Küste Euböa's die Stadt Eretria erobert und verwüstet. Nun wollten sie unmittelbar nach Athen dringen. Ueber Marathon war der geradeste Weg, und die Landung war hier leichter als irgendwo anders, denn die Küste erhebt sich kaum drei oder vier Fuß über den Meeresspiegel. Ueberdies schien die Weite der Ebene zur Entfaltung der persischen Reiterei ganz vortrefflich geeignet. Aber sie schien es nur. Hippias, der vertriebene Pisistratide, der den Persern diese Landung in Marathon anrieth, übersah dabei einen sehr wesentlichen Umstand. Nur die Mitte des Küstensaumes ist wirkliches Festland; an den beiden Enden, nördlich und südlich, waren damals und sind noch bis auf den heutigen Tag unergründliche Sümpfe.

Die Griechen stehen auf der Westseite, am Fuße der westlichen Anhöhen; die Perser im Osten an der Küste; acht Stadien, die ganze Breite der Ebene, liegen zwischen den beiden Schlachtreihen. Nun stürzen die Griechen im Sturmlauf von ihren Höhen herunter. Der Mittelflügel der Perser durchbricht die Linie der Griechen; aber dafür werden die persischen

Seitenflügel, die durch die Sümpfe beengt sind, von den Griechen zurückgeschlagen. Die Griechen zersplittern sich nicht in unnützer Verfolgung; sie ziehen jetzt ihre sämmtliche Macht zusammen und greifen Jene mit vereinter Kraft an, die das Mitteltreffen durchbrochen hatten. Es gelingt ihnen, auch diesen Mittelflügel zurückzuwerfen. Und nun jagen sie die rathlos Fliehenden in die Sümpfe. Glücklich Diejenigen, die auf die Schiffe entkamen. Aber selbst sieben Schiffe eroberten die Athener.

Ich dachte an die Worte aus Child Harold:

Der flücht'ge Meder mit zerbroch'nem Bogen,
Der stolze Griech' ihm nach mit blut'gem Speer,
Gebirge droben, unten Erd' und Wogen;
Tod im Gesicht, Zerstörung hinterher!
So war die Scene!

Man kann es kaum begreifen, wie die Perser sich ein so ungünstiges Schlachtfeld wählen mochten. Nicht nur, daß ihnen die Sümpfe so entsetzlich gefährlich waren; noch gefährlicher war ihnen, wenn sie gesiegt hätten, die Uebersteigung der nach Athen führenden Bergpässe. Die Perser wurden das Opfer ihres Uebermuths. Sie meinten, wie Herodot sagt, die Athener würden ihnen ohne Gegenwehr durch Verrath ihre Stadt übergeben; und selbst als die Schlacht schon begann und die Griechen im Sturmlauf heranrannten, bezich-

tigten sie die Griechen des Wahnsinns, weil diese nur ein kleines Häuflein seien, und ohne Reiter und Bogenschützen.

Verlassen wir den alten heiligen Grabhügel der Athener. In gerader Linie mit ihm, aber mehr landeinwärts, steht ein anderes Denkmal. Freilich ist von diesem nur der viereckige Unterbau erhalten, aber dieser ist groß und gewaltig, und die umherliegenden Marmortrümmer beweisen, daß es von Marmor war. Es gilt gewöhnlich für das Grabmal des Miltiades, des ruhmgekrönten Siegers von Marathon; wahrscheinlicher ist, daß Roß Recht hat, wenn er es für das von den Athenern hier errichtete Siegesdenkmal angiebt, das Pausanias als ein „Denkmal von weißem Steine" bezeichnet. Noch andere Spuren einzelner Denkmale sind sichtbar, theils künstlich aufgeschichtete Erdhügel, theils Steinbauten; einer dieser Hügel birgt, wie wir von Pausanias wissen, die Gebeine der gefallenen Platäer und der atheniſchen Sklaven.

Der Boden von Marathon ist fettes röthliches Marschland; fruchtbar und nach griechischen Verhältnissen gut bebaut. Das heutige Marathon, aus wenigen Häusern bestehend, liegt freundlich in stillem Versteck, unter grünenden Bäumen, an einem frisch rieselnden Bache. Und es bekundet immerhin eine Art Wohlstand, daß das Fremdengemach des Khan hier nicht, wie sonst überall, ohne Diele und Decke ist.

Nicht weit von Marathon liegen mitten in grüner Bergeinsamkeit die Tempeltrümmer des alten Rhamnus, von üppigem Strauchwerk umrankt. Nur der gewaltige Unterbau der alten Tempel ist noch unversehrt; ringsum aber liegen wüst durcheinander die Säulentrommeln, Capitelle, Decken- und Gesimsstücke. Sie sind von einer Feinheit und Großheit der Behandlung, die unmittelbar an die Kunstvollendung der Perikleischen Zeiten erinnert.

Und wie unvergleichlich schön ist auch hier wieder die Landschaft! Wir hatten uns, trotz der genauen Ortskenntniß unseres vortrefflichen Führers, dicht hinter Rhamnus verirrt; wir ritten stundenlang über Stock und Stein in den einsamen Bergen. Aber wie herrliche Fernsichten hatten wir! Dann und wann tauchte wieder einmal das gewaltige Amphitheater von Marathon auf, und auf der einen Seite hatten wir die vielverschlungenen Bergzüge des Parnes, auf der anderen das Meer und die hohen ruhigen Berge Euböa's, aus denen besonders der schneebedeckte kegelförmige Gipfel der Dirphys herausragt.

Die Strecke von Rhamnus hinauf nach dem alten Aulis gehört gewiß zu den schönsten Landschaften der ganzen Welt. Die Meerenge des Euripus wird, je höher wir hinaufgehen, immer enger und enger. Drüben von Euböa schimmern am Fuße der langhingestreckten Berge die Häuser von Eretria und Chalcis herüber; auf dem Festlande aber erheben sich die schwung-

vollen und doch eigensinnig gezackten Berge von Aulis; ja, schon taucht der Parnaß auf, mit seinen mächtigen schneebedeckten Felsmassen. Es ist von großem Reiz, diese mannigfachen Bergformen mit einander zu vergleichen und die Eigenthümlichkeiten ihrer Modellirung innerlich nachzubilden. Es kann kaum schönere Berge geben als diese griechischen Berge. Sie haben nicht das Zackige und Spitzige der nordischen Bergformen. Ihr Grundzug ist das Vorherrschen der horizontalen Linie, ruhige und bequeme Lagerung selbst im Aufsteigen. Schon der Fuß unten bildet eine breite und sichere Unterlage. Die Linien erheben sich zuerst nur ganz leise und allmälich; dann aber werden sie plötzlich kühner und aufstrebender, dazwischen lagern sich dann meist wieder ruhige, sanft geschwungene Flächen, die in das hastige Aufsteigen Ruhe und Maaß bringen. Aber so früh läßt sich die frische Kraftfülle der aufsteigenden Linien noch nicht zurückhalten. Im Gegentheil! Sie ist nur kühner geworden und schöpferischer; jetzt schichtet sie steile und schroffe Felswände auf, bildet wild zerrissene Vorsprünge und Schluchten, bis dann endlich das Rauhe und Jähe sich allmälig wieder beruhigt und mildert und zu weicheren leise austönenden Linien zurückkehrt. Und dazu eine Reinheit der Luft, die selbst in der weitesten Entfernung noch die Zeichnung scharf und bestimmt hervorhebt, und ein wechselvolles Spiel der gluthvollsten Farben, das schon jetzt im Frühling entzückend ist, im Sommer und Herbst aber von der hinreißendsten Schönheit sein muß. Das, was Griechenland in landschaftlicher Schönheit vor Italien voraus hat, das ist die

unendliche Mannigfaltigkeit seiner Küstenbildungen. Italien hat nur die Eine Küste, die westliche; die östliche Küste, die Küste des adriatischen Meeres ist von Ravenna bis Brindisi mit wenigen Ausnahmen einförmig und reizlos. Wie viel Küsten und Buchten dagegen hat Griechenland! Und die eine immer schöner und gewaltiger als die andere! Freilich fehlte dafür der griechischen Landschaft wohl selbst in den blühendsten Zeiten des Alterthums der üppige Schmuck der italienischen Pflanzenwelt!

Zwischen Kalamo und Markopulo liegen in der lieblichen Thalschlucht Maurodhilissi dicht neben einem rieselnden Bergbach, die erst neuerdings entdeckten Mauertrümmer vom Tempel des Amphiaraos, der über der Stelle errichtet war, auf welcher der alten Sage nach Amphiaraos, dem thebanischen Lager entfliehend, mit seinem Streitwagen von der Erde verschlungen und zu göttlichem Dasein geführt ward. Eine Stunde von diesen Tempelresten entfernt ist Scala di Oropo, wo nach Leake das alte Delphinion, der Hafen von Oropos, nach Finley und Roß das alte Oropos selbst war. Dort befindet sich in einem elenden Wirthschaftsgebäude, mitten unter allerlei Ackergeräthen, ein Relief, das wahrscheinlich einst in jenem Amphiaräon als Weihegeschenk aufgestellt war. Es stellt einen Streitwagen dar, von vier schnaubenden Rossen gezogen; auf dem Wagen steht ein jugendlicher Held und dessen Wagenlenker. Selbst wenn der Fundort nicht so genau die Deutung bestimmte, so könnte kein Zweifel sein,

daß unter jenem jugendlichen Helden Amphiaraos gemeint ist. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, in dem sich eben der Erdschlund öffnet. Die Pferde, bis dahin im wildesten Galopp dahin schnaubend, scheuen erschreckt zurück; Amphiaraos klammert sich unwillkürlich an die Lehne des Wagens und beugt sich zurück, den vergeblichen Versuch machend, den Wagen vor der Einfahrt in den jähen Schlund zum Halt zu bringen; der Wagenlenker aber steht starr und fassungslos, nur mechanisch bewegen sich seine Hände, um die Zügel der Pferde straffer zu fassen. Die Zeichnung der Pferde sowohl, wie die der beiden Menschengestalten ist so frei und edel, die Charakteristik der rasch wechselnden Empfindungen so fein und wirksam dramatisch, daß Welcker, der diese Reliefdarstellung in seinen „Alten Denkmälern. Th. 2. S. 172“ bekannt gemacht hat, mit Recht sagt, dies Werk gehöre zum Schönsten, was je die menschliche Kunst hervorgebracht habe. Welcker vergleicht es wegen der Lieblichkeit und Zartheit der Formenbehandlung mit jenen Figuren und Gruppen, die das Marmorgeländer des Niketempels auf der Akropolis schmückten. Betrachten wir aber, was all dieser Zartheit doch zugleich für eine Kraft und heroische Größe einwohnt, da können wir kaum noch Bedenken tragen, dies Relief sogar den besten Friesplatten des Parthenon an die Seite zu stellen, obgleich der Amphiaraosdienst in Oropos erst jüngeren Ursprungs zu sein scheint.

Wir entfernen uns vom Ufer des Meeres und übersteigen einige Anhöhen. Da breitet sich vor uns eine weite Ebene

aus, die rechts von den blauschimmernden Bergzügen des Parnes, links von den Höhen von Aulis begrenzt ist; geradaus liegt ruhig und majestätisch der Parnaß. Dies ist die große thebanische Ebene. Wir sind in Böotien.

Die Ebene ist fruchtbar und verhältnißmäßig gut angebaut. Und mitten in den Getreidefeldern stehen uralte mächtige Eichen und weitschattige Pinien. Eine dieser Pinien streckte die runde Wölbung ihres Daches so weit aus, daß eine ganze Rinderheerde unter ihr Platz fand.

Hart am Wege liegen die Trümmer des alten Tanagra. Es sind wirre Steinhaufen; keine menschliche Wohnung hat sich in der Nähe angesiedelt. Ringsum todte schweigende Einsamkeit. Nur ein Adler kreiste hoch in den Lüften.

Von hier sind wir in anderthalb Stunden in Theben.

Theben, so unendlich oft zerstört und doch immer auf der altgeweihten Stätte sich auf's Neue erhebend, macht einen sehr freundlichen Eindruck. Auch heute liegt Theben, wie bereits zur Zeit des Pausanias, auf jenem länglich runden, von Süden nach Norden sich leise senkenden, oben stumpf abgeplatteten Hügel, der einst der Sitz der alten Akropolis war. Auf allen Seiten aber liegen in der nächsten Umgebung vielfache andere Hügelgruppen. Die Thaleinschnitte derselben bedingten in der alten Glanzzeit die Lage der sieben

Thore. Auf der Ostseite der Stadt, unten am Fuße des Hügels, ergießen zwölf alte Marmormündungen in den schönen Brunnen der heiligen Theodora das Wasser des Ismenos; und ebenso steht auf der anderen Seite des Hügels, am westlichen Abhang, der schöne Marmorbrunnen der Dirce. Weder hier noch dort fehlen blühende Mädchen und Frauen, emsig mit Waschen beschäftigt.

Man kann gar nicht müde werden, in diesem kleinen Theben umherzuwandern. Ueberreste des Alterthums sind nicht mehr vorhanden, außer einigen Säulenstücken und Marmorquadern. Aber wohin wir blicken, da schauen wir überall auf die gewaltigen Berge der landschaftlichen Umgebung, die schon an sich schön, noch eine besondere Weihe durch die alten Sagen erhalten, die an sie geknüpft sind.

Im Osten dort liegen die Berge von Euböa, im Westen der Parnaß und der vielzerklüftete Helikon; im Süden aber der Kithären und im Norden die grüne Hügelkette des Teumessos, auf dessen letzter Spitze die grause Sphinx lag, die Oedipus durch die Lösung des Räthsels vom Fels herabstürzte.

Der Zauber der alten Sage schwebt über der Stadt. Wir können die Sphinx und den Kithären und die Quelle der Dirce nicht sehen, ohne daß die gewaltigen Gestalten der

schicksalsreichen Oedipussage und des Zethus und Amphion uns fortwährend vor Augen stehen.

Ueberraschend ist die ausgezeichnete Schönheit des thebanischen Menschenschlags. Ich habe hier Knaben und Jünglinge gesehen, so ächt griechisch in der Gesichtsbildung und so blühend und edel in Wuchs und Haltung, als seien sie die fleischgewordenen Gestalten des Parthenonfrieses. Aber über dem Lobe der Schönheit will ich nicht vergessen auch eine Unsitte zu erwähnen, die ich hier wie fast in allen belebteren Ortschaften Griechenlands gefunden habe. In der edlen Straßenjugend lebt eine falsche Auffassung des alten Discusspiels; sie belustigt sich, auf den Fremden mit kleinen Steinchen zu werfen. Groß ist in diesem Spiel die Jugend von Eleusis; die erste Siegespalme aber gehört unbestreitbar den jungen Thebanern.

Lebadeia.

Lebadeia's Bedeutung im Alterthum beruhte hauptsächlich auf dem hier befindlichen Orakel des Trophonios.

Böotien war überhaupt, um einen Ausdruck des Plutarch zu gebrauchen, das vielstimmige Land der Orakel. Zukunft verkündend war der heilige Brunnen zu Hysiä; auch die Nymphen der sphragydischen Grotte am Kithäron wahrsagten; der tanagräische Flecken Heleon hatte seinen Batis; zu Oropos und Harma waltete der Dienst und das Traumorakel des Amphiaraos; und auch der Weissagegott Apoll hatte auf dem ptoischen Berge, zu Tegyra, zu Eutresis in der Nähe von Thespiä und zu Theben selbst seine orakelkündenden Heiligthümer. Unter allen Orakeln Böotiens aber war das Orakel des Trophonios das berühmteste und tiefgreifendste. Noch in später Zeit, da alle übrigen schon längst verstummt waren, blüht, neben der Pythia in Delphi, noch in Lebadeia der Dienst des Trophonios.

Lebadeia liegt an der südwestlichen Ecke der großen orchomenischen Ebene, etwa acht bis neun Stunden von Theben entfernt. Die Gegend, durch die der Weg führt, ist unbedingt eine der merkwürdigsten von ganz Griechenland.

Was ist es für ein seltsamer Anblick, wenn wir den niedrigen und schmalen Bergpaß, der die beiden Thalkessel Böotiens, die Ebenen von Theben und Orchomenos, mit einander verbindet, überschritten haben! Wir stehen am Fuße der malerisch kühnen, tief zerklüfteten, hie und da dunkel bewaldeten Felsberge des Helikon. Vor uns liegt eine weite, mit Schilf überwachsene Sumpffläche, aus der nur vereinzelte sonnenbeschienene Wasserspiegel herausblitzen. Dieser weite Sumpf ist der kopaische See. Im Norden und Osten erheben sich die kahlen, kalkgrauen, ruhig hingelagerten Höhen des akontischen und ptoischen Bergzuges, und im Westen hoch aufragend die gewaltigen, ruhig erhabenen Massen des schneebedeckten Parnaß.

Der kopaische See ist der Sammelplatz der vom Helikon, Parnaß und Akontion zuströmenden Bergwässer. Nur im Winter ist er eine in sich einige und zusammenhängende Wasserfläche; im Frühjahr vertrocknen einige Stellen rasch genug, um noch als Fruchtfeld dienen zu können; andere, später vertrocknend, geben vortreffliches Weideland; und mitten zwischen diesen Aeckern und Weiden liegen Sümpfe und Wässer, die wohl nur darum niemals versiegen, weil sie außer jenem Zufluß der Bergbäche noch ihre eigenen Quellen haben.

Die zwanzig größeren und kleineren Abzugsgräben, die hier vorhanden sind, die sogenannten Katabothren, theils natürliche, theils künstliche Erdstollen, sind nicht hinreichend, das Land völlig zu entsumpfen und vor zeitweise wiederkehrenden großen Ueberschwemmungen zu schützen. Die verschiedensten Zeiten, die ältesten Minyer, Alexander der Große, die fränkischen Herzöge, haben daher hier großartige Canalbauten in Angriff genommen, aber niemals genügend zu Ende geführt.

Man hat die Ueberschwemmungen des kopaischen Sees treffend mit den Ueberschwemmungen des Nil verglichen. So schlecht und dürftig diese Aecker auch jetzt bestellt sind, so tragen sie doch, wie eine verläßliche Quelle berichtet, fünfzehn-, zwanzig- bis dreißigfältige Frucht, ja ein neu angeschwemmtes Land am Ausflusse des Kephissos sogar sechzigfache. So erklärt es sich leicht, warum gerade hier, in dieser fieberhaften und gefährlichen Landschaft, ein gutes Stück der griechischen Urgeschichte sich abspielt. Noch zeugt da drüben am jenseitigen Ufer des Sees das alte Schatzhaus der Minyer zu Orchomenos von dem Glanz und Reichthum der vorgeschichtlichen Zeiten. Die Ilias preist das unermeßliche Gold, das sich dort aufhäufte, und auch der Hymnus auf den pythischen Apoll, die älteste Kunde der böotischen Sagen, besingt die Macht und die heitere Festfreude der hier gelegenen Städte Haliartos und Oekalia zu einer Zeit, da „noch kein Sterblicher zur heiligen Thebä und nicht Wege und Stege durch ein weizenreiches Gefild führten, sondern Alles dort noch in dichten Wald gehüllt

war.“ Und wieder über diese Urzeiten hinaus berichten andere Sagen von einem noch älteren Orchomenos und von fabelhaften Städten Athen und Eleusis, die von der großen herkulischen Fluth verschlungen wurden.

Zwei bis drei Stunden schlängelt sich der Weg zwischen dem Kopaisee und dem Helikon entlang. Wo der Helikon endet, da erhebt sich sofort ein neuer Bergzug, der Laphystios; am äußersten Abhang desselben liegt Lebadeia.

Lebadeia heißt jetzt nach dem durchgängigen Itacismus der neugriechischen Sprache Livadia. Es hat jetzt etwa fünftausend Einwohner und ist eine der freundlichsten und belebtesten Städte Griechenlands. Der Laphystios thront hoch über der Stadt, in vollen und runden Linien aufsteigend; neben ihm lagert ein zweiter Berg; niedriger als der Laphystios, aber breitrückiger; jetzt trägt er die Trümmer mittelalterlicher Festungsbauten, im Alterthum aber war er der Sitz prächtiger Tempel und Heiligthümer. Beide Berge sind durch eine enge Felsschlucht von einander getrennt, durch die sich über unzählige Blöcke und Klippen mit rastlos lautem Geplätscher ein munterer Bergbach hindurchdrängt. Die Schlucht öffnet sich in das Thal und am Anfang desselben, zum Theil noch auf bergigem Abhang, liegt die Stadt, umgeben von grünen Gärten und Bäumen, wie sie in dieser Anzahl in Griechenland nur sehr selten zu finden sind. Der Abend war herrlich. Den ganzen Tag über hatte die Sonne auf der baumlosen Ebene,

die wir durchritten, mit wahrhaft unerbittlicher Gluth gebrütet. Jetzt war die Luft kühl und würzig. Der Mond stand in vollem Glanze am sternbesäten Himmel und zeigte Berge und Felder und Stadt in magisch wirksamer Beleuchtung. Dazwischen das träumerische Plätschern des Baches. Es war, als wäre man plötzlich in eine jener unvergleichlich schönen Bergstädtchen von Savoyen oder Piemont versetzt. Wie entzückend muß dies Lebadeia gewesen sein, als noch der alte wohlgepflegte Götterhain und die prächtigen Tempel es schmückten. Pausanias sagt: die Stadt hat alle Schönheiten, die nur irgend eine blühende Stadt der Hellenen haben kann

Hier also thronte Zeus Trophonios; ein Gott der Unterwelt, aber ein milder und freundlicher. Er ist ein Gott der Weissagung und Offenbarung, zu dem ein Jeder hinabsteigt, der über verschlossene Dinge Rath und Auskunft verlangt. Wer in die Höhle des Trophonios hinabstieg, der glaubte, er steige in die Schauer der Unterwelt.

Das Orakel des Trophonios ist, wie das Orakel in Delphi, durchaus auf ekstatische Seelenzustände gegründet. Aber in der äußeren Einrichtung ist ein sehr bedeutender Unterschied. In Delphi wird nur die Priesterin des weissagenden Gottes, die Pythia, durch die aus der geheimnißvollen Tiefe der Erde aufsteigenden Dünste erregt und begeistert und diese ertheilt sodann dem Fragenden die innere Offenbarung ihrer Ver=

zückungen. Hier aber, im Orakel des Trophonios, übernimmt der Fragende selbst die Ekstase.

Auch Pausanias, der alte griechische Reisende, stieg in die Höhle des Trophonios. Er hat uns eine sehr anziehende Schilderung von den Ceremonien überliefert, die dabei obwalteten. Und es ist lehrreich zu sehen, welcherlei aufregende und bethörende Mittel und Schrecknisse die Priester gebrauchten, um die gläubige Phantasie des Fragenden zu erhitzen und zu verzücken.

Wer das Orakel befragen wollte, der mußte sich erst mehrere Tage in einem besonderen Gemach aufhalten, das dem guten Dämon und der Schicksalsgöttin Tyche geweiht war. Während dieser Zeit mußte er sich geistig und leiblich völlig rein erhalten, er durfte kein warmes Bad gebrauchen, sondern mußte sich in dem Fluß Hercyna baden. Fleisch hatte er im Ueberfluß, denn er genoß von den Fleischopfern, die er dem Trophonios und dessen Söhnen, dann dem Apollo, dem Kronos, dem Zeus Basileus, der Here, der Demeter brachte. Bei allen diesen Opfern ist ein Wahrsager zugegen, der ihm aus den Eingeweiden der Opferthiere verkündet, ob ihn Trophonios gut und gnädig aufnehmen werde. In der letzten Nacht aber, in der die Befragung geschehen soll, schlachtet der Fragende einen Widder; das Blut desselben läßt er in eine Grube fließen und ruft dabei den Agamedes, den Vater des Trophonios, an. Mochten auch alle früheren Opfer günstig sein,

sie gelten Nichts, wenn nicht auch die Eingeweide dieses Widders günstig sind. Sind sie es, da unternimmt der Fragende das Wagniß hoffnungsreich. Zwei dreizehnjährige Knaben, aus Lebadeia gebürtig, führen ihn nun wiederum an den Fluß Hercyna, baden ihn noch einmal und salben ihn mit Oel. Aber immer wird er noch nicht zum Orakel selbst geführt. Jetzt führen ihn die Priester erst zu den Quellen des Flusses, die nahe aneinander liegen. Die eine ist die Quelle der Lethe; in dieser muß er den Trank der Vergessenheit trinken, damit er Alles vergesse, was seinen Sinn bis dahin beschäftigte. Die andere ist die Quelle der Mnemosyne; hier trinkt er den Trank der Erinnerung, damit er Kraft gewinne, sich alles Dessen erinnern zu können, was er in der Höhle schauen wird. Nun wird ihm das alte Bild des Gottes gezeigt, das allen übrigen Menschen sonst unschaubare. Er verehrt es und betet zu ihm inbrünstiglich. Und jetzt erst wird er im Dunkel der Nacht hinauf zum Orakel selbst geleitet, angethan mit einem Linnengewand und mit Schuhen, wie sie am Orte selbst in Gebrauch sind. Das Orakel liegt oben auf dem Berge, über dem Haine. Dort aber ist eine runde Erhöhung von weißem Marmor, die nur wenige Fuß hoch ist, und Gestalt und Umfang einer kleinen griechischen Tenne hat. Sie ist von einem Gitter umschlossen, das eine Thür öffnet. Der Fragende tritt in diesen umschlossenen Raum hinein. Da thut sich vor ihm ein Schlund (*χάσμα γῆς*) auf, nicht ein natürlicher, sondern ein mit Kunst und feiner Berechnung gebauter. Dieser Bau glich einem kleinen, runden, griechischen

Backofen, unten im Durchmesser etwa vier Ellen und der Höhe nach etwa acht Ellen messend; oben hat er eine kleine, etwa zwei Spannen breite Oeffnung. Es ist keine Treppe vorhanden; Dem, der hinabsteigen will, bringt man eine schmale und leichte Leiter. Der Hinabsteigende ergreift mit beiden Händen einige Honigkuchen, um die unten hausenden Schlangen zu besänftigen; dann geht er auf der Leiter abwärts, bis die Kniee innerhalb der Oeffnung sind; und sodann wird der übrige Theil des Leibes blitzschnell nachgezogen, wie wenn ein großer und reißender Strom einen zusammengebundenen Menschen in seinen Strudel zieht. Nun beginnen da unten in der Höhle selbst die Schrecknisse der Unterwelt, Schlangen und böse Geister steigen auf, Gebrüll allerlei Art läßt sich hören; der Eine sieht die Dinge, die ihm am Herzen liegen, in geheimnißvollen Gestalten, der Andere hört sie in gespenstigen oder lockenden Tönen. Zuletzt wird der Fragende wieder durch dieselbe Oeffnung zurückgeschoben, durch die er hinabgestiegen war; aber kopfüber, die Beine voraus. Hier nehmen ihn die Priester sogleich in Empfang. Sie setzen ihn auf den Stuhl der Mnemosyne und fragen ihn, was er gesehen und gehört hat. Darauf übergeben sie ihn den Orakeldienern, die den noch ganz von Furcht Betäubten wieder in das Gemach des guten Dämon und der Tyche zurücktragen. Dort verbleibt er, bis er sich von seiner Betäubung erholt hat.

Dies Orakel greift oft sehr bedeutsam in die wichtigsten Ereignisse der griechischen Geschichte ein, ja es steht sogar zu

Zeiten mit dem Orakel zu Delphi in der engsten Verbindung. Auf der anderen Seite sieht man, daß hier Gaukelspiel und Priestertrug ein weites Feld hatten. Es war daher sehr oft der Gegenstand des unbarmherzigsten Spottes für die griechischen Komiker.

Von den Oertlichkeiten und inneren Einrichtungen dieses Orakels ist jetzt wenig mehr zu sehen. Die Hercyna heißt jetzt Chiliá. An ihren Ufern am Fuße des Festungsberges sind in den Felswänden unzählige Nischen, offenbar für fromme Weihebilder bestimmt, und zwei große, zum Theil künstlich bearbeitete Felsgrotten, die von Einigen für das Gemach des guten Dämon und der Tyche und für die Grube des Agamedes gehalten werden.

Stephani rühmt sich in seiner „Reise durch das nördliche Griechenland“, die eigentliche Orakelhöhle wieder aufgefunden zu haben. Mein Reisegefährte Preller und ich hatten den vollsten Glauben zu dieser Entdeckung; jetzt wissen wir, daß dieselbe ein arger Irrthum ist.

Jene Orakelvertiefung war, wie Pausanias deutlich sagt, in ihrer Gestalt einem griechischen Backofen vergleichbar, d. h. sie war ein bienenkorbartiger Gewölbbau, sich von unten nach oben verengend; Ullrichs hat sie daher sehr passend mit dem Gewölbbau der alten Schatzhäuser von Mykene und Orchomenos verglichen. Jener unterirdische Bau einer kleinen zer=

fallenen mittelalterlichen Kirche aber, den Stephani für den Sitz des alten Orakels ausgiebt, hat, wie er selbst sagt, ganz regelmäßige Wände und Pfeiler. Stephani hätte hinzusetzen sollen, daß die Kirche zwanzig Fuß breit und siebenundzwanzig Fuß lang, und daß jener Unterbau genau wie die Kirche selbst ein regelmäßiges Oblongum ist. Und nicht Eine Oeffnung, wie Pausanias berichtet, sondern zwei Oeffnungen dicht nebeneinander führen in diesen Unterbau; ja, hätte sich Stephani noch etwas genauer umsehen wollen, so würde er nicht weit von diesen beiden Oeffnungen entfernt sogar noch eine dritte entdeckt haben. Kurz, die Wahrheit jener vermeintlichen Entdeckung ist ganz einfach, daß dieser Unterbau nichts ist als die Krypta der Kirche, und daß diese Krypta später zu einer Festungscisterne benutzt ward. Und als eine solche Cisterne führt sie auch bereits der alte englische Reisebeschreiber Dodwell an.

Es ist ein vergebliches Bemühen, hier viel auf Entdeckungen ausgehen zu wollen. Der ganze Festungsberg, der den alten Orakelbezirk einnimmt, ist über und über mit mittelalterlichen Bautrümmern und Felsblöcken bedeckt.

Otfried Müller sagt in seinem Werk über Orchomenos einmal: „Ich hasse die unselige Art Chandler's, überall, den Pausanias in der Hand, jeden alten Stein oder Hügel wieder entdecken zu wollen.“

Delphi.

Delphi liegt am südwestlichen Abhange des Parnaß. Wer also von Böotien kommt, muß fast den ganzen Parnaß umwandern.

Wie feierlich ruhig und majestätisch sie dort vor uns lagern, die gewaltigen hochaufgethürmten Bergmassen! Der Parnaß ist etwa achtehalbtausend Fuß hoch; er besteht, wie fast alle Gebirge Griechenlands, aus nackten, bläulich grauen Kalkfelsen; nur unten um den Fuß schlingt sich der schmale Saum eines dunkelgrünen Tannenwaldes, und oben das Haupt ist mit hellglänzendem Schnee bedeckt. Die Massen des Parnaß sind nicht so zerrissen wie die des Helikon; sie sind in sich zusammenhängender, geschlossener; kurz, massenhafter. Und dennoch innerhalb der Einheit welche Mannigfaltigkeit, innerhalb der Ruhe welche Bewegung! Die Felswände steigen steil und rasch auf, aber in einfach großartigen und nachhaltigen Linien; dazwischen schieben sich sanft hingelagerte breitrückige

Hochebenen; aus diesen erheben sich wieder neue Felswände, kühner und höher vielleicht als die ersteren, aber in derselben einfachen und bestimmten Zeichnung; und so geht es fort und fort in dem ununterbrochenen, aber immer harmonisch vermittelten Wechsel von schwungvoll aufsteigenden und mild gerundeten Flächen, bis dann endlich oben auf der höchsten Höhe der Berg sich zu einer ruhigen und großartigen Massenwirkung zusammenschließt, aus der sich, von unten sichtbar, nur einige wenige Kuppen, aber diese mit lebensvoller Energie, herausheben.

Ein schmales tiefes Thal, von dem Pleistos durchrauscht, scheidet den Parnaß von dem Bergzuge der Kirphis, der ihm parallel läuft und sich bis an das korinthische Meer erstreckt. Am Eingang des Thales liegt der berühmte Dreiweg, Triodos, auf dem sich der Weg von Delphi in drei verschiedene Arme spaltet. Der rechte führt nach Daulis, der linke über Ambrysus nach Korinth; geradeaus geht es nach Lebadeia. Hier war es, wo Oedipus, der Schicksalsverfolgte, mit dem Lajus zusammenstieß und, nicht wissend, daß dieser sein Vater sei, ihn erschlug in entsetzlichem Jähzorn. Noch sind hier einige übereinander gehäufte Steinschichten von dem einfachen Denkmal vorhanden, das nach dem Bericht des Pausanias das Grab des Lajus und seines Wagenlenkers bedeckte.

In dieser verborgenen Thalschlucht geht der Weg entlang; immer langsam berganſteigend. Die Gegend ist öde und ein-

förmig, rechts die rauhen Felsen des Parnaß, links die kahle Kirphis. Man begreift es, wie schon im Alterthum hier manchmal Frevler aus einsamen Verstecknissen hervorbrachen und den frommen Wallfahrer seiner Opfergeschenke beraubten.

Nur auf der Hälfte des Weges unterbricht Aráchova die todte Einförmigkeit. Aráchova, das alte Anemoria, ein freundlicher Ort von vier= bis fünfhundert Häusern, lehnt sich malerisch an einen steilen Bergabhang des Parnaß hinauf. Oben auf einer Felsspitze, dicht über der Kirche, hat man wieder eine von jenen überraschend großartigen Fernsichten, die nur Griechenland, das berg= und küstenreiche, zu bieten hat. Zu unseren Füßen die wilden Thäler und Berge, die sich an die Kirphis anschließen und als die letzten Ausläufer des Parnaß zu betrachten sind; hinter diesen der blaue Wasserspiegel des korinthischen Meeres, und darüber hinaus der schneebedeckte Kyllene und die auf= und niederwogenden Berggipfel der peloponnesischen Küste von Sikyon bis hinauf nach Vostizza. Delphi aber, obgleich nur zwei Stunden von hier entfernt, ist noch immer nicht sichtbar; vorspringende Felsriffe verdecken es.

Man sieht Delphi nicht früher, als bis man unmittelbar an Ort und Stelle ist.

Wahrlich, dieser erste Blick auf dies umschlossene, heilige, friedvolle Thal von Delphi muß im Alterthum von einer

wahrhaft dämonischen Macht gewesen sein! So gewaltig und unerwartet ist er! Sogar jetzt noch, da doch die alte Pracht und die religiöse Weihe des Ortes für immer entschwunden ist, ist er noch tiefergreifend.

Denke Dir ein enges Felsthal, das in seiner Ferne auffallend an das Halbrund eines alten Theaters erinnert. Die Rundung wird gebildet durch eine sanft eingeschweifte Berglehne des Parnaß. Sie ist die Nordseite des Thals. Auf der Ostseite springen schroff zwei riesige Felswände, die sogenannten Phädriaden, vor, und auch die Westseite ist durch einen vorspringenden Felsrücken geschlossen, der zwar niedriger ist als die östlichen Felsen, aber dessen Wirkung verstärkt wird durch die herüberragenden Gipfel der lokrischen und ätolischen Berge. Und auf der Südseite schließt den Halbkreis geradlinig der Zug der Kirphis, an deren Fuß sich der Pleistos durch eine tiefe Schlucht hindurchwindet. Zur Zeit der alten Pracht und Herrlichkeit erhoben sich nun auf der oberen Hälfte des Kreises die Häuser und die heiter strahlenden Tempel stufenweis übereinander, wie die Sitzreihen eines Theaters, theils auf natürlichen theils auf künstlichen Terrassen, von denen einige noch heute zu sehen sind. Auf einer der letzten Stufenreihen lag das alte gottgeheiligte Orakel, das der Stadt Dasein und Ruhm gab, überdeckt von dem kunstreichen Gotteshaus des Apollo, das rings die grünen Bäume des Tempelhaines und hochragende Bildsäulen umgeben.

Heute ist dies einst so prächtige Delphi ein elendes kleines Dorf. Es heißt Kastri, weil die Ansiedler meinten, die alten Mauertrümmer, die sie hier fanden, seien eine alte Festung gewesen, ein Paläo Kastron. Der heilige Erdschlund, aus dem der wissende Gott durch den begeisterten Mund seiner Priesterin den entscheidenden Schicksalsspruch kund that, ist unter Schutt und Trümmer spurlos verschwunden; die Unterbauten des großen Tempels, der diese orakelspendende Höhle in sich einschloß, sind überbaut von schmutzig ärmlichen Hütten, und nur vereinzelte Bruchstücke von dorischen Tuff- und ionischen Marmorsäulen gemahnen wehmüthig an die einstige Glanzzeit. Auch von der alten Lesche, jener prächtigen Säulenhalle, die der große Polygnot mit seinen erhabenen Bildern geschmückt hatte, ist nur noch der Fußboden vorhanden, der jetzt als Speicher für Heu und Getreide dient; dazu kommen unten im schattigen Garten des Klosters der Panagia die Reste der alten Ringschule und, in der Nähe derselben, die Grundmauern von vier kleinen Tempeln, von denen man einen Rundbau, der in seiner Anlage dem römischen Pantheon gleicht, jetzt gewöhnlich der Athene Pronoia zuschreibt. Das ist Alles, was von den Bauwerken des alten Delphi erhalten ist.

Fast noch schlimmer steht es um die Denkmale der bildenden Künste. Dasselbe Delphi, das trotz aller römischen Plünderungen sogar noch zu Plinius' Zeiten sich eines Schatzes von mehr als dreitausend Statuen rühmte, hat jetzt nichts als einige dürftige Sculpturfragmente in den Mauern des

Klosterhofes und einige gute, aber arg verstümmelte Sarkophage aus römischer Zeit in ein paar halbgeöffneten Gräbern am Anfang der heiligen Straße. Der athenische Archäolog Pittakis hatte uns gesagt, daß im Hause eines Herrn Phrangos, dessen Eigenthum der Grund und Boden des alten Tempelbezirks ist, neu gefundene Reliefbilder aufgestellt seien. Herr Phrangos aber macht, wahrscheinlich zum Behuf heimlichen Verkaufs, aus diesem Fund ein Geheimniß; alle unsere Bitten und Versprechungen vermochten nicht, uns den Eingang zu öffnen.

Der Menschen Werk, war es auch noch so herrlich und kunstreich, ist zertrümmert und verfallen. Aber die landschaftliche Natur ist in allen Stürmen unverändert dieselbe geblieben. Noch sind oben auf der höchsten Spitze des delphischen Berges die in den natürlichen Fels gehauenen Sitzstufen der Rennbahn, und nicht weit von ihr entfernt, dicht unter schroffer Felswand sprudelt nach wie vor jene hellperlende Quelle, die der ortskundige Ulrichs als den alten Stadtbrunnen der Delphier, als die Delphusa sicher erkannt hat. Noch sehen wir etwa hundert Schritt unter dieser eine andere Quelle, die Kassotis, deren heiliger „immerströmender Born den pythischen Lorbeer tränkte und das heilige Myrthengebüsch des ewigen Götterhaines.“ Und noch sehen wir auch die liedergepriesene Quelle der Kastalia, in deren silberklarem Weihwasser sich die Priester des Gottes und Alle, die von dem Gotte Rath oder Sühnung verlangten, sich baden und reinigen mußten. Und

dicht über dieser kastalischen Quelle erheben sich steil die nackten, neunhundert Fuß hohen Felswände der Phädriaden, von denen man in den älteren Zeiten alle Frevler herabstürzte, die schwere Verbrechen am delphischen Heiligthum verübt hatten. Eine tiefeingegrabene Schlucht, durch die ein Gießbach herabfällt, trennt sie so malerisch kühn in zwei gesonderten Massen, daß sie zumeist der Grund waren, warum die römischen Dichter den vielgipfligen Parnaß fast nur als den biceps Parnassus, d. h. als den zweigipfligen, zu bezeichnen pflegten.

Sage man aber, was man wolle, der Eindruck solcher altehrwürdiger geheiligter Stätten hat etwas tief Magisches in sich. Diese klare Fluth der Kastalia, die Steinstufen, die in sie hinabführen, die kleinen Nischen dort an den Felswänden zur Aufnahme frommer Weihebilder bestimmt, beschäftigen die Phantasie unaufhörlich und reizen sie, die große Vergangenheit aus dem Schutt und Trümmer, unter dem sie begraben liegt, wieder wach zu rufen.

Sich mit dem strahlenden Wagen des Vierspanns
Glänzt Helios über den Erdkreis schon,
Und die Sterne, sie fliehn in die heilige Nacht
Vor der himmlischen Gluth.
Unersteigliche Höh'n des Parnasses, begrüßt
Vom erwachenden Tag, glühn schwelgend im Licht,
Das wonnig den Sterblichen leuchtet.
Und der Myrthen lieblicher Duft wallt auf

Zu dem Tempelgesims;
Und die Delpherin thront auf heiligem Stuhl,
Und singt hellenischem Volke den Spruch,
Den stürmend Apollon ihr vorsang.
Ihr Delphier, Diener Apollon's, auf!
Wallt zu den silbernen Wirbeln Kastalia's.
Und wann Ihr im Thau der krystallenen Fluth
Euch badetet, eilt in den Tempel hinein;
Und zu Lauten des Heils nur weihend den Mund,
Laßt Heilsames nur die Verlangenden, die
Rathfragen den Gott,
Von günstigen Lippen vernehmen!

Chäronea.

Nach der unglücklichen Schlacht von Chäronea brachten die Athener ihre Todten nach Athen und bestatteten sie, wie es seit dem zweiten Perserkriege bei ihnen Gesetz und Brauch war, in der Gräberstraße des äußeren Keramikus. Eine einfache Inschrift pries die Tapferkeit der Gefallenen. Wir kennen diese Inschrift aus der Rede des Demosthenes über die Krone.

Die Thebaner aber begruben die Todten auf dem Schlachtfelde selbst. Und nicht eine Inschrift stellten sie auf das Grabmal, sondern das Kolossalbild eines sterbenden Löwen.

Im Jahre 1818 ist dieser Löwe wieder aufgefunden. Das Erdreich hatte sich unter seiner Last gesenkt; vom Anfang an schon aus mehreren Theilen zusammengesetzt, ist er in neun verschiedene Stücke auseinandergeborsten. Der Leib ist innen hohl; nicht aber auch der Kopf. Dadurch widerlegt sich von selbst die Vermuthung Göttling's, als habe dieser Löwe vielleicht zugleich als Brunnenleitung gedient.

Wie erschütternd ist die Sprache dieses stummen Denksteins! — Die Formen dieses gewaltigen Leibes sind so kräftig und stolz und edel; man sieht, der Löwe, wenn er nicht siegen kann, ist ein Held auch noch in seinem Untergange. Vom Kampf bis zum Tod ermattet, hat er sich niedergekauert, den Schweif tief eingezogen; aber noch rafft er die letzte Kraft zusammen und stellt sich trotzig auf die Vordertatzen. Vergebens! das Auge bricht ersterbend. Die Mundwinkel öffnen sich zu lautem Schmerzschrei; der Löwe preßt jedoch die Lippen fest zusammen; er will nicht, daß man von ihm eine Klage höre.

Der sterbende Löwe! Es ist ein stolzes Sinnbild; und neuere Bildhauer haben es nur allzu oft bei recht unpassender Gelegenheit nachgebildet. Griechenland aber hatte ein Recht dazu, sich die Trauer über den Fall seiner Freiheit durch selbstbewußten Stolz zu mildern.

Hier bei Chäronea flammte noch einmal die alte politische Thatkraft auf; alle inneren Feindseligkeiten verstummten der von außen drohenden Gefahr gegenüber. Mehr als tausend Athener fielen; fast ebenso viele Thebaner, und unter diesen Thebanern war die heilige Schaar jener dreihundert Jünglinge, die noch keine Schlacht besiegt hatte und die auch hier, ihrem Eide getreu, nicht von der Stelle wich.

Dieser Untergang Griechenlands ist eine Tragödie im höchsten Sinne des Wortes. Der Held geht unter; aber das

Große und Schöne, was in ihm lag, bleibt unverloren und keimt zu neuer Lebenskraft.

Es liegt eine tiefe Poesie in jener Erzählung, die uns der alte Geschichtschreiber Diodor berichtet. Am Abend nach der Schlacht durchwanderte Philipp mit seinen Feldherren siegestrunken das Schlachtfeld. Sie kamen zuerst an die Stelle, wo die heilige Schaar der Thebaner, mit Wunden bedeckt, Mann an Mann lag; der Anblick der ruhmvoll gefallenen Helden erweckte Bewunderung und Theilnahme in der Seele der Sieger. Als sie aber die Leichen der Athener sahen, da verhöhnte Philipp die Athener und wiederholte spottend die herausfordernden Worte der athenischen Kriegserklärung. Unter den Kriegsgefangenen war der athenische Redner Demades. Dieser rief dem König zu: „Warum spielst Du die Rolle des Thersites, da Dich doch das Schicksal zum Agamemnon erkoren hat?“ Und Philipp nahm sogleich die Freudenkränze von seinem Haupte; dem Demades aber schenkte er die Freiheit.

Die Griechen sind besiegt; aber der Sieger beugt sich vor der geistigen Ueberlegenheit der Besiegten. Er kennt keinen höheren Stolz, als selbst ein Grieche zu heißen und dem griechischen Held Agamemnon zu gleichen. Und derselbe Alexander, der sich an diesem Tage bei Chäronea in den Kriegerreihen seines Vaters die ersten Heldenehren erkämpfte, zieht wenige Jahre nachher mit seinen Heeren weit in den Osten, um grie-

chisches Wesen und griechische Bildung in alle Lande zu tragen und zum Gemeingut der ganzen Menschheit zu machen.

Was liebt die Weltgeschichte doch für grelle Gegensätze! Das alte Griechenland ist selbst in seinem Untergang noch erhebend; das neue Griechenland dagegen hat auch nach seiner vielgefeierten „Wiedergeburt" nur traurige und niederschlagende Eindrücke. Nie habe ich dies lebhafter empfunden, als hier auf dem Schlachtfeld von Chäronea.

Noch zeugen oben auf dem felsigen, fast unzugänglichen Bergkegel des Petrachos, an dessen Ostseite das alte Chäronea gelegen war, die festen Quadermauern der Akropolis und das in den Fels gehauene Halbrund des durch zwei Gurtbände in drei Stockwerke getheilten Theaters und ein alter, jetzt in der Kirche befindlicher Marmorsessel, der, weil Chäronea die Geburtsstadt Plutarch's war, hier zu Lande gewöhnlich der Thron des Plutarch heißt, von der Wohlhabenheit und Kunstliebe, deren im Alterthum sich auch die kleinste Landstadt rühmen durfte. Jetzt ist die weite fruchtbare Ebene, die sich vom Fuß des Parnaß bis fast an den Kopaischen See zieht, völlig öde und unbebaut. Nur einige elende Hütten stehen hier. Zwei Wlachenknaben, schön wie die schönsten griechischen Ephebenstatuen, haben einen Schank errichtet, in dem sie schlechten Wein und Branntwein (Krasí und Rakí) kredenzen. Ueber den Erdboden dieser Schenke war ein schmutziger bunter Teppich gebreitet, und auf diesem Teppich lagerten acht

Männer, nach echt türkischer Art mit untergeschlagenen Beinen, und den Feß wie einen Turban mit weißen Tüchern umwunden. Dazu rauchten sie ihre langen türkischen Pfeifen oder Papiercigarren und spielten Karte.

Solche türkische Genrebilder sieht man in Griechenland noch überall. Sitte und Lebensweise hat sich im Innern des Landes seit dem Sturz der türkischen Herrschaft noch nicht im Mindesten geändert. Nach wie vor tituliren uns unsere Maulthiertreiber als „Effendi“ und, wenn sie uns begrüßen, legen sie ganz wie die Türken, den Blick senkend, ihre Arme über der Brust zusammen.

Alter gewaltiger Löwe von Chäronea! Eine Thräne trat mir heimlich in's Auge, als ich vor Dir stand, Du schönes altehrwürdiges Sinnbild des ruhmreich kämpfenden und doch für immer verlorenen Griechenland!

Rückblick.

Während der letzten Tage meiner griechischen Reise durchwanderte ich die Ebenen von Thespiä, Leuktra und Platää, zwischen dem Helikon und dem Kithäron.

In der Nähe des alten Thespiä befinden sich in und an der Kirche des heiligen Charalampos einige sehr schöne Reliefbilder der Praxitelischen Zeit, ein schwacher Nachklang der gewaltigen Statuenpracht, mit der Praxiteles Thespiä schmückte. Leuktra ist völlig verschwunden, aber noch liegen in der Ebene auf offenem Felde die gewaltigen Marmortrophäen, die einst den Sieg der Thebaner über die Lacedämonier verherrlichten. Vom alten Platää, dem tapferen und kunstgeschmückten, sind nur noch Mauertrümmer vorhanden, unter denen hie und da ein vereinzeltes Säulencapitell an die Kunst der alten Tempel erinnert.

Rings herum ist fast nur verödetes Weideland, und die wenigen Dörfer, die sich in der Nähe des alten Thespiä und

Platää niedergelassen, bestehen aus vereinzelten schmutzigen Hütten. Mir lag immer das schöne Wort aus dem Child Harold im Sinne:

„Kein Land der Fröhlichkeit ist Griechenland,
Doch wem die Wehmuth lieb, der mag hier weilen!“

Und wohl ist das ruhmreiche Schlachtfeld von Platää geeignet, die wechselnden Geschicke Griechenlands an unserem Auge vorübergleiten zu lassen und trauernd das glänzende Einst mit dem jammervollen Jetzt zu vergleichen.

Ach, es war eine schöne Zeit, als in den zwanziger Jahren ganz Europa begeistert an dem Freiheitskampfe der Griechen theilnahm; aber mit Schmerz müssen wir uns eingestehen, daß dieser große Kampf nicht die erwarteten Früchte getragen hat.

Ueberall nur der dürftigste Anfang des Ackerbaues; nirgends Handel und Fabriken; Griechenland ist fast nur noch ein Weideland für Schafe und Ziegen.

Das heutige Griechenland steht tief, tief unter dem Griechenland des trojanischen Krieges. Bei Homer ist, wie L. Roß in einer vortrefflichen Abhandlung in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft im Jahre 1850 einmal ausführte, der Gebrauch von Wagen etwas Alltägliches; man fährt von Pisa

nach Korinth, von Athen nach Delphi, von Pylos nach Lakedämon, die gewaltigen Mauerbauten von Mykene und Tirynth konnten gar nicht gebaut werden ohne vortreffliche Fahrstraßen und tüchtige Brückenbauten. Heute aber giebt es fahrbare Straßen nur zwischen Athen und dem Piräus, zwischen Nauplia und Argos, zwischen Athen und Theben; vor längeren Jahren war auch eine Straße von Theben nach Livadia, sie verfällt, denn sie wird nicht benutzt, weil es in Theben und Livadia keinen Wagen giebt. Eine Straße von Argos nach Tripolitza wird in diesem Augenblick gebaut, aber so schlecht, daß jetzt, wo sie noch nicht vollendet ist, die zuerst beendeten Strecken bereits wieder zu verfallen beginnen. Nestor rühmt sich (Ilias 11, 677), in Elis eine Beute gemacht zu haben von fünfzig Rinderheerden und ebenso viel Schafen, Schweinen und Ziegen. Und wie wirft das Alterthum mit Hekatomben um sich! Der Viehstand des neuen Griechenlands wäre in sehr wenigen Hekatomben völlig vernichtet. Pferdezucht ist auch nicht vorhanden; nur in Argos ist ein Gestüt; doch ohne sonderliche Erfolge.

Das Hauptübel Griechenlands ist seine Bevölkerungslosigkeit. Seit dem Befreiungskriege hat die Bevölkerung zwar in Athen bedeutend zugenommen, aber im übrigen Griechenland wenig oder gar nicht. Auf neunhundert Quadratmeilen hat Griechenland noch nicht eine Million Einwohner. Nach den neuesten amtlichen Angaben kommen auf Festgriechenland 258,973, auf den Peloponnes 504,826, auf die Inseln 232,067 Seelen.

Und auch diese Summen sind vielleicht schon zu hoch angegeben; denn auch dies gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Landes, daß genaue statistische Zählungen fast ein Ding der Unmöglichkeit sind. Keine Strenge der Regierung hat es bisher vermocht, regelmäßige Kirchenbücher über die Geborenen und Verstorbenen einzuführen; und verordnet die Regierung ausnahmsweise einmal besondere Zählung, so machen auch diese die Griechen zu einer reinen Illusion, denn es herrscht der Aberglaube, daß, wenn die Glieder einer Familie gezählt würden, eines derselben unrettbar dem Tode anheimfalle. Bei dieser geringen Bevölkerung wird es begreiflich, daß der Reisende im Innern des Landes oft Tage lang reiten kann, ohne auf dem Wege eines einzigen Menschen Antlitz zu sehen. Und wie ist an eine Hebung des Ackerbaues und des Fabrikwesens zu denken, wenn die nöthigsten Arbeitskräfte noch immer fehlen? In Athen erhält ein Arbeiter außer seinem Unterhalt an Speise und Trank täglich vier Drachmen, das sind 28 Sgr. 6 Pf. Franzosen und Engländer haben zu verschiedenen Zeiten verschiedene Fabrikanlagen versucht; aber sie konnten bei diesem theuren Arbeitslohn die Concurrenz mit dem Auslande nicht aushalten.

Oder sollen wir noch weiter gehen und dem Boden des Landes selbst alle fernere Lebenskraft absprechen? Ich muß gestehen, daß mir während der Zeit, in der ich die verschiedenen Theile des griechischen Festlandes durchstreifte, unaufhörlich ein Buch in die Erinnerung kam, das ich schon früher einmal

gelesen hatte, und das ich doch erst jetzt, nachdem ich Griechenland selbst kenne, wirklich verstehe. Ich meine das Buch von Karl Fraas „Klima und Pflanzenwelt in der Zeit. Landshut 1847.“ Der Verfasser hat lange Zeit in Griechenland gelebt und hat es als Botaniker nach allen Seiten hin wiederholt durchwandert. Dieser bezeichnet die wirkliche Wiedergeburt Griechenlands geradezu als eine physische Unmöglichkeit. Und diese physische Unmöglichkeit sieht er in der jetzigen Entwaldung und Wasserarmuth des Landes.

Er sagt: Wer Schiffe bauen will, wer Eisen gewinnt, Glas schmilzt, Häuser baut, Zucker siedet, Kalk brennt, kurz, wer Fabriken errichtet, braucht Holz und Wasserkraft. Homer und Hesiod erwähnen viele Wälder, Theophrast spricht von großen Waldungen am Parnaß und Helikon, am Taygeton und Kyllene, vorzüglich aber auch in Arkadiens Hochland. Jetzt hat Griechenland in den leicht zugänglichen Gegenden gar keinen Wald mehr, am Parnaß beginnt der Wald erst zweitausend Fuß hoch mit Edeltannen am Kloster Jerusalem. Das vordringende Wüstenklima hat das Holz durchweg nur auf die höchsten Gebirge gedrängt. Holzreich sind nur noch der hochgebirgige Theil von Aetolien und Ostakarnanien, Phthiotis und mittlerem Euböa, und die Schluchten des Kyllene und Taygeton. Künstliche Forstcultur aber ist unmöglich; selbst die Erhaltung des bisher noch Erhaltenen sehr mühsam und fast unausführbar. „Wo denn sollte der Unterhalt der Heerden — der halbe Reichthum des Landes — herkommen,

wenn die Ziegenhirten nicht mehr das Land durchziehen sollten vom Othrys und Thymphrest bis zum Cap Tänarum und Malea? Woher die Fruchtbarkeit der nackten Gebirge, dürfte nicht mehr durch Abbrennen des Gestrüpps mit Asche gedüngt werden?" Die Wiederherstellung der alten Wälder ist besonders auch deshalb unmöglich, weil die Zerstörung der massenhaften natürlichen Vegetation das Klima so verändert hat, daß der geographische Bezirk der die Flora bedingenden Elemente völlig aus seinen Grenzen verrückt ward. Die Entwaldung des Landes hat auf dem dürren und kalkhaltigen Boden die Wärme und die Trockenheit der Luft beträchtlich vermehrt; die Quellen sind immer mehr versiegt und der dürre Boden zieht die atmosphärischen Niederschläge nicht mehr an. So weht der Scirocco heißer und heißer über die schattenlosen Berge mit dürrem Gestrüpp und findet nicht Quellen, nicht Flüsse und Seen, aus denen er befruchtende Dünste ausziehen könnte. Die Alpenwiesen beginnen nicht in der Höhe von dreitausend Fuß, sondern erst in der Höhe von fünftausend. Diese Höhen sind den Sommer hindurch von Schafheerden bedeckt; man zählt am Parnaß allein an achtzigtausend Stück Schafe, die im Winter in die Ebenen von Salona, Phocis und Böotien ziehen. Aber auch hier ist bei dem Mangel an Quellen die Ernährung der Pflanzen nur atmosphärischen Niederschlägen und dem schmelzenden Schnee überlassen; daher überall nur niedergedrückte kurzhalmige Gräser, was freilich für die Schafe nur um so besser ist. Kurz, wo früher Wald stand, da ist jetzt nur niederes Gestrüpp, wo früher Weide-

landschaft, nur Steppenvegetation. Die Natur des Landes ist in ihrem innersten Wesen angegriffen. Und wenn wir auch nicht glauben, daß das kahle ausgebrauchte Griechenland aus den alten Myrmidonen und Pelasgern im Laufe der Zeit Gyphten und Wlachen gebildet habe, so müssen wir doch gestehen, daß selbst das Vollblut der Helden von Marathon oder der platonischen Akademie, wenn es ohne Verdünnung und Zersetzung unverändert auf unsere Zeiten gekommen wäre, jetzt nur sehr dürftige, ja oft gar keine Hülfsmittel finden würde, um sich mit jenen Völkern in die Rennbahn zu stellen, die jetzt in Europa und Amerika um den Preis des Fortschrittes ringen.

Mögen wir uns nun mit der verzweifelten Hoffnungslosigkeit des gelehrten Botanikers einverstanden erklären oder ihr widerstreiten, mögen wir eine wirklich lebenskräftige Wiedergeburt dieses einst so schönen Landes in das Reich der Träume zählen, oder sie noch immer als eine wenn auch erst in ferner Zeit erreichbare Möglichkeit ansehen, das ist gewiß, dies Griechenland, wie es sich in diesem Augenblicke uns darstellt, ist noch lange nicht diese einst so sehnlich erwünschte vielgefeierte Wiedergeburt, ja bis jetzt sind kaum die allerersten Keime zu einer solchen vorhanden. Und dies drückende Bewußtsein, daß die heutigen Zustände bisher noch so gar keine innere Entwickelungsfähigkeit zeigen, dies ist es, was dies unglückliche Land politisch in ewiger Unruhe und Gährung gefangen hält.

Griechenland kann nicht leben und kann nicht sterben; Griechenland vegetirt nur. So sagte mir neulich ein Deutscher, der vor beinahe dreißig Jahren als Philhellene nach Griechenland kam und der jetzt als Grundbesitzer in der Nähe von Chalkis auf der Insel Euböa lebt. Und wirklich, man kann nicht treffender den kläglichen Zustand bezeichnen, unter dem Griechenland seit seiner Errichtung als selbständiges Königreich schmachtet. Griechenland wurde nur mit Widerwillen von den Großmächten als selbständig anerkannt; die Großmächte haben es auch von jeher wie ein ausgesetztes Kind behandelt und alles Mögliche gethan, es in seiner Entwickelung niederzuhalten; die Eifersucht der Großmächte hat es schon in seiner Geburt verkümmert, denn sonst mußte ihm die Londoner Conferenz nothwendig auch Epirus und Thessalien zusprechen, und wiederum ist es nur dieselbe Eifersucht, die ihm jetzt noch sein Scheinleben sichert. Griechenland fällt, sobald irgend ein tiefgreifendes Ereigniß eine wesentliche Aenderung in der Ländervertheilung des sogenannten Gleichgewichtssystems herbeiführt.

Die Griechen alle haben das Gefühl von der Mißlichkeit ihrer politischen Lage. Daher kommt es auch, daß sich bei ihnen die politischen Parteien nicht wie anderswo in Absolutisten, Constitutionelle und Radicale scheiden, sondern lediglich nur in Nationale und Nappisten, d. h. in solche, die die Selbständigkeit des Reiches um jeden Preis erhalten wollen, und in solche, die mit mehr oder weniger Offenheit eine Ver-

einigung mit Rußland erstreben. Es ist gewiß, für jetzt haben die Nationalen noch die Oberhand; aber sie selbst bekennem sich im Stillen mit tiefen Schmerzen, auf wie schwankenden Boden sie stehen. Freilich kann man noch jeden Tag in den athenischen Zeitungen lesen, wie die Stimmführer der nationalen Partei, auf ihre hellenische Abkunft pochend, jede Annäherung an die „Mongolen und Tartaren" verabscheuen; aber nichsdestoweniger verstärkt sich unleugbar die russische Partei von Jahr zu Jahr. Und obgleich Rußland seinerseits es nicht an Aufstachelung fehlen läßt, so würde man doch irren, wenn man diese Erscheinung einzig und allein den russischen Umtrieben zuschreiben wollte. Die traurige Einsicht, daß Griechenland nicht durch sich selbst zu Kräften kommt, sondern durchaus die Unterstützung eines größeren Reiches bedarf, drängt sich, leider! jedem Griechen ganz von selbst auf. Ein Königreich Griechenland unter einem russischen Prinzen, das ist eine Zukunft, die sich die Meisten als eine Wahrscheinlichkeit denken, und die sich in der That recht Viele sehnlich herbeiwünschen.

Aber wie kommt gerade Rußland in eine so günstige Stellung? Warum kann namentlich England so gar keinen Boden gewinnen, da England ja den Griechen alle Vortheile der Civilisation und politischen Freiheit bietet? Die nächsten Gründe sind allerdings leicht bei der Hand. Rußland hat bei dem Bigottismus des griechischen Volkes einen ganz unberechenbaren Vorsprung durch die Gleichheit der Religion,

England dagegen hat durch seine fortwährenden Chicanen gegen Griechenland, und besonders durch die letzte Blokade im Jahre 1850 einen ganz entschiedenen Haß erregt. Aber dennoch liegt der eigentliche Grund tiefer, und die Griechen sind schlau genug, das ganze Gewicht desselben klar zu erkennen.

Käme Griechenland unter englische Herrschaft, so hätte es in seinem materiellen Wohlstande nichts gewonnen. England hat nur das negative Interesse, daß Griechenland nicht an Rußland kommt; an und für sich ist es für England gleichgültig, ob es Griechenland besitzt oder nicht; es hat ohnehin die unbestrittene Uebermacht im Mittelmeere. England würde also für die Hebung Griechenlands durchaus keine Opfer bringen. Die ionischen Inseln sind ein so naheliegendes Beispiel, auf was für selbstsüchtige Zwecke die englische Colonialpolitik gestellt ist. Ganz anders Rußland. Für Rußland ist der Besitz Griechenlands eine Lebensfrage. Gehört Griechenland zu Rußland, so wird und muß Rußland Alles aufbieten, Griechenland zur höchsten Blüthe zu bringen.

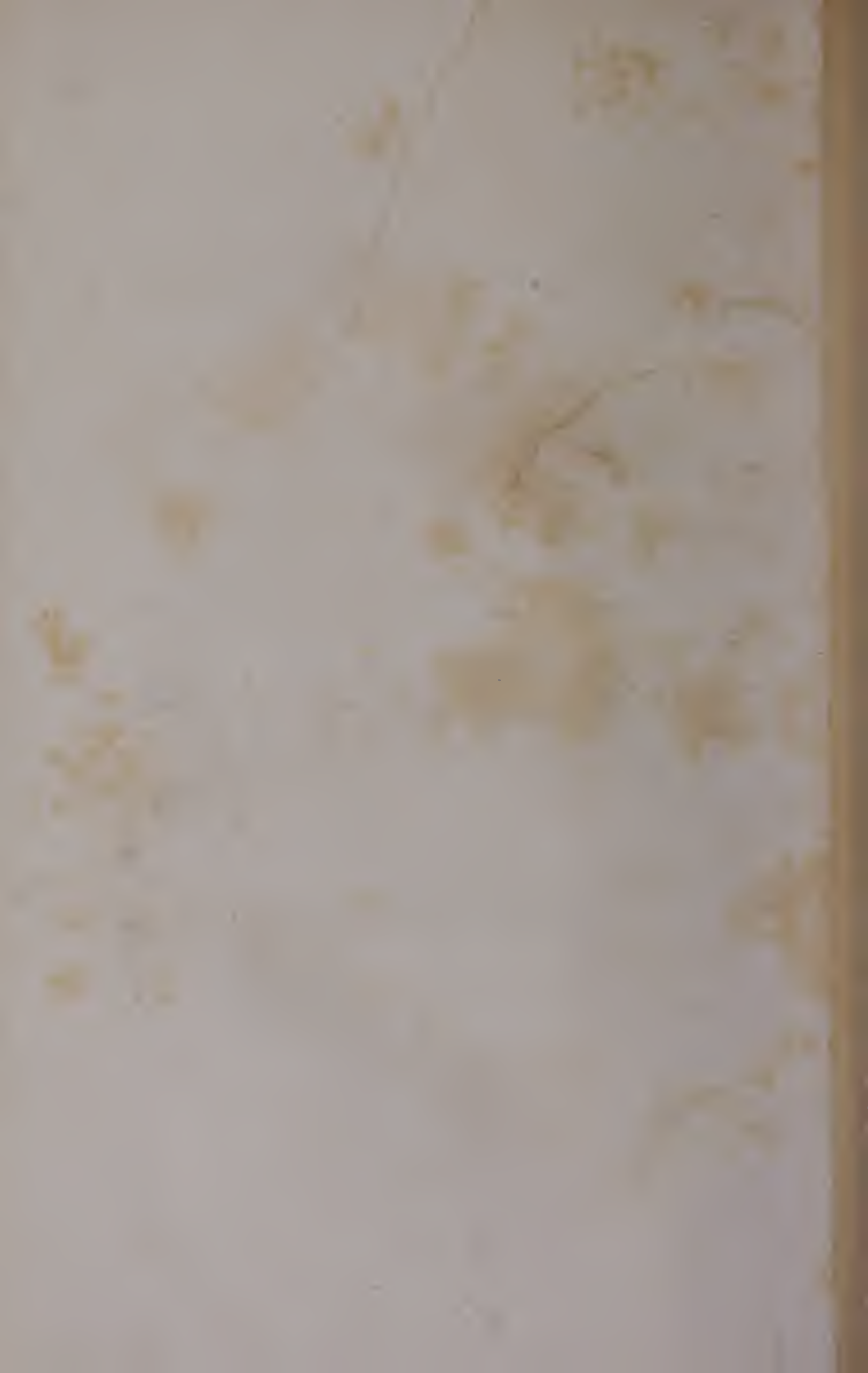
Für Rußland, wie es jetzt ist, ist eine große Marine ein Ding der Unmöglichkeit. Seine Seemacht ist geknebelt, oben am Belt, unten an den Dardanellen. Erst mit dem Besitze Griechenlands bekommt Rußland freies Spiel im Meere, so wie es erst mit den Griechen gute Matrosen bekommt. Was also Rußland für die Blüthe seiner Marine thut, das thut es zugleich für die Blüthe Griechenlands. Die Nappisten

stellen also einfach die Frage: Was ist besser, elend und arm sein bei scheinbarer Selbständigkeit, oder Provinz eines großen Reiches sein und als solche reich und blühend? Dabei bringen sie freilich nicht genug in Anschlag, daß ein solcher Wechsel in dem Geschick Griechenlands kaum möglich ist ohne große Weltereignisse.

Ueberhaupt, betrachtet man das beständige Schachspiel zwischen England und Rußland im Orient, so sieht man leicht, daß über kurz oder lang diese beiden Mächte dort in harten Zusammenstoß kommen müssen. Und das ist eine Betrachtung, die um so mehr Berücksichtigung verdient, da gerade in diesem Augenblicke auch Frankreich wieder seine Fäden im Orient aufgreift und die Bewegung in Montenegro, wenn auch vielleicht für jetzt unterdrückt, sich im Stillen dennoch lavinenartig fortwälzt, bis sie früher oder später vor den Thoren von Stambul steht.

Das Löwenthor von Mykene.





Plan der Acropolis





Das Erechteum.

